Landesbibliothek
Coburg

[illegible] 7/5 (3.1)

D. III. 7.
5132
5

Geſchichte
Carl Ferdiners
Dritten Bandes
Erſter Theil.

Breslau und Leipzig, 1779.
verlegts Johann Ernſt Meyer.

COBURGER

Landesbibliothek
Coburg

An den Leſer.

Es ſind in dieſem Theile einige Verſehen vorgegangen, welche daher entſtanden, daß ſich unter die reine correcte und zum Druck beſtimmte Abſchrift einige Bogen der alten uncorrecten und verworfenen Copey unvermerkt eingemiſcht hatten, die denn folglich ſo mit abgedruckt wurden, wie ſie waren. Ob zwar der Verfaſſer freylich weit lieber geſehen hätte, daß diejenigen Briefe, die dieſer Zufall getroffen hat, nach der letzten verbeſſerten Abſchrift hätten können geleſen werden, wodurch inſonderheit das Ende des 40ſten, und die folgenden Briefe bis an den 43ſten, gewonnen haben würden; ſo werden doch

)(die-

diejenigen Verſehen, welche Anſtoß oder Zweifel und Mishelligkeit unter den erzählten Handlungen verurſachen könnten leicht gehoben werden, wenn der Leſer ſo gütig ſeyn will, folgende Aenderungen zu bemerken.

Im 42ſten Brief, S. 349. ſoll gleich im Anfang des Abſatzes für: „Ich habe Julien vorgeſtern durch einen Brief zu meiner Ankunft auf morgen, und zu meiner Abſicht vorbereitet:" beſſer geleſen werden: „Ich habe ſchon vor drey Tagen an Julien geſchrieben, und ſie zu meiner Ueberkunft und meiner Abſicht vorbereitet: habe aus dem Gefühl u. ſ. w." S. 350. ſoll im zweyten Abſatz für: „morgen iſt der Tag, den ich ꝛc." geleſen werden: „den Tag meiner Reiſe konnt ich noch nicht beſtimmen; vermuthlich wird er der 17te." Und in der Nachſchrift bey den Worten: „keine Antwort auf meine Fragen;"

ſollte

ſollte heißen: „keine Antwort auf die Fragen in meinem letzten Briefe.“ Es iſt hier nämlich die Rede von eben dem Briefe, den er, wie er erzählt, vor drey Tagen hatte abgehen laſſen. Im 47ſten Briefe, S. 381. ſollte über dem Briefe das Datum den 12ten ſeyn. Im zweyten Abſatz: „Eben hab' ich einen Brief von ihr;“ leſe man: „Eben hab' ich noch einen Brief von ihr. Antwort auf den, deſſen Inhalt ich Ihnen geſtern erzählte?“ Geſtern muß weggeſtrichen werden: er meint abermal denjenigen Brief, davon im 42ſten die Rede war. Am Ende des 48ſten Briefes, S. 393. „Ein Tag wird genug ſeyn, alles zu entſcheiden — dann — Ich will reiſen:“ Man leſe dafür: „Ein Tag wird genug ſeyn, alles zu entſcheiden. Morgen ſchreib' ich abermal an Julien, um ihr zugleich den Tag meiner Ueberkunft zu beſtimmen: denn wie es immer ausfalle

— ich

— ich will reiſen!“ S. 401. ſollte bey den Worten: „ein Brief Ferdiners,“ ein *) ſtehen, und die Anmerkung darunter: „S. den 42ten Br.“ denn von dieſem Briefe redet hier Lotte, nicht von den, worin Ferdiner den Tag ſeiner Ueberkunft anſagte, und den er erſt den 13ten abſandte.

Am Ende des 61ſten Briefes, S. 499. bleibt der letzte Periode: „Nun pack’ ich meine ꝛc.“ ganz weg, und muß am Ende des vorhergehenden 60ſten Briefes 498 geleſen werden, wohin er gehört.

Die übrigen typographiſchen Verſehen ſollen am Ende des ſechſten und letzten Theils bemerkt werden.

Geſchichte
Carl Ferdiners.
Dritten Bandes
Erſter Theil.

Geſchichte Carl Ferdiners.

Dritten Bandes Erſter Theil.

Erſter Brief.

Leonore an Lotte.

Gehrſen, den 5ten Febr. 1762.

Eben hatt' ich einen Brief von Ferdinern von zwiefachem Inhalt, beyde Theile vielleicht gleich wichtig, wiewohl der eine für mich, der andere für Julie. Ueber den erſten verlangt michs, Ihren Rath zu vernehmen, und den andern Theil, glaub' ich, können Sie nicht zu früh erfahren; alſo ſchreib' ich Ihnen auf der Stelle.

Was meinen eignen Theil betrifft, ſo wundert ſich Ferdiner ungemein über eine

Nachricht von ſeinem Vetter — Seinem Vetter! Ach! ſonſt konnt' ich ſagen, meinem Friederich! — der ihm mit Befremdung, ſagt Ferdiner, geſchrieben hat: „daß ich ihm entſage, und Schlauern für meinen Geliebten erkläre." Wie das möglich ſey? frägt Ferdiner. — Wohl mag er fragen! Ich möchte die Frage zehenmal wiederholen.

Dieſe Wendung — fällt ſie nicht ins Auge? Will der liebe betrogene Friederich nun ſelbſt dieſen Weg hin? Iſt es ſo weit mit ihm gekommen? — Wie Gott will!

Schlauer ſoll ſich vermeſſen haben, jedem Dritten, den Friederich ernennen würde, einen von mir ſelbſt unterſchriebenen und beſiegelten Ehecontract mit ihm aufzuweiſen. Friederich iſt darüber, daß ich mit dem Menſchen auch nur geſprochen habe, — wenigſtens ſchreibt er's in ſeinem Briefe an Ferdinern, außer ſich, und findet ſich ſo beleidigt, daß er nur noch zu vernehmen verlanget, ob es wahr ſey? — „Sonſt wäre alles vermuth-

muthlich gut geworden,“ hat Friederich hinzu geſetzt. — Sonſt vermuthlich! Ach ja: es ließ ſich alles ja ſo ſehr wohl darnach an! — „Wenigſtens hätte er ſchon ſeine Maaßregeln genommen, mich unvermuthet zu überfallen.“ — Sagen Sie mir, liebſte Lotte, ſcheinet das Ihnen glaublich? oder iſts eine letzte Wendung des Abſchiednehmenden, der uns nicht wieder zu ſehen denkt, und vorher noch eine Beugung vor uns macht? Ach! wenn dieſe Herren unſer überdrüßig ſind, und nichts, nichts aufzubiethen wiſſen, ihren Ueberdruß zu beſchönigen, als ihre eigene Leichtſinnigkeit, ſo machen ſie ein ernſthaftes zorniges Geſicht, das für verurſachten gerechten Unwillen gelten ſoll, und wenden uns den Rücken. Seine Mutter hat gewonnene Sache. Noch einmal, wie Gott will!

Was Schlauern betrifft; ſo denk' ich Ferdinern zu antworten: mein Verſtändniß mit ihm ſtünde auf einem ſolchen Fuß, daß es ohne Zweifel Liebe von meiner Seite anzeigen müſſe, wenn nicht Unver-

ſchämtheit von ſeiner, daß er es vor einiger Zeit gewagt hätte, mich zu überfallen; ob zwar in ſolchen Kleidern, und ſo einem Pelze, worin ich ihn nimmermehr hätte vermuthen können. Da hätt' ich ihn denn freylich geſehen: aber auch nur geſehen. Denn ſo bald das denkwürdige Antlitz den Mann unter dem Pelze verrathen, hätt' ich ihm nicht mehr, als ein paar Worte zu ſagen gewußt; und ein Päckchen ſeiner ſchriftlichen Depeſchen, die er liegen laſſen, lägen noch eben ſo unberührt von mir da. Zwar hätte er vorgegeben, und beſchworen, er käme mit Aufträgen von dem jungen Wolmer: aber wenn das mir auch hätte glaublich ſeyn können, wie es doch nicht gekonnt hätte, ſo würd' ich ihn dennoch eben ſo abgewieſen haben: denn wenn auch außer Friederichen und mir auf der ganzen weiten Erde ſonſt keine lebendige Seele mehr wäre, als Schlauer; müßte doch dieſer Schlauer zwiſchen uns durchaus nicht Mittelsperſon ſeyn! —

Fer-

Ferdiner frägt: ob ich nicht für gut finde, ſelbſt an Friederichen zu ſchreiben? — Er verſpricht ſich davon die beſte Wirkung, und will für die Beſtellung des Briefes Bürge ſeyn.

Aber was ſoll ich ſchreiben? Ich hab' es überlegt: und kann mein Herz dießmal nicht allein Stimme geben laſſen. O! wie hab' ich ihn geliebt, ihn einzig geliebt! Wie von ganzem Herzen ihm vertraut! Es iſt auffallend, wie der Tag! So bin ich ja Mutter geworden, ohne Weib zu ſeyn! Es iſt ja auffallend! Und nun da ich Mutter bin, nun ſollt' ich ihn nicht lieben? Sollte einen andern lieben, und zwar dieſen Schlauer? — Es iſt ja Unſinn in dieſem Argwohn! Unſinn — wo nicht Muthwillen und Argliſt. — Aber Er, Er iſt nicht mehr, der er war. Das iſt die Auflöſung; und weil er ſich ſchämt, die Schuld zu haben, ſo ſoll ich ſie tragen. Das iſt die Auflöſung! — Hat er nicht diejenige Liebe mehr für mich, wodurch die meinige erwiedert wird; ſo — Warum ſollt' ich eben darauf dringen, daß

er durch Verbindung mit mir ſich unglück-lich, und mich nicht glücklicher mache? Liebt er mich aber noch, wie ich von ihm geliebt werden muß; ſo dünkt mich, es iſt endlich einmal an ihm, mir davon eine einzige Probe zu geben, nach allem dem, was ich gethan, und gelitten habe. O! wie hab' ich mich gedemüthiget, mich, daß ich ſo rede, faſt weggeworfen! Es half mir nichts. Dennoch wollt' ich auch ferner gern meine Gefälligkeit ohne Gränzen ausüben; nur daß ich, wie die Umſtände itzt ſind, befürchten muß, mich geringſchätzig zu machen: denn alle meine Gefälligkeit half ja zu nichts! Alſo, ehe ich nicht mehr, nicht ernſthaftere und wärmere Bewegungen von ſeiner Seite ſehe, deucht mich, iſts beſſer, ich ſchreibe nicht. Auf wie viele Briefe iſt er mir noch Antwort ſchuldig? — Er hat ſie nicht bekommen, mögte man denken. — Aber verſchiedene ſind doch durch Ferdiners Hand gegangen: hat er auch die nicht bekommen? Iſt das zu glauben? — Und denn dieſen Schlauer, dieſen verächtli-

chen

chen Menſchen mit Aufträgen an mich ab-
zuſenden! Welche gute Abſicht läßt ſich
dabey denken? Ihn ſelbſt an mich zu ſen-
den, und mir dann ein Verbrechen daraus
machen zu wollen, daß ich den Menſchen
vor mich laſſe! —

Schlauer hat ſeinen Auftrag vielleicht
erlogen. —

Aber wie könnte er ſich denn auf ſeine
hinterlaſſenen Briefſchaften berufen? —
Der Widerſpruch iſt zu grob! — Alſo
denk ich, Ferdinern zu antworten: ich hät-
te mich ſchon zu lange vergeſſen, es wäre
endlich Zeit, wieder an mich ſelbſt zu den-
ken. Schreiben würd' ich nicht, ſo lange
man mit mir durch dieſen Unterhändler zu
reden für gut fände. —

Meynen Sie nicht, Liebe, daß ich ſo
antworten muß? —

In dem andern Theile wünſchet Ferdi-
ner von mir einige Erläuterung über die un-
begreifliche Kaltſinnigkeit ſeines Onkels. Er
frägt: ob Dankwart neulich zu Färmbüll,
oder ob ſein Onkel zu Grumbuy geweſen
ſey? Was von ihm geſagt würde, wo nicht

laut, doch vielleicht ſo in's Ohr? Ob Julie ſich darüber beunruhige, oder es ſo nähme, wie er wünſche, und wie ſie ſollte, mit Verachtung? — Was ihn beträfe, ſetzt er hinzu, ſo würd' er völlig gleichgültig bleiben, und die Staubwolke, die dieſer oder jener rege gemacht, fliegen laſſen, bis ſie von ſelbſt wieder herunter ſänke zu der Erde, woraus ſie entſtanden wäre.

Darf ich hieraus ſchließen; ſo hält er, ohne an Luiſen oder ihre Mutter zu denken, alles für eine Irrung, die aus Erdichtungen und falſchen Einbildungen gewiſſer Leute, vorzüglich Dankwarts, entſtanden ſey. Und wollen Sie aufrichtig meine Meynung wiſſen; ſo halt ich Ferdinern für unſchuldig: ob ich gleich keinen andern Grund anzugeben weiß, als dieſen: daß Ferdiner, wenn er auf dieſe Weiſe Luiſen beleidigt hätte, gewiß der Mann nicht iſt, dem es an Klugheit oder Billigkeit fehlet, die Beleidigung zeitig ſo gut als möglich zu vergüten, und alles in der Stille beyzulegen. Mir ſind zwar nur

wenige Umſtände bekannt; allein daß er ſich, wenn er ſchuldig wäre, in der ganzen Zeit ſo wenig um Tochter als Mutter bekümmert, die letzte auf keine Weiſe beſänftigt, und die erſte ihrem Schickſal unbeſorgt überlaſſen haben ſollte — das iſt mir vollkommen unglaublich.

Wie der Verdacht bey der Mutter entſtehen konnte, das läßt ſich ganz leicht denken. Das arme kranke Mädchen ſchwärmte; der von der Mutter befragte Arzt ſagte aus: Fälle der Schwangerſchaft pflegten wohl mit ſolchen Zufällen verbunden zu ſeyn; da ſchloß nun die beſorgte Mutter aus der Melancholie ihrer Tochter zurück auf eine Schwangerſchaft, ſetzte dem armen Mädchen mit Fragen und Verweiſen zu, bey dem endlich in dem Zuſtande einer verſtörten Einbildung der Gedanke ſo lebendig und ſo herrſchend wurde, daß ſie anfangs ſelbſt glaubte, und endlich bejahete, was nichts als Chimäre war.

Dieß, ſag' ich, ſind meine Gedanken, und ich riethe, die Sache ſo ſchnell abzuthun, als immer möglich iſt, ehe von beyden

den Seiten Ferdiners und Wolmers Mißtrauen, und andere Affecten dazu kommen, und vollends alles verderben. Das beſte und kürzeſte Mittel iſt, Sie ſchreiben an Ferdinern, oder laſſen mich ſchreiben, weſſen er von Louiſens Mutter beſchuldigt wird. Das kann in einem ſcherzhaften Ton geſchehen, den er nicht übel nimmt; und ich bin gewiß, er wird ſich auf eine Weiſe erklären, die mehr Glauben verdienet, als das ſo ungewiſſe ſonderbare Vorgeben einer Mutter, die ſich noch dazu an einen ſo böſen Rathgeber gewendet hat, als Dünkel iſt.

Nun hab' ich Ihnen ausführlich über alles geſchrieben, und erwarte, daß Sie meine ganze Offenherzigkeit erwiedern.

Zweyter

Zweyter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 7ten.

Ferdiners Nachricht von Ihrem Friederich — denn ich hoffe noch immer, daß ich den jungen Wolmer mit dieſer Benennung eben ſo wahr bezeichne, als wenn ich ihn Ferdiners Vetter nenne — befremdet mich völlig ſo ſehr, als einen von ihnen beyden: nur denke ich von dieſem lieben Friederich ziemlich anders, als meine geängſtete Leonore.

Ja, Liebe, ich halt' es allerdings für irgend eine nichtswürdige Betrügerey, für eine ſchwarze Wendung, für — wofür Sie wollen — aber nicht für einen Streich, den dieſer Friederich ſelbſt ſpielet. Vielmehr iſt er es ſo ſehr, als Sie, für den er geſpielet wird. Daß er daran unſchuldig iſt, erhellet, dünkt mich, auch daraus, weil er ungehalten iſt, daß Sie dieſen Schlauer auch nur geſprochen haben. Wäre Schlauer durch ihn ſelbſt abgeordnet; freylich wie grob wäre der Widerſpruch:

ſpruch: aber eben darum, weil er gar zu grob iſt, iſt dieſer Argwohn auch ſo unwahrſcheinlich. Setzen Sie aber, dieſer Elende hat ſich vermeſſen, Hand und Siegel von Ihnen aufzuweiſen: Liebe, was ſoll, oder was kann Friederich denken? Ich bin verſichert, Schlauer kann ſein Wort nicht halten; oder die Charteke, die er allenfalls vorzeigen wird, iſt falſch und untergeſchoben: allein noch einmal, was ſoll Ihr Friederich anders thun, als ſich deswegen bey Ferdinern erkundigen, den Contract anſehen, oder einen beſtellen, der ihn unterſuche? Hätten Sie jemals eine einzige Zeile an Schlauern geſchrieben, und ihren Namen darunter; ſo wiſſen ſeines Gleichen Mittel, das Geſchriebene auszulöſchen, und in die Reihen hinzuſetzen, was ihnen gefällt. Wiewohl auch das nicht einmal nöthig iſt; denn ſie beſitzen auch wohl die Fertigkeit, Hände nachzuſchreiben: und was das Siegel betrifft; wie bald läßt ſich nach jedwedem Abdruck ein Pettſchaft nachſtechen? Wäre das der Fall, ſo wär's in der That ſchlimm; und

ich

ich vermuthe, daß er es iſt. Wie wollen Sie bey aller ihrer Unſchuld von der Falſchheit einer Urkunde einen eiferſüchtigen Mann überführen, der nicht gegenwärtig iſt, um alles ſelbſt anzuſehen, beyde Partien zu hören, auf der Stelle zu vergleichen und ſelbſt zu urtheilen? Seine Gegenwart iſt, dünkt mich, das Wichtigſte und einzige, was Sie wünſchen können; und alles, worauf Sie zu dringen haben, iſt, daß er komme.

Demnach müſſen Sie dem Rathe Ferdiners folgen, und noch einmal an ihn ſchreiben. Geſetzt auch, daß er manchen Ihrer Briefe erhalten hätte, woran ich zweifle; ſo werfen Sie ſich dadurch eben nicht weg, daß Sie noch einen Brief ſchreiben. Sie dürfen ihn nur erſuchen, daß er das Wenigſte, was er ſchuldig iſt, Ihnen nicht verſage, und ſo eilig, als immer geſchehen könne, überkomme, um ſelbſt zu ſehen, zu hören, zu urtheilen, und dann zu thun, was ihm beliebe. Schreiben Sie nicht; ſo wird er es für Kaltſinnigkeit, wo nicht für Verachtung anſehen;

und dieſer Gedanke wird Schlauers Vorgeben höchſt glaublich machen. —

Eben fällt mir ein, zu fragen: warum Sie Schlauers zurückgelaſſene Papiere nicht anſehen wollen? Es verdrießt mich, daß ich vergaß, ſie zu öffnen, als ich in Gehrſen war. Jtzt dünkt mich, muß es nothwendig geſchehen! —

Von Ferdinern haben Sie die beſte Meynung. Jch — will nicht verdammen. Alſo wie viel Gutes die Umſtände erwarten laſſen, mögen Sie ſelbſt beurtheilen. Die Dreiſtigkeit der Mutter, womit ſie Luiſens Zuſtand nicht bloß aus damaliger Melancholie, ſondern auch aus einem gewiſſen Erfolge erweiſen will, wäre, nicht zu ſagen unbegreiflich, ſondern höchſt ſtrafwürdig, wenn Luiſe nicht wirklich in dieſen Umſtänden geweſen wäre. Deutlicher mag ich mich darüber nicht erklären. — Was Sie von Ferdinern ſagen, iſt freylich ſchwer zu beantworten. Es iſt wahr, niemand iſt weniger, als er, der Mann, der ſo gegen ein unglücklich verführtes Mädchen, und deſſen Mutter verfahren

fahren könnte; zumal da auf keine Weiſe zu erwarten ſtand, daß die letzte unbefriedigt ſchweigen, oder die Begebenheit nicht ſonſt Wolmern und Julien bekannt werden würde. Beweiſe von der bekannten Klugheit und Billigkeit des Beklagten genommen, wer kann ſie beantworten? Es ließe ſich noch mehr für Ferdinern ſagen. Ich weiß, daß die Mutter ſich einmal mit dem ſüßen Traum unterhielt, in ihm einen Schwiegerſohn zu finden, und ſogar einige Anſtalten machte, den Fortgang der Liebe zu beſchleunigen; wenigſtens Luiſen mehr Freyheit verſtattete, als ich billigen konnte. *) Allein was iſt das alles? Ein bloßer Einwurf, den ich nicht beantworten kann, und der am Ende gegen klare Ausſagen nicht braucht beantwortet zu werden. Denn auf der einen Seite iſt mehr, als das bloße Vorgeben der Mutter; Luiſens eigene Ausſage iſt da. Nun hat das gute Kind geſchwärmet; ſie könnte alſo auch in dieſer Schwärmerey, wie Sie erinnern,

*) Brief 46. Theil I.

innern, etwas Unwahres, damals aber von ihr wahr Geglaubtes ausgeſagt haben. Das hat Wahrſcheinlichkeit, und ſetzt dem Beweiſe gegen Ferdinern Schwierigkeit entgegen, die das ganze Vorgeben unwahrſcheinlich machen würde, wenn die Schwärmerey anhaltend geweſen wäre. Aber Luiſe hat nicht beſtändig geſchwärmet. Sie hatte oft heitere Stunden, was den Verſtand betrifft, ob ſie gleich immer traurig und niedergeſchlagen war. In einer ſolchen heitern Stunde hat ſie es nicht ihrer Mutter — der hat ſie es immer verſchwiegen — ſondern dem Prediger, und zwar im Beichtſtuhl erzählt, als ein Geheimniß, das ſie mit ſich in's Grab nehmen wolle, weil ſie damals gewiß glaubte, daß ſie ſterben würde. Das iſt doch keine Handlung einer Schwärmenden. — Wie viel wägen dieſe Umſtände? —

Vielleicht verdenken Sie es dem Prediger, daß er nicht ſchwieg? — Freylich ſchwieg er, ſo lange er konnte; aber das Verfahren der Mutter zwang ihn, das

Geheim-

Geheimniß Wolmern zu offenbaren. Die Geſchichte iſt kürzlich dieſe:

Als Ferdiner Julien ſo unvermuthet überraſchte, und nun auf einmal die Trauung wollte vollziehen laſſen, eilet Luiſens Mutter, die, ich weiß nicht durch wen? Nachricht davon bekommen hatte, zu dem Prediger, und erklärt ihm, daß ſie für ihre von Ferdinern verführte Tochter einſprechen müſſe. Der Prediger erſchrickt, und ſucht die Frau zu beſänftigen; allein ſie beſtehet auf ihrem Sinn. Was konnte der Mann, er, der Luiſens eigene geheime Ausſage wußte, und, wenn er die Wahrheit derſelben noch bezweifelt hätte, ſie nun durch Zuſammenhaltung mit der Erklärung der Mutter wahrſcheinlich finden mußte? was konnte er, ſage ich, anders, als Aufſchub ſuchen, wozu ihm der Mangel eines Königsbriefes, und Wolmers Abweſenheit Gelegenheit gaben? Weil er aber gewiß erwartete, Herr Wolmer ſelbſt würde von Glückſtadt herüber eilen, um die Trauung vollziehen zu laſſen; ſo fand er ſich genöthigt, demſelben ſchrift-

 lich

lich einen Wink zu geben, daß dieſe Hand-
lung Schwierigkeiten fånde, die nicht ſo
geſchwind ausgemacht werden kõnnten.
Es erfolgte darauf, was Sie wiſſen. Der
Onkel ſchreibt an Ferdinern, die Trauung
wird aufgeſchoben, Ferdiner reiſet zu-
růck, Herr Wolmer kommt zu Hauſe,
eilt Tags darauf zu dem Prediger, und da
konnte der Mann nicht anders, wenn
Luiſens Mutter in der Stille befriedigt
werden ſollte, als das Geheimniß erzåh-
len. Dieß war die Urſache, warum Herr
Wolmer mich ſo geſchwind aus Gehr-
ſen zurůck berief, ehe ich mit Luiſen allein
geredet hatte. Eine neue Gelegenheit zu
erwarten, erlaubte mir damals die Zeit
nicht; alſo blieb mir kein anderer Weg
ůbrig, als der Brief, den ich zurůck ließ,
und worauf ich ihre Antwort erwarte. Es
wird ſich zeigen, ob ſie ihre erſte geheime
Ausſage beſtåtiget, oder widerruft?

Sie wiſſen nun die Sache etwas um-
ſtåndlicher. Sehen Sie zu, ob Sie ſich
in Ihrer guten Meynung von Ferdinern
dabey erhalten kõnnen. Ich wůnſche, es

wåre

wäre nicht, wie ich fürchte. Herr Wolmer geſtehet mir ohne Bedenken, daß er an der Sache nicht zweifele; und darin beſtärkt ihn ſelbſt die unerwartete Eilfertigkeit Ferdiners, womit er auf die Trauung drang. Wie ſoll ich dieſes plötzliche Andringen ſonſt erklären, — ſagt er, da ich nicht lange vorher *) ſelbſt Zeuge geweſen war, wie wenig Neigung er zu der Verbindung mit Julien bewies? Vielleicht verſtehe ich nun ſein erſtes Zögern ſehr wohl. Furcht vor dieſem Erfolg war es; nicht vielleicht ſo ſehr, wie er vorgab, eine frühere Liebe und Verbindung mit der Oswald. Nachmals mag er ſich kurz und gut beſonnen, und geglaubt haben, durch eine geſchwinde Trauung allen Hinderniſſen auszuweichen. Ein kühner ſchneller Schritt ſetzt manchmal einen Gegner in unthätige Unentſchloſſenheit, und entſcheidet die Sache, ehe jener ſich beſonnen hat. Wenigſtens iſt es des Verſuchs werth. Dieß dachte Ferdiner; oder ich begreife,

*) Th. 4. Br. 44.

was dieſe Seite betrifft, den Mann gar nicht. —

So denkt Wolmer itzt von Ferdinern; und dieſe Gedanken, wie Sie leicht erachten, ſind nicht von der Art, daß er viel Neigung behalten könnte, die Verbindung zu wünſchen. Was er thut, geſchiehet nicht mehr aus Liebe für Ferdinern, ſondern aus Beyſorge für Julien. An den erſten wollte er gerades Weges ſchreiben, die Ausſage der Mutter und Tochter erzählen, und ſeine Erklärung verlangen. Das war freylich der natürlichſte und geradeſte Weg: allein ſo wären wir bald am Ende geweſen. Deswegen gefiel er mir nicht. Denn ſollte Ferdiner, dacht' ich, abermal einen Rückfall bekommen; ſo wird er, ſchuldig oder unſchuldig, und ich weiß nicht in welchem Falle am erſten? die Beſchuldigung, anſtatt ſie zu beantworten, als eine Gelegenheit ergreifen, ſich für beleidigt zu erklären, aufzufahren, wieder zu beleidigen; die Gemüther werden ſich erbittern, und die Verbindung wird zurück gehen. Alſo ſucht' ich Wolmern

von dieſem Vorſatz zurück zu bringen; und das iſt mir endlich, nicht ohne die größte Mühe, und wer weiß auf wie lange? gelungen.

Ich beredete ihn, vorher die Mutter, und, wenn es möglich wäre, auch Luiſen vernehmen zu laſſen, und dieſes Geſchäfft mir aufzutragen. Dadurch hab' ich vorerſt die Sache in meiner Gewalt: wenigſtens etwas Zeit gewonnen, und hoffe, mit Hülfe des Predigers, wenn es nöthig iſt, dieſe Mutter noch wohl zu bewegen, daß ſie ſchweige. Dieſe Hoffnung gründ' ich darauf, daß die Mutter von dem, was Luiſe dem Prediger insgeheim anvertrauet hat, nichts weiß. Ueberhaupt ſcheint mir Luiſens Ausſage nur aus dem Drange eines beunruhigten Gewiſſens gefloſſen zu ſeyn. Ich ſchließe daraus, daß ſie nicht die Abſicht hat, Ferdinern zur Vergütung ſeiner Kränkung durch eine Heirath zu zwingen. Zwar muß das Mädchen ihn außerordentlich geliebt haben; aber ihr Herz iſt nicht unedel, und wird nicht undankbar gegen Julien und Wolmern

ſeyn, von denen ſie ſo viel Gutes genoſſen hat, und künftig noch erwarten kann. Das alles zuſammen genommen, was vermag am Ende die Mutter mit ihrer Beſchuldigung, die ſie, ohne Luiſens Geſtändniß, nicht einmal erweiſen kann? Allenfalls weiß ich auch, wenn Zureden bey ihr nicht helfen, daß ſie gegen das Geld eben nicht gleichgültig iſt; und dann hoff' ich, daß meine paar tauſend Mark zureichen ſollen. Für die Wiederbezahlung bin ich eben nicht beſorgt: und wenn ſie auch dahin giengen; ſo bin ich Julien und der Freundſchaft dieſes Opfer leicht ſchuldig.

Uebrigens wenn es durchaus ſo weit kommen müßte, daß Ferdiner befragt würde, ſo iſt es freylich beſſer, wie Sie rathen, daß es von einer andern Perſon, als von Wolmern geſchehe: und dann würd' ich Sie bitten, das Geſchäfft zu übernehmen. Kommen wir aber in der Stille mit der Mutter durch; ſo iſt es unnöthig, daß es Ferdiner erfahre. Die Entſchuldigung mit dem Königsbriefe, — den, unter uns geſagt, Herr Wolmer

ſchon

ſchon längſt hatte — bleibt immer gültig genug, den ganzen Aufſchub zu entſchuldigen.

Sie wiſſen nun das Hauptſächlichſte. Bey der erſten guten Gelegenheit, wo Julien meine Abweſenheit nicht ſo auffällt, denk' ich nach Auenbrügge. Sie ſollen alsdenn das Weitere erfahren. Machen Sie nur, wenn Sie können, daß ich von Luiſen bald Antwort erhalte: und was Ihre eigene Sache betrifft, ſo wiederhol' ich meine Bitte, überlegen Sie erſt reiflich, ehe Sie irgend einen haſtigen Schritt wagen. Auf Herr Wolmers Beyſtand können Sie jeden Augenblick rechnen: das wiſſen Sie!

Dritter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 7ten.

Meine Hoffnung, Eliſen bey der Jungfer Sommers wieder zu finden, die ich ſo überraſchte, daß ich meine Dame, ohne Vorfrage, zu ihr in's Haus führte, *) war eitel; und nicht nur dieſe ſchwache Hoffnung, ſondern auch die ungleich ſtärkere, irgend einige Winke durch Fragen heraus zu locken, woraus ſich ſchlieſſen ließe, daß die Reiſe nur ſo eine vorgebliche, oder zum Schein unternommene geweſen ſeyn mögte, die denn nicht weiter gieng, als etwa von Hamburg nach Grumbuy, oder Lübeck. Vielmehr war nach der Ausſage der Jungfer nichts gewiſſer, als daß Eliſe an dem in ihrem Abſchiedsbriefe beſagten Tage mit Poſtpferden — zwar, ob über Lübeck, oder Grumbuy, das könnte ſie, wenn es ein und derſelbe Weg wäre, nicht verſichern; aber

*) S. Th. 4. Br. 70.

aber doch wär' es gewiß und wahrhaftig, ſagte ſie, daß ſie abgereiſet wäre, und zwar mit der mehr als einmal geäußerten Verſicherung, daß ſie geradezu nach Roſtock zu ihrer Tante reiſen würde.

Dieſer Ausſage nach müßten mich denn meine Augen — und warum das nicht? — auch mein Herz müßte mich in der Landſchenke *) gröblich betrogen haben; und das — wenn ich auch die gleichen unbegreiflichen Bewegungen der Dame für nichts rechne — das, ſag' ich, wollte mir gar nicht ein. —

Doch ich wiederhole Ihnen eine Erzählung, die Sie ſchon an dem Tage meines letzten Briefes, in demſelben Augenblicke, da ich im Begriff war, ſie ſchriftlich zu erzählen, aus meinem Munde gehört haben. — Gleichgültig! Wenn Sie in Stade, wo ich Sie nach Ihrer Vorausſage, itzt mit Ihrer Niece vermuthe, ſich des alles noch lebendig erinnern; ſo wird von dieſem wieder aufgenommenen Ende mei-

*) S. Th. 4. Br. 65.

meiner Erzählung Ihr Gedächtniß nur deſto bequemer mit dem Faden der Geſchichte weiter fortgehen. —

Alſo ſag' ich, es wollte mir lange gar nicht ein, daß auch mein Herz mich ſo gröblich betrogen haben ſollte. Denn welche Sterbliche in dieſer ſublunariſchen Welt könnte das Frauenzimmer ſeyn, das Ferdiner mit ſolcher Fülle von Gewißheit für Eliſen hätte nehmen können? — Dieſe ſchwere Aufgabe fieng geſtern an, etwas mehr Licht zu gewinnen. Wenigſtens hatt' ich die Erfahrung, daß ſich auch wohl das Herz betrügen kann. Die Sache war dieſe:

Ein reiſender Freund läßt ſich ohne Namen melden. Ich habe Geſchäffte, und laſſe mich entſchuldigen. Der Diener liefert ſeine Charte ab, ſagt, ſein Herr logire in der Auberge London, und mein fremder Herr fährt weiter. Als ich nachher die Charte anſehe, leſ' ich den Namen Gerſtendorf, und ſende meinen Georg nach dem Gaſthofe, um ihm ſagen zu laſſen, daß ich ihm gleich nach Tiſche in

mei-

meinem Hauſe, oder dort zu Dienſte ſey. Georg bringt mir Antwort zurück, und erzählt am lebhafteſten, was ihm im Gaſthofe am meiſten aufgefallen war, nämlich die Perſon Philipps. Daß den Augenblick alles in mir rege und lebendig wurde, verzeihen Sie Ihrem Kranken. Es iſt natürlich, um nicht zu ſagen, mechaniſch, in plötzlichen Ueberraſchungen aufzufahren, auch wenn man tauſend mal nicht will, oder nicht ſollte! Die Bewegung iſt alsdenn unwillkührlich; und das Unwillkührliche gehört nicht in's Regiſter unſerer Verantwortungen.

„Philipp?“ ruf' ich aus, mit Ton und Wärme, die meinem Georg das Intereſſe verriethen, das ich an ſeiner Nachricht nahm.

„Oder ich müßte mich gewaltig geirret haben!“ antwortete Georg, der es fühlte, wie wichtig die Wahrheit ſeiner Nachricht ihn machen könnte.

„Ich mögt' ihn ſprechen! Schafft ihn mir!“ erwiederte ich, noch in derſelben Vergeſſenheit meiner, und meiner Umſtände.

„Ich

„Ich mögt' ihn gern ſprechen!“ ſetzte ich hinzu; aber das letzte Wort war nicht ausgeredet, gleich ein Gedanken von Julien hinter drein; und ich ſtimmete auf der Stelle wieder um. — „Wiewohl was hab' ich ihm zu ſagen?“ fuhr ich gelaſſen fort. „Wenn er meiner mehr bedarf, ſo mag er mich ſuchen!“ —

Georg gehet ſeinen Weg, und alles war gut. — Sogar hatte der Vorfall die Wirkung, alle meine Gedanken auf Julien und meinen Onkel zuſammen zu ſammlen, die lebhaften Auftritte und Empfindungen, die ich in Färmbüll gehabt hatte, zu erneuern, und meine Entſchließungen nicht wenig zu beſtärken. Alſo entſtand aus einer kleinen willkührlichen Sünde vielmehr die beſte Wirkung, als eine ſchlimme.

Nach Tiſche fuhr ich nach dem Gaſthauſe zu Gerſtendorfen. Als ich ausſteige, ſagt mir Georg: „da iſt er wieder!“ und — ſeltſam! — es erfolgte dieſelbe Bewegung, nur daß ich dießmal mehr Gewalt über ſie behielt. Alſo brach ſie in

keine

keine Worte, oder andere Thätigkeit aus, als daß meine Augen ſich nach der Erſcheinung umſahen. Aber wenn der Zufall des ſchwachen Sterblichen ſpotten will? In dem fatalen Augenblick, da ich mich umſehe, wiſcht an der Hand eines ältlichen Mannes ein Frauenzimmer vor mir die Treppen hinauf; bey dem alles, was in mir vorſtellet, empfindet und urtheilet, mit Einer Stimme ausruft: „Eliſe, oder eine Bezauberung!“ Da war ſie freylich verlohren, die Gewalt über mich ſelbſt, die ich den Augenblick noch vorher ſo männlich ausgeübet hatte! Ich eile der Dame nach, ſehe ſie noch vor der geöffneten Thür eines Zimmers, eben im Begriff herein zu gehen, indem ſie bey einer kleinen Wendung des Geſichts nach ihrem Begleiter, der ihr die Thüre offen hält, mich ſiehet, und mit einer himmliſch lächelnden Miene, und reizender Senkung ihm, und wie ich glaube, mir zugleich, unſere Verbeugung erwiedert, und fort ins Zimmer ſchlüpft. — „Eliſe, oder eine Bezauberung!“ ſagt' ich mir ſelbſt noch einmal; und in dieſer

Schwärmerey bekömmt Georg den Auftrag, ſich zu erkundigen, wo die Dame wohnt.

Meine Augen konnten ſich wohl betrogen haben; denn das Schickſal verſtattete mir nicht mehr Zeit, als Einen Augenblick, und nicht mehr von der ganzen Perſon, als den ſchlanken herrlichen Wuchs, die raſche Majeſtät der Figur, die Würde der Bewegung, und das Profil des Geſichts, in einem einzigen coup d'oeil: aber daß mein Herz ſo unbändig ſchlug, und meine Einbildung mir Eliſen lebendig darſtellete — ich hätte mein Leben darauf verwettet, ſie wär' es!

Ich legte meinen Beſuch bey Gerſtendorf ab, der mich, um es gelegentlich zu ſagen, von nichts, als Luiſen unterhielt, ſich nach ihrem vermißten Bruder erkundigte, mich bat, vorläufig ſein Freywerber bey Luiſens Mutter zu ſeyn, des andern Tags nach Lübeck reiſen wollte, wo er ſeine Mutter erwartete, und mir ſeine Addreſſe zu ſenden verſprach, wenn er dort länger ſeyn müßte, als er voraus ſehen könn-

könnte. Als ich zu Hauſe kam, ſagte mir Georg, indem ich aus dem Wagen ſtieg: „Die Dame iſt dieſelbe, die uns in der Landſchenke begegnete.“ „Wer?“ war die Gegenfrage. „Eine junge ſehr reiche Wittwe aus Lübeck,“ antwortete er, „die ſich ſeit kurzem irgendwo in Hamburg aufhalten ſoll.“

„Und der ältliche Mann, der ſie führte?“ fragt' ich.

„Der ſoll ihr Verwandter ſeyn,“ ſagte Georg, „und iſt mit einer andern ältlichen Dame von Lübeck gekommen, ſie zu beſuchen.“

„Der Name dieſer Dame?“

„Den konnte mir der Miethlakey nicht ſagen,“ erwiederte er.

„Ach die Althauſen!“ ſagt' ich.

Die wär's nicht, verſicherte Georg. Er hätte ſie ſelbſt geſehen. Was aber die junge Wittwe beträfe, ſo hätte er nur ihren Taufnamen nennen gehört. Denn beyde, der Mann und die ältliche Dame wären mit dieſer jüngern bald hernach weggefahren, und er hätte im Vorbeygehen

bemerkt, daß ſie ſehr vertraut mit einander wären: denn der alte Mann hätte mit ihr geſcherzt, und ſie nur bey ihrem Taufnamen, Auguſte genannt.

Das überzeugte mich denn zwar, daß ſie nicht Eliſe war: nur wie kam Philipp in ihre Dienſte? — Neubegierde hat ſonderbare Fragen! Philipp ſuchte eine Herrſchaft, und die Dame ſuchte einen Diener: das iſt alles! — Doch den Auftritt mit eben dieſer Dame, und ihre, ihre eigene zu ſichtbare Bewegungen, als ſie mich ſah in der Landſchenke, wie ſoll ich die mir erklären, da ſie nicht Eliſe iſt? —

Muß ich mirs denn nothwendig erklären? Und wozu? Genug, ſie iſt nicht Eliſe. Ich wills unerklärt bleiben laſſen, dacht' ich; und ſagte meinem Diener: „es ſey ſchon gut!“ Der Kerl machte doch ein Geſicht, als ob er nicht der Meynung wäre, daß es damit gut bleiben ſollte. — —

Von Julien hab' ich Briefe; warm, zärtlich, wie immer. Von der Urſache der Kaltſinnigkeit meines Onkels ſchreibt ſie nichts;

nichts; vielleicht weil er ſelbſt ſie vor ihr verborgen hält. Meinen letzten Brief hat er noch nicht beantwortet. Dem ohngeachtet werd' ich nächſtens noch einmal um die Beſchleunigung der Trauung anhalten.

Vierter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Hamburg, den 8ten.

Ich bin hier, mein Freund, und zähle jeden Augenblick bis zur Ausführung unſers verabredeten Entwurfs, den ich dennoch ſo lange verſchieben muß, bis ich Briefe von Ihnen erhalte; vorzüglich das veränderte Empfehlungsſchreiben an Luiſens Mutter, warum ich Sie ſchon von Amſterdam aus gebeten habe.

Von dem verlohrnen Bruder Luiſens habe ich keine andere Nachrichten auftreiben können, als ſolche, die das, was wir ſchon wußten, beſtätigten; oder daß er

auch nicht mehr lebt. Nach Suriname kann er ſchwerlich gekommen ſeyn, es ſey denn unter einem veränderten Namen, was doch wenig Wahrſcheinlichkeit hat. Zu dem, was ich bereits in London erfahren hatte, hab' ich auch hier durch unermüdeten Fleiß, nach und nach Gelegenheit gefunden, die Schiffe, und die Namenliſten der darauf befindlichen Perſonen, welche in den dreyen Jahren von 1751 bis 1754 in Suriname angekommen ſind, nachzuſehen: der Name Brockhorſt war nicht darunter. Iſt er im Jahr 51 oder 52 mit einem Schiffe von Amſterdam, wie die Mutter nach ihrer Erzählung glauben ſoll, dahin gegangen; ſo iſt es wahrſcheinlich eins von denen Schiffen geweſen, die geblieben ſind: denn es ſind in dieſen Jahren verſchiedene geblieben.

Er ſey aber todt, oder lebendig; der Handlungsplan, den ich Ihnen vorgeſchlagen habe, ſetzt keines von beyden als gewiß voraus, ſondern kann vollkommen mit der Ungewißheit beſtehen. Empfehlen Sie mich der Wittwe als Sohn, oder

Freund

Freund des Sohnes und der Familie, zwar ohne zu verſichern, aber doch auch ohne zu leugnen, daß ich der erſte ſey. Das mütterliche Herz, immer voll Hoffnung, immer geneigt, das Beſte zu glauben, wird das Uebrige von ſelbſt thun; und ich will meine Rolle ſicherlich ſo ſpielen, daß ſie am Ende, es komme wie es wolle, vergnügt ſeyn ſoll.

Was wollen Sie mehr, mein Freund? Es iſt doch kein Betrug, ſondern höchſtens Erdichtung, die auf ſehr viel Wahrſcheinlichkeit gegründet, wohlgemeynt iſt, und am Ende nichts als Gutes bewirken ſoll. Denn, wenn die Sache ſo gehet, wie wir erwarten können; ſo wird ſie doch einen Sohn bekommen, entweder Sie, oder — Sie wiſſen, wen? Alles, was Sie dabey zu thun haben, beſtehet darin: daß Sie in Ihrem Empfehlungsſchreiben für mich der Wittwe alle die wahren Umſtände unſerer ſehr geſchwinden Freundſchaft erzählen: vorzüglich meine Neubegierde, womit ich mich nach den Familienumſtänden, ihrem verlohrnen Sohn und ihrer

Tochter erkundigte; meine Freude, in Ihnen einen Freund der Familie, und vormals Verlobten der Tochter zu finden; meine Begierde, dieſer Familie zu dienen; die Wärme, womit ich von derſelben geredet, und was Sie ſelbſt in meinen Reden und Handlungen bemerkt, woraus Sie ſchloſſen, daß ich ein naher Anverwandter derſelben ſeyn müſſe, und mich ſelbſt darum befragten. Das alles, mein Freund, lauter Wahrheiten, können Sie ohne Bedenken hineinſetzen, und den Nachrichten eine ſolche Wendung geben, daß die Mutter ſich mit der Hoffnung ſchmeichele, in mir ihren Sohn wieder gefunden zu haben. Denken Sie, was das für eine Empfehlung ſeyn wird an Mutter und Tochter! Ferner vergeſſen Sie nicht, mich zu Ihrem Gevollmächtigten zu machen, dem Sie aufgetragen haben, die alte Verbindung zwiſchen Ihnen und Luiſen zu erneuren. Eilen Sie mit Ihrer Antwort.

Von meiner Mutter fand ich hier ſchon Briefe, die zwar ihre Ueberkunft vor dem Monate April oder May zweifelhaft laſ-

ſen,

ſen, mir aber das Geſchäfft auftragen, für ein bequemes Haus und Mobilien in Lübeck zu ſorgen. Alſo geh' ich morgen dahin, und hoffe mit meinem Geſchäffte in drey Wochen fertig zu ſeyn, binnen welcher Zeit ich Ihre Briefe mit Ungeduld erwarte.

Ferdinern hab' ich eben geſprochen. Er wußte mir wenig von Luiſen zu ſagen, außer daß ſie eine ſchwere Krankheit überſtanden haben ſoll. Armes, theures Mädchen! Ich hatt' es befürchtet. Aber wenn du nur wieder hergeſtellet biſt; ſo dank ich Gott! Das Uebrige —

Leben Sie wohl, mein Freund! und vergeſſen Sie nicht, mit welcher Ungeduld ich auf Ihre Briefe warte.

Fünfter Brief.

Leonore an Henriette.

Gehrſen, den 15ten.

Hier iſt Luiſens Antwort, die Sie mit Ungeduld erwartet haben werden. Danken Sie es abermal einem Zufalle, der Luiſen, Ihnen und mir günſtig war; ſonſt könnten Sie noch länger gewartet haben. Den will ich geſchwind erzählen, und dann noch ein paar Worte von meinen eigenen Umſtänden.

Sie erinnern ſich noch der Reiſe meiner Wirthin nach Lübeck. Sie war daſelbſt von Freunden befragt worden: ob ſie ihren Hof zu verkaufen dächte für einen Preis, der ihr nicht immer geboten werden dürfte; oder ob ſie irgend einen andern wüßte, der verkauft werden ſollte? Weil ſie ſelbſt, ſagte ſie, auf der Erde ihre Wohnung nicht anders zu verändern dächte, als mit dem Plätzchen neben ihrem ſeligen Mann; ſo hätte ſie den Hof der Wittwe zu Wolſter in Vorſchlag gebracht, und den Auftrag erhalten, ſich

nach

nach der Lage, Beſchaffenheit und den Kaufbedingungen zu erkundigen; hätte es aber ſchlechterdings wieder vergeſſen. Neulich wurde ſie wieder daran erinnert durch den Beſuch eines Verwandten, der ſich einige Tage bey uns aufhielt; und erfüllte nun ihr Verſprechen mit deſto größerer Betriebſamkeit. Weil der Käufer ihr Bekannter wäre, ſagte ſie, ſo hoffte ſie durch deſſen Nachbarſchaft ſich das einzige, was ſie noch bisher umſonſt gewünſcht hätte, einen freundſchaftlichen Umgang, verſprechen zu können. In dieſen Tagen ſchrieb ſie denn an die Wittwe, bekam eine Antwort, welche mit dem Gerüchte übereinſtimmete, fuhr bald darauf ſelbſt nach Wolſter, um die Lage zu ſehen, und ſich nach der Beſchaffenheit des Hofes vorläufig zu erkundigen; brachte aber dasmal noch keine entſcheidende Antwort zurück, weil die Beſitzerin, ohne in Hamburg vorgefragt zu haben, für ſich allein nichts vornehmen wollte. Das Angenehmſte bey der ganzen Sache für mich war, daß ſie bey dieſer Gelegenheit auch Luiſen geſehen

 hatte.

hatte. Die Erklärung der Wittwe verſchob ſich von einem Tage zum andern, bis ſie endlich in der vorigen Woche unvermuthet, und nur auf eine Stunde vorſprach: denn ſie könnte, ſagte ſie, nicht lange von ihrer Pflegetochter, wie ſie Luiſen nannte, entfernt ſeyn. Da eine Stunde nicht zureichte, ſich über alle Punkte des Aufſatzes, den ſie mitbrachte, umſtändlich zu erklären; ſo ladete meine Wirthin ſie auf einen beliebigen Tag zu Mittage ein, und damit ſie ihrer Pflegetochter wegen nicht genöthigt wäre, zu Hauſe zu eilen; ſo möchte ſie dieſelbe mitbringen. Dieſer Vorſchlag war von meiner Erfindung. Die Wittwe wollte Beſcheid ſagen laſſen; nahm alſo die Einladung ſo ſchlechterdings nicht an; und ich beſorgte ſchon, daß ſie allein kommen würde. Aber auch in dieſem Fall war meine Entſchließung ſchon genommen, den Augenblick, da ſie hier käme, mit Greten nach Wolſter zu fahren, und Luiſen dort zu ſprechen. Dieſes war doch, dem Glücke und dem guten Zutrauen der Wittwe zu meiner Wir-

thin

thin ſey Dank! nicht nöthig. Warum ſollte ſie auf uns auch mistrauiſch ſeyn? Gretens Veränderung war ihr nicht bekannt, und Grete kam bey uns nicht zum Vorſchein. Nachdem ſie alſo vorgeſtern hatte ſagen laſſen, daß ſie Tages darauf früh genug hier ſeyn würde; kam ſie geſtern noch vor zehen Uhr, und brachte Luiſen mit. Alſo hatt' ich das junge, ſchöne, liebe Mädchen über fünf Stunden bey mir: Zeit genug, für zwey gute geſellige und auf ähnliche Art leidende Seelen, Vertraulichkeit mit einander zu machen!

Dieſes geſchahe vorzüglich in manchen Viertel- und halben Stündchen in einem tête à tête, wenn wir uns in meine Kammer geſchlichen hatten, welches deſto weniger auffiel, weil die beyden Wittwen genug über ihre Papiere mit einander zu ſchwatzen hatten. Unartig, ſagte Luiſe, wäre die Wittwe gegen ſie überhaupt nicht; aber wachſam in ſo hohem Grade, daß ſie ſich wundere, wie ſie ſich entſchloſſen hätte, ſie mitzunehmen. Sie müßte kein

ande-

anderes Mittel gefunden haben; und an dem Verkauf des Hofes wär' ihr zu ſehr gelegen. Luiſe fand deswegen für gut, daß wir lieber öfter, als lange allein wären. In dieſen Zwiſchenaugenblicken wurde denn der Brief fertig, den Sie hier erhalten. —

Ich hätt' ihn gern geleſen, und er war ja völlig in meiner Gewalt. Luiſe mußte ſich ſogar meines Pettſchafts bedienen. Auch fehlte es mir nicht an Vorwitz; und dieſer Lügner wollte mir immer weiß machen, meine Lotte würde mir's ganz gern verzeihen. Allein ihn wieder zu erbrechen, nachdem die ängſtliche Verfaſſerin ihn vor meinen Augen ſo ſorgfältig verſiegelt hatte, ehe ſie ihn meiner Hand anvertrauete, das ſchien mir unrecht. In der That gehörte ihre Erlaubniß eben ſo ſehr dazu, als meiner Lotte. Alſo hab' ich die Verſuchungen alle überwunden, und erwarte nun von Ihrem Vertrauen, wie viel von dem Inhalt Sie für gut finden, mich wiſſen zu laſſen. — Dies von Luiſen.

Meine Sachen hab' ich reiflicher überlegt, und fand anfangs zwar am beſten, zu handeln, wie Sie mir rathen. Alſo würd' ich auf der Stelle an Friederich geſchrieben, und den Brief Ferdinern zugeſchickt haben. Allein nachdem ich Schlauers Päckchen, wie Sie riethen, geöffnet, und einige Papiere angeſehen habe, iſt mir alle Hoffnung, und mit derſelben auch die Luſt wieder vergangen. Sagen Sie ſelbſt, ob es nicht am beſten iſt, daß ich mich nach einer Gelegenheit umſehe, ſo gut der Himmel ſie für mich aufgehoben hat, entweder als Geſellſchafterin, oder Gouvernante meinen Unterhalt für mich und mein Kind keinem andern, als mir ſelbſt und meinen Dienſten danken zu dürfen! Die Penſion einer Mutter oder eines Sohnes länger zu genießen, mit welchem ich in dieſem unglücklichen Verhältniß ſtehe, und gleichſam von den Almoſen derer zu leben, die mich zu Grunde gerichtet haben — Gott weiß! das kann und will ich nicht länger! Dies war ſchon damals mein feſter Entſchluß, als ich mit

Dünkel redete, wie ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen gab; und er muß es bleiben. Dünkel hat mir einigemal dies verhaßte Geld ausbezahlt, aber nicht wieder. Das nächſtemal, und dies wird etwan in vierzehen Tagen ſeyn, werd' ich ihm ſtatt der Quittung die Erklärung zurück ſenden, daß er ſich weiter um mich nicht zu bekümmern hat. — Doch ich vergeſſe, was ich erzählen wollte.

Ich öffnete alſo, wie geſagt, Schlauers Päckchen, und indem ich die Papiere durchblätterte, fiel mir ein Billet der Mutter an Schlauern aus Frankfurth mit einer Einlage von ihrem Sohne in die Hand, beyde in einem Couverte unter dem Pettſchaft und der eigenhändigen Aufſchrift der letzten. Den Brief der Mutter leg' ich hier bey. Werden Sie nicht über den Inhalt erſtaunen? Sie affectirt die äußerſte Verwunderung über Schlauers Nachrichten von mir, daß er nämlich alle Hoffnung habe, meinen Eigenſinn zu überwinden. So war es gewiß unter dieſen beyden gleich Niederträchtigen verabredet, um,

wie

wie Sie richtig ſagten, nicht ſowohl mich, als den jungen Wolmer zu betrügen. „Sie kann,“ ſchreibt ſie, „es nicht glauben: wenigſtens nicht eher, bis er ſie und ihren Sohn durch Hand und Siegel überzeugt habe. Dann müſſe ſie freylich glauben; und ob ich gleich in dieſem Falle keine weitere Wohlthaten verdiente“ — Wohlthaten, ſchreibt ſie! Eine Frau, über welche eine unglückliche Mutter und ihr vaterloſes Kind dreymal Wehe ſchreyen könnten, rühmt ſich gegen dieſe Mutter ihrer Wohlthaten! — „ſo wollte ſie doch, aus perſönlicher Liebe für mich, und zur Ehre des Andenkens, daß ich ehemals die Geliebte und Braut ihres Sohnes geweſen wäre, im Ernſte den Worten nach thun, was ſie eigentlich nur als eine Wette ohne weitere Bedeutung hingeſagt hätte.“

Weil ich, oder der junge Wolmer, der dieſen Brief ohne allen Zweifel geleſen hat, dies nicht verſtehen möchte; ſo erinnert ſie Schlauern in einer Parentheſe: „er wiſſe doch noch, als er mündlich verſichert, daß ich ihn liebe, und mich gewiß für ihn

erklären würde, wie ungehalten ſie ihn angefahren wäre, einer Lüge beſchuldiget, beyde Hände zuſammen geſchlagen, und dabey die Worte geſagt hätte: zehen, ja zwölf tauſend Thaler wolle ſie verliehren, wenn das wahr wäre! und daß er, Schlauer, ſie bey dieſen Worten gefaßt hätte?“ — Wie gefällt Ihnen dieſes unvergleichliche Zutrauen der Frau geheimen Finanzräthin zu mir? Muß ich ihr nicht ſehr verbunden ſeyn, für ihre ſo gar gütige Meynung? — O! wie die Einſicht ſolcher teufliſchen Ränke foltert! Welch ein Weib iſt das! —

„Dennoch,“ fährt ſie fort, „wolle ſie genau Wort halten, davon ſie ihm hier noch einmal die Verſicherung gäbe: vorzüglich weil ihr Sohn ſie dazu berede, der ſich zuerſt bereitwillig zu dieſer groſzen Summe Geldes erklärt, und ihr beygelegten Zettel für Schlauer zum Einſchluß gegeben hätte.“

Der Zettel iſt von Wort zu Wort dieſer:

„Wenn Leonore Waldmann ſich mit Joſeph Schlauer verheirathen will; ſo hab'

hab' ich nichts dagegen. Es kann ſodann vielmehr beſagte Leonore, oder auf deren Vollmacht ihr künftiger Mann, ſobald die Trauung vollzogen iſt, oder auch nach Belieben, ſobald ſie den Ehecontract nebſt Schlauer eigenhändig unterſchrieben, und mit ihrem Pettſchaft geſiegelt vorgewieſen, von dem Dr. Dünkel in Hamburg gegen Auslieferung dieſes Scheins eine rechtskräftige Anweiſung auf zehen tauſend Thaler zurück fordern, die von mir acht Tage nach Sicht zu bezahlen ſind. Zu deſſen Verſicherung dient ihr dieſer Handſchein.

Mainz den 16ten December
1761.
Friederich Wolmer.«

Dieſer Zettel — o! meine Lotte! ich ſank hin, als ich ihn anſahe! Dreymal, weil ich meinen Augen nicht trauete, las ich ihn, und mein Blut wurde mir kalt in allen Adern. — Das hätte mein Friederich geſchrieben? — Mein Friederich? Er, der ſo oft, ſeine Arme um meinen Hals

geſchlungen, betheuerte — Gott! was iſt des Menſchen Herz! — Ich konnte mich nicht überreden, daß es ſeine Hand war; holte alle ſeine Briefe, verglich einen nach dem andern, Wort gegen Wort, Buchſtaben gegen Buchſtaben: vornehmlich ſeinen Namen. Der geringſte abweichende Zug machte mir Hoffnung, es ſey nachgemacht: aber dieſe Hoffnung war niemals von einiger Dauer; zu gewiß war es ſeine Hand. Die auffallende Aehnlichkeit in allem überzeugte mich; ſie war es. Meine Wirthin ſelbſt, ſo gern ſie wollte, konnte nicht zweifeln.

Und welch ein Inhalt! „Wenn Leonore Waldmann“ — Leonore Waldmann! So konnt' er mich nennen? Mich? Ich weiß keinen Namen in der Welt, der von ihm gegeben, mich grauſamer beleidigen könnte! „Wenn ſich Leonore Waldmann mit Joſeph Schlauer verheirathen will; ſo hab ich nichts dagegen!“ — Gott verzeih' es dir, Betrogener, oder Leichtſinniger, und dann ſelbſt Betrüger, Gott verzeih' es dir in beyden Fällen, daß

du

du ein Herz ſo mit Füßen trittſt, was dich zärtlich genug liebte, um dir alles aufzuopfern! „Es kann ſodann beſagte“ — Aber weg mit dem verhaßten Scheidebrief! Ich mag ihn nicht mehr leſen! Aufbewahren will ich ihn freylich. Und könnt' ich zu ſeiner nächſten Geliebten, wenn er ſo neben ihr ſteht, mit dieſen verrätheriſchen Blicken ſie liebkoſend, mit zärtlicher Innigkeit ſeine Hände um ihren noch nicht entweiheten Leib ſchlingend, oder mit ihren Locken ſpielend, durch tauſend ſüße Worte und feurige Küſſe Fülle von Liebe, Zutrauen und Vergeſſenheit ſtromweiſe in ihren unbefangenen bebenden Buſen athmet, o könnt' ich dann zu dem armen Schlachtopfer treten, dieſen Zettel in der Hand, und ihm mit allem Feuer, mit der ganzen Allgewalt der Beredſamkeit, welche dem fühlenden Herzen voll Unwillen eigen iſt, ſagen, daß er über die Rede verſtumme und erbleiche: Siehe hier, arme Unſchuldige, eine Betrogene, die dich warnet! Tauſend viel ſüßere Worte, tauſend viel heißere Liebkoſungen, Verſiche-

rungen, Betheurungen ſagte dieſer Verführer mit eben dieſer ſchmeichelnden Miene eines Engels auch einſt mir. Mein gutes zärtliches Herz liebte ihn, glaubte ihm. Ich gab ihm alles, alles: ward Mutter; und nun lies dieſen Zettel. Er iſt die Handſchrift für die Redlichkeit ſeines Herzens: Leonore Waldmann heißt itzt diejenige, deren Namen ehemals keine Worte der Sprache zärtlich und ſchön genug waren auszudrücken!

Ich ſchwärme, mein Kind! Aber was ſoll ich? — Ja, ſagen Sie mir, was kann ich? — Schreiben an ihn? Unmöglich! Er hat mich weggeworfen! Was denn ſonſt? Nichts, als ihm entſagen, wie er's gern ſiehet, wenn ich auch durch öftere Wiederholung der Lectür dieſes Zettels mein Herz nicht dahin bringen kann, daß es ihn verachte, oder vergeſſe! —

Dies Papier und den Brief der Mutter will ich behalten; die übrigen Charteken, nebſt einem langen langen Briefe Schlauers an mich, den ich nicht würdige zu leſen, ſend' ich Ferdinern, und ſchreibe ihm

ihm den ganzen Vorfall, und meine Entſchließung. — Könnten Sie mir auch wohl anders rathen?

Sechſter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 18ten.

Ich ſchreibe Ihnen mit dem zurückkehrenden Bothen, wenn der noch zeitig genug kommt, wie ich doch hoffe, um Sie noch einmal zu bitten, daß Sie ſich nicht übereilen. Ihre Sache, meine liebe Leonore, ſteht nun auf dem Punkt der Entſcheidung; das iſt gewiß. Deſto nothwendiger iſt die ſorgſamſte Behutſamkeit. Bedenken Sie, daß Sie Mutter ſind. Was Sie allenfalls für ihre eigene Perſon wagen könnten, das dürfen Sie nicht wegen Ihres Kindes; wenn auch alles völlig ſo ſchlimm wäre, wie Sie es ſich vorſtellen, welches ich, aufrichtig zu ſagen, doch noch nicht denke.

Um Ihnen kürzlich meine Meynung zu ſagen; ſo iſt der Brief der Mutter an Schlauer offenbar mehr für ihren Sohn, als für Sie geſchrieben; und Schlauer iſt, trotz ſeinem Kopfe, der ſonſt dem ausgelernteſten Spitzbuben Ehre machen würde, doch darin zum Thoren geworden, daß er dieſen Brief beygelegt hat. Die Urſache iſt dieſe: der Handſchein des Sohnes iſt, nach der Unterſchrift in Mainz, und der Brief der Mutter in Frankfurth geſchrieben, wie Sie anzudeuten ſcheinen. Es iſt alſo klar, dünkt mich, daß der letzte erſt nach Mainz, dann mit des Sohnes Billet in Einem Convolut wieder zur Mutter, und von da endlich weiter an Schlauer nach Hamburg gereiſet war. Ob dies zutrifft, werden Sie am beſten beurtheilen können, wenn Sie finden, daß das eigenhändige Couvert des Sohnes zu beyden Briefen paſſet, und für den letzten etwa zu groß iſt.

Doch wenn dies auch nicht wäre; ſo iſt doch einmal das Datum in dem Briefe der Mutter ausgekratzt, und offenbar aus einem

nem frühern in ein ſpäters geändert worden. Man ſiehet ziemlich deutlich, daß aus dem 5ten December der 16te gemacht iſt; gerade daſſelbe Datum, worunter der Sohn ſeinen Handſchein in Mainz geſchrieben hat. Nun bitte ich Sie, zu bedenken, wie wäre es möglich, daß beyde an einem Tage geſchrieben ſeyn könnten? Dann ſcheint mir auch das Billet des Sohnes — wie ſoll ich's nennen? gleichſam die Antwort auf ein wiederholtes Andringen der Mutter zu ſeyn. Davon kann ich Ihnen denn freylich keinen Beweis angeben, als den Ton, der durchaus darin herrſchet. Unſtreitig iſt es in einem Augenblick des Unwillens geſchrieben. Nehmen Sie denn einmal an, daß die Argliſt der Mutter endlich durch die Verſicherungen, Schlauer vermeſſe ſich, über ſeine Ausſage, Hand und Siegel von Ihnen aufzuweiſen, den Sohn gezwungen hatte, zu glauben, was er nicht wünſchte; ſo iſt nichts natürlicher, als daß er ſich in dieſem Glauben voll Ungeduld hinwirft, und gerade ein ſolches Billet ſchreibt, wie

dasjenige iſt, was er geſchrieben hat. Gewiß iſt Wahrheit in meiner Vermuthung: und denn begreifen Sie bald, wie äußerſt behutſam Sie verfahren müſſen!

Daß es große Ueberwindung und Verleugnung koſte, noch ferner eine Penſion anzunehmen von einer ſolchen Geberin — eine Penſion, die dieſe Geberin nicht weniger für eine Wohlthat anſehen wird; das begreif' ich völlig. Welche edle Seele wird es nicht verachten, von ſolchen Menſchen abzuhängen! Ich ſehe auch eben nicht, daß es Ihnen von dem jungen Wolmer übel ausgelegt werden könnte, wenn er nicht ſehr unedel geſinnt iſt, daß Sie unter ſolchen Umſtänden die Penſion zurück geben: zumal wenn Sie in der Erklärung, welche Sie Dünkeln geben wollen, nicht vergeſſen, die Urſachen, weswegen Sie ſo verfahren, anzuführen. Nur bleibt hier immer die Frage: wird Ihre Gegenpartie dem jungen Wolmer dieſe Erklärung vorweiſen? Gewiß nicht: und dann kann es ſchaden, nicht nützen. Seyn Sie verſichert, dieſe Rotte beſteht aus lauter Köpfen,

pfen, welche gemacht ſind, aus dem, was recht, gut, und edel iſt, Böſes herauszuziehen; und was der eine nicht findet, das findet ſicher der andere. Wenn drey ſolche Köpfe mit drey ſolchen Herzen ſich vereinigen; ſo ſtehe Gott der Unſchuld bey! Das iſt noch das einzige — und ich glaube, die göttliche Vorſehung hat es zum Schutz der Guten ſo geordnet, daß ſie alle verſchiedene Intereſſe haben, die ſich nicht oft zu einer gemeinſchaftlichen Abſicht vereinigen laſſen, oder doch auf die Länge wieder aus einander fallen. Geduld und Gelaſſenheit iſt denn da das ſicherſte Gegenmittel. Denn ſobald ſich einer in ſeiner eigennützigen Erwartung betrogen findet; ſo zerreißt das Band, und ſie fallen gemeiniglich über einander her. — Fahren Sie durch, ſo wird Dünkel nicht ermangeln, mit der nächſten Poſt zu berichten, daß Sie die Penſion verächtlich zurückgeworfen haben, und, wer weiß, auf welche ſchändliche Urſache? Vermuthungen veranlaſſen. Sie müßten, wird es heißen, ſeit Ihrem Aufenthalt in

 dieſer

dieſer Gegend andere ergiebige Quellen gefunden haben, weil es ſonſt unbegreiflich ſey, daß Sie einen ſo artigen Unterhalt von ſich ſtoßen. So etwas wird er vorgeben; und gewiß, Leonore, der junge Wolmer iſt ſchon ſo weit in ſeinem Mistrauen zu Ihnen gebracht, daß Sie um Gottes willen nichts thun dürfen, woraus Ihre Gegner neue Beſchuldigungen ziehen können. Ich bitte Sie, überlegen Sie das reiflich!

Für Luiſens Brief dank ich Ihnen: wünſche aber, daß er nie geſchrieben wäre; und, um das Beſte zu wünſchen, daß er nie hätte geſchrieben werden können! Die arme Julie! — Ich kann mich diesmal nicht weiter darüber erklären. Morgen fahre ich vielleicht nach Auenbrügge, um die Mutter zu ſprechen. Dieſe zu befriedigen, iſt noch meine einzigſte Hoffnung!

Siebenter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 21ten.

Ich bin noch nicht in Auenbrügge geweſen. Die Urſache iſt dieſe:

Was ich mit Herrn Wolmer verabredet hatte, hab' ich Ihnen neulich geſchrieben. *) Der zu der Unterredung mit Luiſens Mutter beſtimmte Tag, war der in meinem letzten Briefe angezeigte: allein Herr Wolmer bedachte ſich anders.

„Er ſähe nicht ab, wozu die Unterredung mit der Mutter dienen könnte. Wäre die Beſchuldigung wahr; ſo müßte Ferdiner das Mädchen von Rechtswegen heirathen. Andere Vergütung wär' in dieſem Falle nicht möglich. Wenigſtens,“ ſagte er, „kann aus ſeiner Verbindung mit Julien nach meinem Willen nichts werden, wenn ſie nicht etwan ihrem eigenen Willen folgen wollte; wie ich doch kaum denken ſollte. Die Unbilligkeit des Verfahrens iſt zu auffallend. Sie muß mit aller

*) Br. 2.

aller ihrer Liebe für dieſen undankbaren Mann hierin meinen Willen haben.“

Ich ſagte alles, was ich nur immer zu Ferdiners Rechtfertigung erſinnen konnte. Vorzüglich blieb ich dabey, daß ich die Beſchuldigung, mit Ferdiners bekanntem Charakter zuſammen gehalten, noch immer unglaublich fände.

„Er wollte glauben, daß die Umſtände viel zu ſeiner Entſchuldigung beytragen könnten. Man könnte ein ſehr guter Mann ſeyn, und ſtarken Verſuchungen einmal unterliegen. Das wäre menſchlich, und verdiente Nachſicht. Aber vergüten müßte man denn doch verurſachte Uebel. Das wäre Rechtſchaffenheit. Ferdiner aber ſchiene ſchlechterdings vergeſſen zu wollen; das wäre der rechte Weg nicht. An der Wahrheit der Begebenheit könne er nicht zweifeln. Denn daß Ferdiner in der Liebe nicht der Standhafteſte wäre, davon hätt' er nur neulich in ſeiner Gleichgültigkeit gegen Julien die Probe abgelegt, und ſchon damals verdient, daß ſie ihm verſagt würde.

Ich

Ich ließ mich auf das letzte nicht ein, und ſagte nur: daß wenigſtens die Verſicherung der Mutter nicht viel Glauben verdiene. Mir wäre bekannt, daß ſie ſich eine Zeitlang mit der Hoffnung geſchmeichelt hätte, Ferdinern zum Schwiegerſohn zu bekommen, ohne daß ich das allermindeſte gefunden, worauf ſie dieſe Hoffnung gründen können. In Ferdiners Betragen gegen Luiſen hätte ich wenigſtens nicht das allergeringſte bemerkt. Vielmehr müßt' ich ſagen, daß mir Luiſens Unbedachtſamkeit und vorzüglich die Nachſicht der Mutter ſehr aufgefallen wäre. Am übelſten hätt' ich der letzten genommen, daß ſie einem jungen Mädchen erlaubt, mit Ferdinern allein nach Hamburg zu reiſen, und ich könnte nicht umhin, faſt zu argwöhnen, daß die damalige Unpäßlichkeit, welche ſie als die Urſache vorgeſchützt hätte, warum ſie ſelbſt zu Hauſe geblieben wäre, nur eine vorgewendete geweſen ſeyn möchte, um Gelegenheit zu machen.

„Freylich,“ antwortete er, „mag die Mutter das Ihrige beygetragen haben. Sie iſt eine Frau von gemeinem Schlage. Das Mädchen war zwar ein wenig flüchtig und lebhaft; auch mag ſie leicht mehr an Ferdinern gefunden haben, als an andern Mannsperſonen: aber es war doch ſonſt ein gutartiges, ſanftes und gutes Kind, das wohl niemals an Intriguen und Coquetterie gedacht hat. Hätte ſie denn auch ihre Neigung Ferdinern zu viel verrathen; muß er die unſchuldige Einfalt misbrauchen? Nichts dient weiter zu ſeiner Entſchuldigung, als wenn er ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Begebenheit wird dadurch nicht widerlegt.“

Ich antwortete: ich wollte nur ſagen, daß die Ausſage der Mutter wenig Glauben verdiene.

„Das kann ich zugeben,“ ſagte er. „Aber die Ausſage der Tochter? Und zwar im Beichtſtuhl? Und zwar verbunden mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es der Mutter nicht wieder geſagt würde? Und mit der Betheurung, daß ſie an Ferdinern

nern durchaus keine Anſprüche haben wollte? Wer könnte noch zweifeln?“

„Wenn das alles Schwärmerey geweſen wäre?“ erwiederte ich.

„So wäre es zuſammenhängender und vernünftiger geſchwärmet, als man zu ſchwärmen pflegt! Geben ſie Acht, das wird Ferdiners Entſchuldigung ſeyn. Allein darüber muß ich den Prediger allein urtheilen laſſen, der das Gegentheil verſichert. Auch ſtimmen ja die übrigen Umſtände, welche die Mutter angiebt, die doch nichts von der Ausſage der Tochter wußte, genau mit dieſer Ausſage überein. Kurz, die Beſchuldigung hat keinen Zweifel.“ —

Was ließ ſich dagegen einwenden? Nichts. Was konnte vollends ich einwenden, ich, die Luiſens Brief geleſen hatte? Gar nichts. Aber dennoch wollt' ich meine Hoffnung, Frieden zu ſtiften, nicht aufgeben, und verſuchte noch einen andern Weg. „Geſetzt denn,“ ſagt' ich, „alles ſey wahr; ſo hat ſich Luiſe doch erklärt, daß ſie keine Anſprüche an Ferdiner haben

ben will. Es hindert alſo, auch in dieſem Falle nichts, daß die Verbindung mit Julien bleibe, wie ſie war.

„So doch auch nicht,“ erwiederte er. „Nach meinem Willen iſt er nun gar kein Mann für Julien. Aber wenn ich auch menſchliche Schwachheiten überſehe: glauben ſie wohl, daß Luiſens Verſicherung, ſo ernſtlich ſie auf der Stelle gemeynt ſeyn mochte, immer ſo ernſtlich gemeynt ſeyn wird? Ferdiner biethe ihr nur im Ernſt die Heirath an; und ſehen ſie zu, was geſchiehet. Ein junges Mädchen in dieſen Umſtänden ſollte die Hand eines Mannes ausſchlagen, den ſie liebt, und der ſie in dieſe Umſtände geſetzt hat?“

„Das käme doch auf die Probe an. Wollen ſie zufrieden ſeyn,“ fragt' ich, „wenn ich ihnen Luiſens ſchriftliche Verſicherung gebe?“

„Nein! Ferdiner müßte zuvor ſelbſt die Probe gemacht haben.“

„Iſt denn ihre eigene freywillige Verſicherung nicht zureichend?“ fragt' ich.

„Für

„Für mich nicht,“ ſagte er. „Das gute Mädchen könnte leicht aus Gefälligkeit für Julien, aus Achtung für mich, aus Furcht vor Ungelegenheiten, aus falſch verſtandener Großmuth, wer weiß, woraus ſonſt? eine Verſicherung geben, die ihr bald nachher wieder leid wäre; zumal ſo lange ſie keine Hoffnung hat, daß Ferdiner ihr Genugthuung geben will.“

Freylich wie wahr iſt das alles! Ob Luiſe gleich die dem Prediger zuerſt gegebene Verſicherung in ihrem Briefe an mich wiederholt; ſo glaub' ich doch ſchwerlich, wenn Ferdiner ihr ſeine Hand böthe, nur mit einigem Ernſt, daß ſie ſich lange weigern würde, ſie anzunehmen. —

„Indeſſen wünſche ich ſie doch zu ſprechen,“ ſagte ich. „Denn wenn ſie nun ihre erſte Ausſage widerriefe? Und das läßt ſich gleichfalls noch denken: denn iſt es nicht ſonderbar, daß ſie ihrer Mutter nie ein Wort davon geſagt hat? Was bedeutet auch das, daß die Mutter ſie entfernt? Sollte ſie etwa von uns nicht befragt werden?“

Dieſer Einwurf ſchien beſſer zu haften. Herr Wolmer bedachte ſich. Endlich ſagte er: „die Abſicht der Mutter weiß ich freylich nicht. Das mag leicht ſeyn, daß ſie eine Unterredung mit mir nicht gern ſiehet; und freylich, warum nicht? — Wenn ſie Gelegenheit finden können, mit Luiſen zu reden;“ ſetzte er hinzu, „ſo hab' ich nichts dagegen. Ich will auch auf der andern Seite keinen übereilten Schritt thun; wiewohl ich vorher weiß, daß alles überflüßig iſt. Sehen ſie denn zu: ich will es noch aufſchieben, Ferdinern zu antworten. Aber mit der Mutter zu reden, find ich nicht für gut.“ —

Dabey blieb es. Alſo ſinne ich nur auf Mittel, Luiſen zu ſprechen. Das ſicherſte werd' ich wohl von Ihnen erwarten müſſen! Zuvor will ich aber doch insgeheim Gelegenheit nehmen, die Geſinnung zu erforſchen: und thun, was mir möglich iſt, ſie beſſer zu ſtimmen. Das ſoll in dieſen Tagen geſchehen. Denn unſere Walsborn iſt hier; ich weiß nicht, wie lange ſie bey uns bleiben wird. Zwi-

ſchen-

ſchendurch hoff' ich doch, wird ſie dann und wann nach Auenbrügge fahren, und ſo abwechſelnd bald dort bald hier ſeyn. Da denk' ich ſie denn einmal zu begleiten.

Ferdinern wird die Zeit lang währen, ehe er erfährt, was er doch ohne Zweifel ſchon erwarten muß? Aber wer kann ihm helfen! Schreiben Sie ihm doch lieber noch nichts von der Sache: Sie finden ja leicht eine Entſchuldigung!

Achter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 25ten.

Mitten aus meiner Geſchäfftigkeit für meine Mutter riß mich Ihr ſehr gewünſchter Brief. Ich trug die Beſorgung einem Gevollmächtigten auf, eilte zu dem Ort meiner Beſtimmung, und ſchreib' Ihnen, wie Sie ſehen, bereits aus Auenbrügge, wie ich aufgenommen bin. Zwar

wohn' ich hier ſo ſchlecht, als man woh-nen kann, in der gemeinen Schenke eines Dorfs: aber deſto eher hoff' ich, Ihnen nächſtens aus dem Hauſe der Wittwe zu ſchreiben.

Luiſe iſt nicht hier. Für meine Aus-führung iſt dieß vielleicht beſſer: ange-nehm iſt es mir freylich nicht, mir, den es ſo verlangt, ſie zu ſehen! — Aber ru-hig, mein Herz! Noch darf ſich deine Liebe nicht mit ins Spiel miſchen. Mein Freund mögte das Vertrauen zu ſeinem Gevoll-mächtigten verlieren. —

Alſo hab' ich nur die Mutter geſprochen, und hier iſt das Vornehmſte von unſerer Unterredung. Ich hatte meinen Empfeh-lungsbrief vorauf geſandt, und mir aus-gebeten, daß ich ſelbſt ſie beſuchen dürfte. Sie nimmt den Brief an, und ſagt dem Ueberbringer, ohne ihn zu erbrechen, ſie wiſſe nicht, ob es heute werde geſchehen können. Wenn es mir einerley wäre; ſo wünſchte ſie lieber morgen. Dieſe Ant-wort brachte mir der Bothe. Keine halbe Stunde, ſo ſchickte ſie wieder, und ließ

mich

mich bitten, zu kommen, ſo bald ich woll-
te. Ich vermuthete die Urſache dieſer
ſchnellen Veränderung; und wartete mit
Fleiß noch ein paar Stunden, um die er-
ſten heißen Bewegungen, die in dem Her-
zen der Mutter entſtehen mußten, erſt ab-
kühlen zu laſſen. Ohne Zweifel mußte ſie
in dieſer Zeit den Brief noch einigemal ge-
leſen haben, und aufmerkſam auf Ihren
Rath geworden ſeyn: denn ich fand zwar
alle die erwartete Neubegierde und Unge-
duld in ihren Augen, die mich ſelten ver-
ließen, aber ſie vermochte doch, ſich zu
überwinden.

Nachdem ich erzählt hatte, wie wir in
London mit einander bekannt geworden;
wie glücklich Ihre gegenwärtige Lage wäre;
wie unſere Bekanntſchaft bald darauf zur
Freundſchaft geworden, daß wir in unſe-
rer Achtung und Liebe für eine und dieſel-
be Familie ſo genau übereingekommen wä-
ren, und dieſe Familie ihr nannte; ſo ſag-
te ſie: von der Freundſchaft des Herrn
Thomå wiſſe ſie ſich vollkommen Rechen-
ſchaft zu geben: aber womit ſie die mei-

nige verdient hätte; ja, wie ſie mir nur hätte bekannt werden können, das wiſſe ſie nicht zu erklären. Ich beantwortete dieſe entfernte Aufforderung mit der allgemeinen Bemerkung: daß der Himmel oft Perſonen zuſammen zu führen wüßte, die zuſammen gehörten, ohne daß eine von beyden die andere zu kennen glaubte. Die Freundſchaft unter ihnen würde dann aber ſo geſchwind und innig vollendet, als wenn ſie vorher einander niemals hätten fremd ſeyn ſollen, oder können. — „Sie haben nur eine Tochter?“ fragte ich in einem etwas ſchnellen Uebergang.

„Am Leben;“ antwortete ſie. „Eine ältere iſt in ihrer Kindheit geſtorben; und das älteſte von allen meinen Kindern, ein Sohn, hat ſich ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre ſchon verloren.“ — (Sie ſehen, wohin ſie das Geſpräch leiten wollte?) —

Ich fragte: wie lange ſie ihn vermiſſe?

Sie ſagte: über zehen Jahre.

„So wäre er meines Alters:“ antwortete ich lächelnd; und ſie wurde aufmerkſam.

LB Coburg

ſam. „Sie wiſſen nicht, wohin er gegangen iſt?“ fragte ich weiter.

Sie wiſſe davon nichts Gewiſſes, als was ihre Schweſter in Hamburg von einigen Kaufleuten vernommen, deren Nachricht zufolge er nach Suriname gegangen ſey, wo er in einigen Jahren ein gutes Glück gemacht, aber in der beſten Hoffnung eines noch weit größern geſtorben ſeyn ſollte.

„Sie hätten alsdenn,“ ſagte ich, „wenigſtens ſeinen Nachlaß empfangen ſollen.“

Das hätte ſie doch nicht, erwiederte ſie. Nicht einmal ſo viel als einen Brief hätte ſie von ihm erhalten. Hierauf fragte ſie mich: ob ich vielleicht da geweſen wäre?

„Niemals,“ antwortete ich, „und wollte faſt verſichern, daß auch ihr Sohn nie da geweſen iſt.“ —

„Gott weiß!“ ſagte ſie. „Hätt' ich nur die Gewißheit, daß er noch lebte! — Könnten ſie mir davon einige Nachricht geben?“ fuhr ſie fort, und betrachtete mich ſehr aufmerkſam.

„Man muß immer das Beſte hoffen!“ antwortete ich. „Sie haben Nachrichten, ſagen ſie, daß er dort geweſen, und geſtorben ſey; doch ſind dieſe Nachrichten nicht gewiß. Ich habe andere, daß er nicht da geweſen iſt; und ich darf ſagen, ſie ſind gewiſſer. Alſo iſt es vernünftig, das Beſte zu hoffen.“

„Wie wenn ich ihnen,“ ſetzt' ich hinzu, indem ich aufſtand und ihre Hand nahm, „wie wenn ich ihnen indeſſen einen Sohn anbiethe, es ſey nun einen, der die Stelle des erſten allein erſetzen, oder neben demſelben ein gleichgeliebter Sohn werden könnte, werden ſie mich abweiſen?“

Wie dieſe Anrede unſere Mutter außer ſich ſetzte! Sie erwartete ohne Zweifel, daß ich mich itzt für ihren Sohn erklären würde; wurde roth im ganzen Geſichte; war in der größten Bewegung; ſahe mich an; wollte immer reden, und konnte lange nicht. — „Mein Gott!“ ſagte ſie endlich — „ſind ſie — Doch was wäre das für ein außerordentlicher Zufall! — Sind ſie — ſoll ich glauben — Aber auch nicht ein Zug

des

des Geſichts kömmt dieſem Einfall zu Hülfe! Und doch, dünkt mich, dieſe Augenbraunen, dieſer ihr Anſtand, und dieſe etwas ſtärkere Ausſprache des R — Sind ſie — Sind ſie nicht der, den ich nach dem empfangenen Briefe vermuthen ſoll?“ —

„Was ſagt dieſer Brief von mir?“ antwortete ich. „Etwas anders, Madam, als was mir mündlich aufgetragen worden?“ — Dieſe Frage begleitete ich mit einer ernſthaften befremdeten Miene; und die that ihre verlangte Wirkung. Die Mutter erinnerte ſich an Ihren Rath, faßte ſich, und ſagte gelaſſener: „der Brief ſagt von ihnen eben nichts, als daß er mich vorbereitet, eine mündliche Eröffnung zu hören, die den Herrn Thomä betrifft.“

„Sie iſt dieſe,“ fuhr ich ſogleich fort, daß ich dieſen würdigen Mann ihnen zum Sohn, und ihrer Tochter zum Gemahl anbiethen ſoll.“ —

Sie ſchwieg, und ſahe mich an mit der Miene, als wenn man ſich in einer angeneh-

nehmen Hoffnung halb betrogen findet, und doch die Hoffnung noch nicht aufgiebt.

„Dieſe alte Verbindung,“ fuhr ich fort, „hat nun von der Seite meines Freundes nicht das geringſte Hinderniß mehr, und ihm iſt ſie immer heilig geweſen. Es iſt allein an ihrer Seite, ſie zu ſchließen.“

„Doch nicht ſo ſehr, als an Seiten meiner Tochter,“ antwortete ſie; „und dieſe — Es ſind große Veränderungen in dieſen paar Jahren vorgegangen! — Was mich ſelbſt betrifft, ſo viel ich ſonſt von Herrn Thomå gehalten habe, und ihm für ſeine ſtandhafte Freundſchaft verbunden bin, leugne ich doch nicht, daß die Entfernung mir Bedenklichkeiten macht, die ich nicht ſo leicht überwinden würde. — Ich habe nur, ſo viel ich wenigſtens weiß, dieſes einzige Kind; und auch von dieſem ſich zu trennen mit ſo weniger oder gar keiner Hoffnung, es jemals wieder zu ſehen, das muß einer Mutter allerdings hart ſeyn. — Indeß, wie ich ſagte, nicht ſo ſehr meine, als meiner Tochter Geſinnung

ſinnung wird den Ausſchlag geben müſſen.“

„Was die Trennung betrifft,“ erwiederte ich; „ſo wird ſie durchaus nicht nöthig ſeyn. Dem Herrn Thomä wird die Tochter mit der Mutter nur willkommen ſeyn. Indeß haben ſie völlig Recht, daß die Geſinnung ihrer Tochter entſcheiden müſſe. Nur weiß ich nicht anders, als daß ſie ſchon entſchieden hat. Sie iſt doch die Braut meines Freundes?“

Sie antwortete darauf nur mit Achſelzucken; und es ſchien überhaupt, als wenn ſie nicht gern von dieſer Sache redete. Die Urſache begreif' ich nicht. Ich fragte alſo nach der Tochter, und bat inſtändig, daß es mir erlaubt ſey, dieſelbe Frage auch ihrem Herzen vorzulegen. „Ich wünſche ihr,“ ſetzte ich hinzu, „ſo viel Gutes, als irgend ein Herz wünſchen kann, das mit mehr als mit brüderlicher Liebe liebt.“

Der Ausdruck fiel der Mutter abermal auf. „Kennen ſie Luiſen?“ fragte ſie. — „Wie? — Seit wann? — Es wäre kaum möglich, kaum etwas mehr möglich,

als

als eine ſehr dunkele Erinnerung, wenn ſie“ — — —

Die Frau war in groſzer Erwartung und Ungeduld; es wäre grauſam geweſen, ſie nicht auf einige Weiſe zu beruhigen. Ich hatte mich vorher ſchon zubereitet, und mir genau die Gränze beſtimmt, wie viel ich entdecken wollte. Alſo ſagt' ich:

„Ich kenne ſie — O! wie ſollt' ich ſie nicht kennen? Ich bin näher mit ihr verwandt, als ſie vermuthen können, Madam! Aber ich bitte inſtändig, fragen ſie nicht weiter. Ich habe ein Geheimniſz, das nicht anders bekannt werden darf, als zu ſeiner gewiſſen, beſtimmten Zeit. Und wollten ſie mich indeſſen vorerſt für einen Mann nehmen, der wenigſtens nach ſeinem Herzen mit ihrer Familie in der nächſten Verwandſchaft ſtehet; ich dürfte verſichern, die Entwickelung ſollte am Ende allen gleich angenehm ſeyn, auf die eine, oder die andere Art. Und wenn ich noch eine Bitte wagen darf, ſo laſſen ſie mich Luiſen ſehen.“

Sie beſann ſich. Endlich ſagte ſie: Luiſe wäre gegenwärtig nicht hier. Das arme Kind hätte viel ausgeſtanden; und weil ſie ſonſt von allen verlaſſen wäre; hätte ſie das Erbiethen eines angeſehenen Mannes in Hamburg nicht ausſchlagen dürfen, der ſich ihrer annehmen wollte, und bey deſſen Verwandtin ſie zur Geſellſchaft wäre. — Ich bat mir Erlaubniß aus, dahin zu reiten. Sie antwortete; ſie wollte es überlegen. Es könne doch nicht geſchehen, ohne daß ſie ihrer Freundin und Luiſen vorläufige Nachricht von dieſem Beſuche gegeben hätte.

Uebrigens leitete ſie das Geſpräch, ſo oft ſie konnte, auf ihren Sohn. Ich beobachtete aber gleiche Zurückhaltung; wiederholte, wenn ihre Fragen zu neugierig wurden, meine erſte Bitte, und ließ ſehr deutlich merken, daß ich mich nicht eher erklären könnte, bis ich mit Luiſen vertraulich, wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter, geredet, und mich von ihrer Geſinnung ſo wohl überhaupt, als

gegen

gegen meinen Freund unterrichtet hätte. — So ſchieden wir dießmal.

Neunter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 28ten.

Unſere Wittwe ſcheint etwas wider Ihren Antrag zu haben. Vermuth' ich recht; ſo hat ſie eine andere Partie im Sinne, dafür ſie ſehr eingenommen iſt. Wäre dieß auch Luiſens Neigung, ſo — — ich weiß nicht, was ich dann von ihr denken ſollte? Aber ich würde Gründe finden, ſie zu beruhigen. — Doch ich will nicht als wahr annehmen, was vielleicht nur Beſorgniß iſt. Nur von der Mutter muß ich wiederholen, ſie iſt nicht geneigt, Ihren Antrag anzunehmen. Dieß zeigte ſich ſchon in unſerer erſten Unterredung. Heute habe ich auch mit dem hieſigen Prediger geſprochen, und erfahre daſſelbe.

Meine gute Wittwe hatte ſich bey dieſem, wenigſtens in Anſehung meiner, Raths erholet. Er ließ mich heute zu ſich bitten, gewiß auf ihr Erſuchen. Auch war es nicht ſchwer, zu errathen, in welcher Abſicht? Alſo kam ich ihm bey der erſten Gelegenheit mit meiner Verwahrungserklärung zuvor.

Wir kamen bald auf Luiſen. Ich ſagt' ihm meinen Auftrag, und bat in Ihrem Namen, daß er mich unterſtützen möchte. Er verſicherte, daß er mit Vergnügen wollte, wenn er auf einige Weiſe finden könnte, daß es nützlich wäre. „Ob ich ſchon mit der Mutter davon geredet hätte?“

Die Mutter ſchiene Bedenken zu haben; antwortete ich.

„Das beſorg ich;“ war ſeine Antwort; „und dieſe Bedenken ſind freylich ſehr erheblich.“ —

Mir, ſagte ich, ſchienen ſie doch nicht ſo: der bloße Gedanke der Trennung von ihrer Tochter wäre ihr ſo ſehr auffallend. —

„Man

„Man kann denn auch,“ erwiederte der Prediger, „die wahren Bedenken zuweilen nur wenigen anvertrauen.“ —

Dennoch, antwortete ich, wär' ich gewiß einer von denen, dem ſie alle Geheimniſſe anvertrauen dürfte.

Er ſahe mich an, und fragte: ob ich vielleicht ein Anverwandter wäre?

„Ein ſehr naher,“ antwortete ich: „nur daß ich mich nicht eher entdecken darf, bis ich Luiſens freye Geſinnungen kenne.“

„Wollen ſie mir nicht eine Frage erlauben?“ ſagte der Prediger.

„Jedwede,“ ſagte ich: „auch wollte ich ſie aufrichtig beantworten, wenn ich dürfte.“ —

„Die Wittwe hat einen Sohn verloren,“ ſagte er, „und hat Gründe, zu vermuthen, daß ſie denſelben in ihnen wieder finde.“ —

„Wenn ſie,“ antwortete ich, „mich dafür annehmen will, ſo wird eine kurze Zeit erklären, was ich bin, und ſie wird indeß nichts verlieren. Ich habe ihr dieß bereits ſehr ausdrücklich geſagt.“ —

„Alſo

„Alſo ſind ſie?“ fragte der Prediger –

„Ich werde ſagen können, wer ich bin, ſo bald ich Luiſens Geſinnung wiſſen werde. Eher darf ich mich nicht entdecken: und ich bitte ſie, die Mutter zu bereden, daß ſie mir dieſe nothwendige Bitte je eher je lieber gewähre.“ —

„Ich geſtehe,“ ſagte der Prediger, „dieß iſt ein ganz beſonderer Zufall! So ein Verhältniß iſt mir noch nicht vorgekommen.“

„Sie befürchten doch keinen Betrug?“ fragte ich. „Sonſt werden der Brief des Herrn Thomä, wenn ſie ſeine Hand kennen, und der Auftrag, den ich von ihm habe, Beglaubigungsſcheine für mich ſeyn. Außerdem kann ich einen Mann nennen, der jede Bürgſchaft für mich ſtellen wird, ſo viel man fodert, ich meyne Herrn Ferdiner.“ —

„Kennen ſie den?“ fragte der Prediger mit mehr Befremdung, als ich begreife.

„Ich habe ziemlich lange mit ihm im Briefwechſel geſtanden,“ antwortete ich: „und ich wüßte nicht, daß er Bedenken

haben könnte, ſich für mich zu verbürgen.“

„Die Bürgſchaft,“ antwortete der Prediger, „wird nicht nöthig ſeyn; wenigſtens bey mir nicht. Was aber die Wittwe betrifft, ſo wollt’ ich doch nicht rathen, ihr dieſe Freundſchaft bekannt zu machen.“ Ich verſtand das nicht, und wünſchte, die Urſache zu wiſſen: allein er antwortete: ich mögte ihm verzeihen, daß er ſie verſchwiege; wiederholte ſeinen Rath, und verſprach, zu verſuchen, ob er die Wittwe bereden könnte, woran er doch ſehr zweifele.

Zehenter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 28ten.

Noch weiß ich mein Schickſal nicht von dem, der es vielleicht zu entſcheiden hat: ich meyne, von meinem Oheim; es ſey denn, daß, wie in den meiſten Fällen, ſo auch dießmal Schweigen für negative Antwort gelten ſoll. Denn noch hat er auf meine Briefe keine Zeile geantwortet. Inzwiſchen ſpielte mir neulich Leonore ſo einen Ton vor; und ſollte, wie zu vermuthen iſt, die Antwort meines Oheims darauf geſtimmt ſeyn; ſo hat man ein gewiſſes Mährchen erfunden, das mich, ich weiß nicht wie, mit Luiſen zuſammen kettet. Unglaublich, wie es wolle: zum Vorwande, den der nur bedarf, welcher mit einigem Schein des Rechts brechen will, iſt alles gut. Es veranlaſſet auf naſeweiſe Fragen leicht naſeweiſe Antworten: man bekommt Veranlaſſung, unwillig zu werden, zankt ſich, und ſo weiter. —

Im Grunde kann ich ziemlich wohl errathen, was meinen Oheim ſo ſchnell verwandelt. Mein Bekenntniß in Anſehung Eliſens hat ihm beym zweyten Nachdenken bange gemacht; und die Partie mit Dankwarten fieng an, ihm beſſer zu gefallen. Es wäre aber unartig, wenn er, nach der Bedenkzeit, die er mir ließ, ſein Wort geradezu wieder zurück nehmen wollte, ohne neue Urſache zu haben. Alſo muß die Beſchuldigung neu ſeyn, obgleich die Beſchwerde noch immer die alte iſt. — Wie es mein Oheim für gut findet! Ich erwarte mit Ungeduld ſeine Erklärung, und ſchreibe nächſtens zum drittenmal wenigſtens an Julien, um die Expedition zu beſchleunigen.

Daß mein letztes freymüthiges Geſtändniß ihn beunruhiget, ſchließ ich aus ſeinen eigenen Antworten. „Aufrichtig,“ ſagte er, „ich wußte nicht, daß Eliſe Dewald ihnen ſo nahe am Herzen war!“ *) Auch erinnere ich mich noch, wie betroffen er

da

*) Th. 4. Br. 44.

da ſtand, als er dieſe Worte ſagte: „Er wünſchte zugleich, daß ich meine Aufrichtigkeit nicht ſo weit getrieben hätte.“ Uebel nehm ich's nicht, wenn dieß ihm gewiſſe Bedenken macht; wiewohl er es weit früher hätte beherzigen ſollen; damals, damals als er den Knoten zu allen dieſen Verwirrungen ſchürzte. Itzt war alles, was er noch thun konnte, daß er Rückſprache mit Julien nähme: und wenn die ihm ſagte, daß ich mich eben ſo aufrichtig gegen ſie erklärt, aber nicht ohne gleich aufrichtige Verſicherung, daß ich ſie genug liebe, um der beſte Mann zu werden: ſo ſollte er der Sache ihren Gang gelaſſen haben: denn was will er mehr für ſeine Tochter, als einen geliebten und guten Mann?

Ich weiß nicht, wie mein Onkel ſelbſt geliebt haben mag. Aber wenn es ihm leicht geweſen iſt, zu vergeſſen, und von einer Geliebten zur andern überzugehen; ſo beurtheil' er wenigſtens nicht andere, und mich nach ſeiner Weiſe. „Ich wußte nicht,“ ſagte er, „daß Eliſe Dewald ihnen

nen ſo nahe am Herzen war!“ Aber ich meyne doch, daß er's wußte. Von welcher Zeit redete er? Von der alten? Da weiß er ja, welche Knoten er zu zerſchneiden hatte, ehe das erſte Band zerreißen wollte, was mich an Eliſen feſſelte!

Daß er meinen kranken Vater zu bewegen wußte, mich aus Leipzig ſo plötzlich hinüber kommen zu laſſen, nicht gerechnet. Die Krankheit meines Vaters gab ihm Gelegenheit und Vorwand. Aber daß er mich ſogleich nach Fårmbüll kommen ließ; mir ſo viel Höflichkeit bewies; mich ſo gern in Juliens Geſellſchaft ſahe; meinen vertrautern Scherz, wenn mein Herz offen war, mit ſo vielem Beyfall belohnte; zu billigen ſchien, was mein Vater ſelbſt mir verwies; meine Reiſe von einer Woche zur andern zu verzögern wußte; mich ſo angenehm amüſirte, *) das hatte keinen Vorwand, und ließ ſich verſtehen! Mir kam es zuweilen ſchon damals ſo vor, als fände er nöthig, gewiſſe Eindrücke,

*) S. Th. 4. Br. 33.

drücke, die ich mitgebracht hatte, wieder auszulöſchen. Doch es half nicht! Er aber, der doch wohl glaubte, daß es half, fuhr fort, wie er angefangen hatte. Denn daß ich bey meinem Oheim Thomas, den ich nur höchſtens auf einen Monat beſuchen, alsdann weiter reiſen ſollte, der genommenen Abrede ungeachtet, bis in den fünften Monat aufgehalten wurde, das war weder der Wille meines Vaters, noch der eigene Einfall meines Onkels Thomas; ſondern Thomas war durch ihn dazu geſtimmt. Es verſtrich Zeit; und in ſolcher Zeit wäre ja wohl die Liebe bey manchen verdünſtet! Man hat Exempel; nur bey mir nicht! Denn ob ich gleich in der ganzen Zeit keine Zeile von Eliſen geſehen hatte, auf alle meine Briefe — mag die ehrliche Stiefmutter wiſſen, wie es damit zugieng, oder — mein Oheim — ſo konnt ich doch nicht vergeſſen! Vielmehr war der Entſchluß feſter geworden, von Amſterdam nicht nach London, ſondern zuerſt ſchnell nach Dresden zu reiſen; und hätte ich dieſen Entſchluß aus-

führen können; wir wären nun hoffentlich beyde ſehr ruhig, und in dem beſten Verhältniß. Aber da machte das Schickſal mit meinem Onkel Partie wider mich. Ein tödtlicher Rückfall meines Vaters, der ihm Gelegenheit gab, mich ſchleunig zurück zu rufen, legte mir die Nothwendigkeit auf, zu kommen. Die Anordnung der Geſchäffte, die durch die Krankheit und den Tod meines Vaters in Unordnung gerathen waren, nahmen wiederum ein paar Monate weg; und das Amüſiren bald in Hamburg bald in Färmbüll gieng von neuem wieder an, bis ich endlich deſſelben überdrüßig wurde, und reiſen wollte. Mein Onkel war durchaus nicht dieſer Meynung. Er expoſtulirte; ich beharrete; wir zerfielen; und er weiß ja noch, worüber? Alſo wußte er's denn wenigſtens damals, daß mir Eliſe ſo nahe am Herzen war.

Sprach er aber von der letzten Zeit, nachdem ich endlich ſeinen Abſichten ſchon beygetreten, mit Julien verſprochen war, und ſein — oder mein — oder bey-

der — Unglück dieſe verloren geglaubte Eliſe wieder auf den Schauplatz führte; o! ſo hätte er ſich der alten Zeiten erinnern ſollen! Hatte ich doch deutlich geſagt, was geſagt werden konnte, um ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen. „Das Alte iſt wieder neu geworden!“ ſagt' ich ihm. *) Dennoch fand er für gut, mir Bedenkzeit zu geben: ein Beweis, daß ihm der alte Plan von der Familienverbindung, um die Güter zuſammen zu halten, **) damals noch ſehr am Herzen lag; wie auch ſeine eigene Entſchuldigung genugſam bewies. Immer berief er ſich auf den Willen meines Vaters, der ſogar in ſeinen letzten Briefen an mich widerrufen haben ſollte, was er mehr als einmal mit völligem Beyfall gut geheißen hatte. „Wenn ſie die erſten Briefe noch aufbehalten haben,“ ſagte er, „ſo hoffe ich, ſie haben auch noch einen der letztern.

*) Th. 4. Br. 44.

**) Th. 1. Br. 2 am Ende.

Ich will nicht vermuthen, daß er dieß nur ſo hinſagte, blos um etwas zu ſagen. Ich will vielmehr glauben, daß mein Vater durch ſeine Vorſtellungen bewogen, ſich endlich geſtellet haben mag, als wäre er ſeiner Meynung beygetreten. So mag er ihn denn verſichert haben, daß er ſchreiben wollte, oder ſchon geſchrieben hätte. Es wäre zu viel, wenn ich das alles für bloße Erdichtung meines Oheims erklären wollte. Insbeſondere den Umſtand, den ich vielleicht in unſerer Unterredung vergeſſen habe, daß mein Vater noch auf ſeinem Sterbebette dieſe Familienverbindung gewünſcht haben ſoll.

Ich muß dieſe Worte meines Onkels entweder noch einmal anführen, oder nachholen. Er ſagte, ich weiß itzt nicht mehr, in welcher Verbindung, vermuthlich an der Stelle, wo er mich überzeugen wollte, daß es nicht blos ſein eigener Trieb geweſen ſey, mein Bündniß mit Eliſen aufzuheben: als mein Vater einige Monate nach ſeiner Zurückreiſe von Färmbüll, plötzlich wieder befallen wor-

den,

den, ſey er eilig nach Hamburg gerufen, habe den Kranken aber ſchon in einem hoffnungsloſen Zuſtande gefunden. Der Kranke habe ſich mit aller Anſtrengung durch Worte und Zeichen zu erklären bemühet; und weil die Zunge ihm vom Schlage gelähmt worden, zwar nur die unvernehmlichen Namen, mein Sohn, Eliſe und Julie ausgeſprochen, aber mit einer ſolchen Bewegung, daß mein Onkel aus ſeinen Bemühungen und Mienen leicht habe abnehmen können, wie ſehr die Sache, darüber er ſich erklären wollen, ihm am Herzen gelegen. „Und was konnte er anders meynen,“ ſetzte mein Onkel hinzu, „als daß er mir noch einmal empfehlen wollte, dafür zu ſorgen, daß ſie nicht mit Eliſen, ſondern mit Julien verbunden würden?“

Man erkläret denn, wie Sie wiſſen, was zweydeutig iſt, nach ſeinen Lieblingsideen. Mein Vater konnte doch eben ſo gut das Gegentheil ſagen wollen. Denn ob ich gleich nicht begreife, was er wider Julien hätte haben können, die er von

gan-

ganzem Herzen liebte;*) ſo konnte ihn doch, geſetzt er wäre durch das Zureden meines Onkels im Ernſt dahin gebracht geweſen, mich lieber mit Julien verbunden zu ſehen, ſo konnte ihn doch, ſage ich, in dieſen feyerlichen Augenblicken, da er ſein nahes Ende erwartete, ſein Gewiſſen, und das Gefühl, daß es unrecht ſey, die gebilligte erſte Verbindung wieder aufzuheben, ſehr wohl beunruhigen, und den letzten Wunſch bey ihm veranlaſſen, daß dieſe Sache bliebe, wie ſie wäre.

Aber es ſey, wie mein Onkel will; ſo iſt doch klar, daß ihm der alte Familienverbindungsplan noch damals am Herzen lag, als ich mich ſo aus dem Herzen gegen ihn erklärte. Deswegen ließ er ſich denn nicht anfechten, daß ich ihm meine Liebe zu Eliſen gerade heraus geſtand; ſondern gab mir dennoch Bedenkzeit. Wie ſoll ich ihn denn itzt anders verſtehen, als daß er ſich zu ſpät bedacht hat, und, um den Schein dieſes Widerſpruches zu ver-

klei-

*) Th. 4. Br. 31.

kleiden, die erſte die beſte Beſchuldigung gegen mich ergreift? Und das aus welcher Urſache? — Dankwarts Antrag muß ihm wichtiger geworden ſeyn, als ſein gegebenes Wort! — So tritt er mir in den Weg, wo ich ihm nicht begegnen wollte; und weicht mir wieder aus, wenn ich ihm entgegen komme. Wo werden wir uns endlich antreffen?

Eilfter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 2ten März.

Heute habe ich bey unſerer Wittwe zu Mittage geſpeiſet; morgen werd' ich Luiſen ſehen, ſie zurückholen, und bey ihrer Mutter ins Haus ziehen. O! mein Freund, welch ein Anfang wäre das, wenn — Ich rede von Ihnen ſo gut, als von mir: denn ich bin noch immer Ihr Freywerber.

Ohne

Ohne Zweifel hatte der Prediger die Mutter beredet, ſich meinen Vorſchlag gefallen zu laſſen: und ſie mögen nun beyde von mir glauben, was ſie wollen; ſo hab' ich doch das Vertrauen der letzten ſo ſehr gewonnen, daß ſie mehr zu glauben als nicht zu glauben ſcheint, ich ſey ihr Sohn.

Sie wollte Luiſen abholen laſſen, und hatte die Briefe, einen an die alte Freundin, den andern an ihre Tochter ſchon fertig, um ſie noch heute abzuſenden, damit ſie ſich in Bereitſchaft ſetze, in einigen Tagen kommen zu können. Denn einige Tage, ſagte ſie, mögten wohl darüber hingehen, ehe ſie alles in Ordnung hätte. Ich bat, ſie mögte mir den Auftrag geben, die Briefe zu beſtellen; und ſie gab nach; doch mußte ein Bote vorauf, meinen Beſuch bey der Alten zu melden.

Ich wünſchte den Inhalt, vorzüglich des Briefes an Luiſen, zu wiſſen, und hatte die Freude, das Allgemeine daraus von ihr ſelbſt zu vernehmen. Daß ihre Neubegierde abermal allerley Verſuche machen

chen würde, mein Geheimniß heraus zu locken, vermuthen Sie leicht. Ein ſolcher Verſuch war es, als ſie mir ſagte: „ich habe ſie meiner Luiſe nicht anders, als meinen Sohn empfohlen. Hab' ichs ſo recht gemacht?“ —

„Nach meinem innigſten Wunſch,“ erwiederte ich; und küßte mit der Inbrunſt eines Sohnes ihre Hand.

„Gott geb' es!“ ſagte ſie, und drückte mir die Hand.

„Werd' ich's nicht ſeyn,“ ſagte ich, „wenn Mutter und Tochter mich dafür annehmen?“

„Wie wird das Mädchen ſich freuen,“ erwiederte ſie, „wenn ſie lieſet“ —

„Möchte ſie ſich ſo freuen, als ich mich freuen werde, ſie wieder zu ſehen!“ antwortete ich. „Ich bin wenigſtens darauf bedacht geweſen, ihr dieß erſte Wiederſehen angenehm zu machen. Ich habe einige Kleinigkeiten für ſie in dem Käſtchen, das mein Diener gebracht haben wird.“

Sie rief das Mädchen, und fragte nach dem Käſtchen. Das Mädchen gieng, und

brach-

brachte es. Ich nahm daraus einen Schmuck von Werthe, und bat die Mutter, ihn anzunehmen. Was dem Werthe fehlte, wünſchte ich, mögte der Gedanke bey ihr erſetzen, daß er von dem käme, der — —

„Mein Sohn iſt?“ fragte ſie ſehr lebhaft. „Warum ſoll ich nicht wiſſen,“ ſetzte ſie hinzu, „wie ich den Geber nennen, und wie ich ihm danken ſoll?“

„Nennen ſie mich, o! nennen ſie mich, wie ihr Herz mich gern nennen mögte!“ antwortete ich. „Für mich wird alle Glückſeligkeit in dem Namen begriffen ſeyn, wenn ich Mutter ſagen darf.“

„Nun denn,“ ſagte ſie, „zum erſtenmal, mein Sohn! Gott gebe, nie anders! Und dann kann ich,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie mich umarmte, „mit dieſem Danke abkommen.“

Ihre Umarmung war ſehr herzlich — — — —

So weit war ich in meiner Erzählung, als mein Diener den Prediger bey mir anſagte.

Er entſchuldigte ſich, daß er mich überfiele, mit einem Bewegungsgrunde, der ihm eine Gewiſſensſache zu ſeyn dünkte; und fragte: ob die Wittwe meinen Antrag für den Herrn Thomà noch immer wie vorhin ablehne? Ich ſagte, ich hätte dießmal nicht wieder davon geredet, hoffte aber ziemlich gewiß, daß ich ſie bereden würde.

So müßte er mir denn auf alle Weiſe rathen, es nicht zu thun. Er wollte ſich lange nicht über eine weitere Erklärung einlaſſen. Endlich aber, da ich beſtändig in ihn drang, ſagte er: er könnte ſich nicht vorſtellen, daß die Wittwe in dem Verhältniß, worin ſie ohne Zweifel mit mir ſtünde, mir am Ende ein Geheimniß daraus machen würde. Weil ſich aber doch auch das Gegentheil beſorgen ließe; ſo wolle er lieber auf alle Fälle ſein Gewiſſen beruhigen. Er müſſe mir demnach, aber mir allein, offenbaren, es ſey nun als einem wirklichen Bruder Luiſens, oder als einem Freund, der ſie um eines andern Freundes willen liebe, daß Luiſe zwar ein

liebes Kind mit dem beſten Herzen wäre, aber das Unglück gehabt hätte, ſich zu einer Uebereilung verleiten zu laſſen, die dem Herrn Thomä nothwendig vorher bekannt gemacht werden müßte; und dann wäre wohl nicht zu erwarten, daß er ſeine Anwerbung fortſetzen würde.

Liebſter Thomä, wenn Sie dieſen Wink verſtehen, was ſagen Sie? — Könnten Sie ſich entſchießen, und liebten Sie Luiſen zärtlich genug, zu vergeſſen? Sind Sie von Ihrem Herzen verſichert, daß es keinen Vorwurf wider das arme Mädchen zurück behalten wird? Können Sie ſich mit der Vorſtellung auf allezeit verſöhnen, daß — Die Sache iſt für Sie, für Luiſen, und mich äußerſt wichtig. – Doch ich kann nun kaum hoffen, die Mutter zu bereden; und ſollte Luiſe ſelbſt, mit dieſem Bewußtſeyn ſich entſchließen können, Ihren Antrag anzunehmen? —— ——

Ich wollte meine Briefe erſt in der nächſten Woche abgehen laſſen, um Ihnen auch von Luiſen ſelbſt Nachricht geben zu können: aber dieſer Umſtand bewegt mich,

ſie mit der heutigen Poſt zu ſchicken. Antworten Sie mir mit der rückkehrenden, wiederum unter Ferdiners Addreſſe.

Zwölfter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 3ten März.

Von Luiſens Mutter iſt kein Frieden zu hoffen! Ich habe ihr alle Bewegungsgründe vorgehalten, ſie zum Schweigen zu bereden; die Dankbarkeit, welche ſie Wolmern und Julien, die Schonung, welche ſie beyden ſchuldig wäre; die gewiſſe und ſichere Hoffnung, in allen Stücken von ihm unterſtützt zu werden; die gute Ausſtattung ihrer Tochter, die Julie mehr als einmal verſprochen hätte, an der einen, und an der andern Seite die Unmöglichkeit, ihre Anklage zu erweiſen, geſetzt auch daß ſie wahr wäre; und wenn ſie auch den bündigſten Beweis führen könnte, die gänzliche Unwahrſchein-

lichkeit, daß Ferdiner ſich jemals zu dem verſtehen würde, was ſie zu erwarten ſchiene; alles hab' ich ihr vorgeſtellt, allein es half nichts.

„Die Beſchuldigung,“ ſagt' ich ihr, „iſt mir zwar völlig unglaublich; aber geſetzt, ſie wäre wahr; wie wollen ſie die Wahrheit beweiſen?“

„Die Umſtände,“ ſagte ſie, „ſind Beweis genug: Luiſens Erwartung von Ferdinern, ihre Reiſe mit ihm, die plötzliche Krankheit, der offenbare Erfolg derſelben, einige Worte, die Luiſen ſelbſt entfallen ſind, der ihr geſchenkte Ring.“ Dazu wäre vor einiger Zeit noch ein Beweis hinzu gekommen; der nämlich, daß Ferdiner ſelbſt an ſie geſchrieben, ihr eine Partie für Luiſen vorgeſchlagen, und ihr, wiewohl mit feinern Worten, ſo gut als ein Geſchenk für den Abtritt geboten hätte. — „Sie ſollen den Brief ſelbſt leſen,“ ſagte ſie; holte denſelben, und gab ihn mir.

In dem Briefe iſt freylich mit geraden Worten, wie Sie leicht erachten, nichts

geſagt, was zum Beweiſe dienen könnte. Indeß, wenn man die Sache ſelbſt für wahr hält, könnte er doch zu fernerer Erläuterung und Beſtätigung dienen. Ferdiners Worte, nachdem er den Antrag gethan hat, ſind dieſe:

„Sollten Sie meinen Antrag genehmigen, wie ich ſehr wünſche; ſo muß ich allerdings für den Charakter, und in allen Umſtänden für die Güte des Mannes ſtehen, den ich vorerſt noch nicht nennen darf; und ich nehme ſeinetwegen alle Verantwortung über mich. Auch muß ich mir dann noch eine Bedingung vorbehalten: dieſe, daß ich das Vergnügen habe, der ſchönen Braut an dem Tage der Trauung ein Geſchenk zu machen, wozu mich ſchon lange ein Familiengelübde, irgend eine Tochter einer Wittwe auszuſtatten, verpflichtet.“

Die Mutter findet in dieſen, an ſich ganz unſchuldigen Worten nicht wenig Beſtätigung für ihre Klage. „Iſt es nicht Furcht,“ ſagte ſie, „was ihn bewog, mich durch dieſes Verſprechen zu locken,

daß ich mich mit ihm in Unterhandlungen einlaſſe, wo er ſich denn leicht bewegen laſſen würde, das Geſchenk in einen Brautſchatz zu verwandeln; ſo weiß ich keine Urſache, warum Ferdiner Freywerber wird, und ſich zu dieſem Geſchenke erbietet; zumal itzt, da er ſchon wiſſen wird, daß die Sache in Bewegung gebracht iſt?

Seltſam ſcheint es, daß eben eine Ausſtattung verſprochen wird, ſo geſchickt die Wendung auch genommen iſt: allein am Ende iſt es doch kein Beweis. Ich ſagte ihr, was ich dächte; und ließ mich zwar niemals merken, daß ich die Beſchuldigung glaubte; ſetzte aber doch den Fall, und beſtand blos darauf, daß es ihr auch dann unmöglich werden würde, gerichtlichen Beweis zu führen. Und endlich, ſagte ich, möchte ſie betrachten, welche Vortheile ſie verlieren, und welche Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten ſie ſich zuziehen würde; der öffentlichen ſchimpflichen Nachrede nicht zu gedenken, wenn eine ſolche ihrer eigenen, und der Ehre ihrer

Toch-

Tochter nachtheilige Sache gerichtlich unterſucht werden ſollte!

Das, ſagte ſie, wäre bisher noch das Einzige geweſen, wodurch ſie ſich hätte zurückhalten laſſen, in der Erwartung, daß Ferdiner ohne ihr dieſen äußerſten Schritt nothwendig zu machen, ihrer Tochter die verlangte und billige Genugthuung leiſten würde. Die angetragene Partie hätte ſie in ihrer Antwort ſchlechterdings zurück gewieſen; und ihm deutlich genug geſagt, daß ſie von keiner andern Vergütung hören könnte, als die durch ſeine eigene Perſon. Darauf erwarte ſie nun ſeine Antwort, und wolle es noch vierzehen Tage anſehen. Am Ende wäre ihr nicht bange, daß Luiſe nicht endlich ſelbſt bekennen, und ihre ſchwächern Beweiſe aufs vollkommenſte beſtätigen würde. —

Als ich die Mutter verlaſſen hatte, ſprach ich bey dem Prediger ein, und erzählte ihm, was vorgefallen war. Er wünſchte, daß ich mich mit der Mutter gar nicht eingelaſſen hätte. Jedes Wort,

 was

was ihr ein Dritter von dieſer Sache ſage, erkläre ſie für einen Verſuch, wodurch ſie ſollte zum Vergleich beredet werden. So beſtärke ſie ſich denn nur immer mehr in ihrer Meynung und in ihrem Vorſatze.

Was iſt noch übrig? Ich wünſche zwar mit Luiſen zu reden; aber ich ſehe nicht, wozu es helfen kann? Wollte Herr Wolmer mit einer ſchriftlichen Verſicherung zufrieden ſeyn, daß ſie allen ihren Anſprüchen auf Ferdinern entſage; ſo mögt' ich die Reiſe daran wagen. Allein er hat ſich einmal für alle erklärt, daß erſt Ferdiner ſelbſt ſich zur Vergütung bey ihr erbieten müſſe; und das wird er nimmer thun. Alſo muß ich der Sache ihren Lauf laſſen.

Der Prediger hat doch noch einige Hoffnung; zwar weiß ich nicht, worauf ſie ſich gründet: allein ſeine Töchter ſagten mir, daß ſich vor Kurzem ein Fremder in Auenbrügge, zuerſt ein paar Tage in dem ſchlechten Wirthshauſe, hernach bey Luiſens Mutter aufgehalten, auch ein

paar mal ihren Vater beſucht hätte. Man muthmaße, er ſey ein Verwandter der Familie. Vielleicht hofft denn der Prediger, die Sache durch dieſen zu vermitteln. Er iſt ſeit einigen Tagen, wie es heißt, nach Hamburg gereiſet.

Dreyzehnter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 7ten.

Ich habe ſie, liebſter Thomä, habe die geliebte Luiſe wieder! Habe ihren ſchlanken Leib mit meinen Armen ſchon umfangen, ihr bleiches aber durch den ſtillen Kummer tauſendmal verſchönertes Geſicht ſchon mit tauſend Küſſen bedeckt, brünſtigern Küſſen vielleicht, als ein Bruder geben könnte, oder ſollte; aber dieſe Küſſe können Sie, wo nicht mir, gewiß doch Luiſen alle verzeihen! Ach! Luiſe glaubte ſie nur einem Bruder zu geben.—

Meine Ungeduld war der Sonne lange zuvor gekommen. Der Mond gab mir um vier Uhr das nöthige Licht zur Reiſe, was jene mir nicht geben konnte; und ſchon vor Mittag war ich da, fuhr gerade vor das Haus, ließ mich bey der Alten anſagen, und zugleich meine Briefe an ſie und Luiſen abgeben. Ich mußte eine Weile halten, weil die Frauenzimmer ſich ſo früh noch nicht zum Beſuche angekleidet hatten, vermuthlich auch die Briefe erſt laſen. Endlich kam Luiſe eilig mit dem Briefe in der Hand, den ſie, ſagte ſie hernach, kaum geleſen hatte, in ihrer nachläßigen Kleidung, nur den Pelz umgeworfen, ohne Kopfaufſatz, mit halb aufgemachtem halb fliegendem Haare, mir entgegen — O! wie ſchön in dieſer Eile und Nachläßigkeit! — und empfieng mich, indem ich aus der Chaiſe ſprang, mit offenen Armen, und mit dem Ausruf: „Ach! mein Bruder!“

Warum fiel der Name mir auf? O! daß ſie ausgerufen hätte: mein Geliebter! Ich konnte mit keinem Namen von glei-

cher

cher Beziehung antworten. „Ach! meine Luiſe,“ ſagte ich, und drückte ſo heiſſe Küſſe in ihre Wangen, daß ſie davon errötheten.

Die Mutter hatte ihr zu ausdrücklich geſchrieben, daß ich ihr Bruder wäre. Dieß ſetzte mich in manche Verlegenheit, die Neubegierde abzuwehren, womit ſie ſich nach meinen Schickſalen erkundigte. Auch war mir bange für den Eindruck, den dieſe Verhältniß in ihrem Herzen zurück laſſen möchte. Dem wünſcht' ich vorzubeugen, und bat ſie, alle dieſe Fragen bis dahin zu verſparen, wenn wir zu Hauſe wären, und mich indeß als einen wiedergefundenen Vertrauten anzuſehen, ſo lange ſie noch Zweifel haben könnte, und müßte, mich ihren Bruder zu nennen. „Beynahe,“ ſetzte ich hinzu, „dürft' ich bitten, liebſte Luiſe, ſie wollten dieſe Verhältniſſe, welche der Name Bruder und Schweſter immer mit in die Vorſtellung zu bringen pflegen, ſo lange gänzlich vergeſſen, bis ſie mir auf einen Antrag geantwortet haben. Ich beſorge immer,

daß

daß ſie aus Gefälligkeit der Schweſter anders antworten, als ihr Herz für ſich allein antworten würde; und deswegen begeb' ich mich bis zu ſeiner Zeit aller Rechte eines Bruders, außer der Liebe von meiner, und der Vertraulichkeit von ihrer Seite; auch wenn ſie belieben, außer dem Namen."

Sie wußte nicht, wie ſie mich verſtehen ſollte; wurde ſeitdem ein wenig zurückhaltender gegen mich; und wenn ich eine oder die andere Vertraulichkeit wiederholte, ihr die Hand drückte, oder ſie umarmte; erlaubte ſie es nur ſo, daß ſie zu zweifeln ſchien, ob ſie es erlauben dürfte, nicht ohne zu erröthen. — Süße unbefangene Unſchuld! O! du magſt wohl in irgend einem unglücklichen Augenblicke zu verführen ſeyn; aber darum biſt du doch eben ſo liebenswürdig! —

So verfloß der erſte Tag. Luiſe konnte unter zwey Tagen zu der Zurückreiſe nicht fertig werden. Die Alte war ſo gefällig, mir eine Kammer einzuräumen; bedauerte aber bey der Kammer und dem

Bette, die ſie mir anboth, nichts mehr, als daß es eben Winterzeit wäre, und, daß ſie meinen Beſuch nicht acht Tage vorher gewußt hätte; und dieß Bedauren wiederholte ſie bey jeder Mahlzeit, immer ſich auf ihren Herrn Vetter in Hamburg berufend, der ſich ein Vergnügen gemacht haben würde, ſie von dort her mit allem reichlich zu verſorgen. — Lieber, als wenn ich aus London nach dem Dorfe Wolſter gereiſet wäre, um eine gute Mahlzeit zu halten, oder auf einem bequemen Bette zu ruhen! Als wenn ich in Wolſter ſonſt etwas in der Welt zu ſuchen hätte, als Luiſen? — Ich ſagt' ihr, daß mir nirgend ſo wohl geweſen wäre, als itzt in ihrem Hauſe; und verſicherte, daß ich für ihre Mühe erkenntlich ſeyn würde. Sie ſchien darauf größere Rechnung zu machen, nachdem ſie das Geſchenk beſtaunet hatte, das ich Luiſen gab.

Auf Luiſen ſelbſt hatte meine Erſcheinung eine Wirkung gemacht, welche in ihrem Geſichte ſo ſichtbar war, als in ihrem ganzen Weſen. Der Trübſinn und

die

die Farbe des Kummers waren daraus weggewiſcht: Leben und Munterkeit zeigte ſich in ihren Reden und Handlungen; und ſchon den andern Tag beſaß ich einen groſſen Theil des Vertrauens dieſer guten ſich gern ergebenden Seele.

Ich hatte Ihrer noch mit keiner Sylbe erwähnt, und konnte meiner eigenen Ungeduld nicht widerſtehen, die erſte Stunde, da ich verſichert war, mit ihr allein zu ſeyn, dieſer Unterredung zu widmen. Sie hatte den Tag über wegen der manchen Geſchäffte, welche ihr Abzug aus Wolſter ihr machten, ihre Geſellſchaft mir öfter entziehen müſſen; und der Abend war beſtimmt, das Verſäumte nachzuholen. Die Alte, die ſich müde gearbeitet hatte, ſehnte ſich nach dem Schlaf, ſchien ſich aber aus Gefälligkeit für Luiſen, die in derſelben Kammer ſchläft, zu überwinden. Luiſe bat ſie, ſich niederzulegen, und verſicherte, ſie wolle ſich hüten, ſie zu wecken, wenn ſie nachfolgen würde. „Ich will mich denn niederlegen,“ ſagte die Alte. „Sie haben ja nun auch eine ſichere Geſell-

ſellſchaft; und dürfen nicht bange ſeyn. Was das für eine Noth war mit dem lieben Kinde,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wenn ſie müde war, und ich einmal ſpät auf ſeyn mußte, ſie ins Bette zu bringen. Da mußte Licht brennen, die Thür offen ſtehen, und ich durfte keinen Schritt aus der Stube ſetzen! Wenn ſie einmal reiſen ſollten, und müßten Nachts im Gaſthauſe bleiben, was das geben würde!“

„Ich bitte ſie!“ ſagte Luiſe, die im ganzen Geſichte erröthend in große Verlegenheit gerieth; „ich bitte ſie!“ ſagte ſie, und deckte mit beyden Händen ihr glühendes Geſicht. — Ach! und ich — Es fiel mir das Geheimniß ein, was der Prediger mir anvertrauet hatte, nach einer Gedankenfolge, die ich nicht ſagen kann. — —

Zehnmal war ich im Begriff, als die Alte uns verlaſſen hatte, Luiſen um die Erklärung dieſer von mir zu wohl beobachteten Veränderung zu bitten; niemals konnte ich den Vorſatz ausführen. Aber das beſchloß ich, itzt von Ihnen zu reden;

und

und ſuchte erſt ihre eigene Gedanken auf andere Gegenſtände zu leiten. Endlich fragt' ich ſie: ob der Brief, den ich ihr gegeben, nichts von Ihnen erwähne? Sie antwortete, und erröthete abermal: ſie hätte darin geleſen, und ſich ſo ſehr gefreuet, daß Sie einen einträglichen Pfarrdienſt erhalten, als ſie Ihnen verbunden, und dankbar wäre, daß ſie mich wiedergefunden hätte.

Ich fragte ſogleich nach ihrer Geſinnung gegen Sie.

Sie antwortete: ſie müßte mit Beſchämung geſtehen, daß ſie unrecht und nun auch ſogar undankbar gegen Sie gehandelt hätte; und erzählte mir offenherzig, daß ſie mit Ihnen ſo gut, als verſprochen geweſen wäre.

„Warum nicht noch?“ fragt' ich.

Nun könnt' es nicht mehr ſeyn, antwortete ſie; den Ton auf könnte gelegt, und ſchlug die Augen nieder.

„Aber warum nicht itzt, liebſte Luiſe?“ erwiederte ich, indem ich mich neben ſie hin ſetzte und ihre Hand in die meinige

nahm. „Hat dieß liebe Herz,“ fuhr ich fort, und legte meine Linke auf ihre Bruſt, „hat es ehemals für den würdigen, beſten Mann geſchlagen, warum ſollt' es itzt nicht mehr für ihn ſchlagen? Meine Luiſe kann nicht leichtſinnig ſeyn!“

„Ich kann nicht entſcheiden,“ ſagte ſie, „ob ich nicht Unrecht gethan haben mag; allein, wenn ich auf mein Gewiſſen verſichern ſollte, daß ich mehr, als Werthſchätzung, Freundſchaft, Hochachtung für ihn empfunden habe; ſo könnt' ich's nicht. Es war in einem Alter, wo man ſeine Empfindungen noch zu wenig verſteht. Ich war nicht über funfzehen Jahr alt, als ich mich gegen ihn erklärte, wie unſere Mutter mir vorgeſagt hatte, ohne daß ich wußte, was lieben hieß. Nachmals da ich es erfuhr, war es für Thomä zu ſpät; und nun, wenn auch aus dem Bewußtſeyn, daß ich nicht recht gethan, aus der alten Freundſchaft, Werthſchätzung und aus meiner gegenwärtigen Dankbarkeit noch jemals das werden könnte, was Liebe zu heißen verdient, ſo —

— könnt' es doch nun nicht mehr geſchehen.“

„Es könnte nicht? Liebes Kind, wie verſteh' ich das?“

„Hat meine Mutter ſich nicht darüber erklärt?“ fragte ſie.

„Erklärt nicht weiter, als daß ſie meinem Antrage die Schwürigkeit entgegen ſtellte, ſich von ihrer Luiſe zu trennen.“

„Sonſt nichts?“ ſagte Luiſe.

„Sonſt nichts! und freylich wie unbedeutend iſt dieſe Schwürigkeit, wenn Luiſens Herz keine größere hat?“

Das wäre, antwortete ſie, doch zu ſpät, zu unterſuchen, nachdem andere Umſtände es unmöglich gemacht hätten.

Ich bat ſie, ſich mir näher zu offenbaren; allein ſie bat viel inſtändiger, ſie damit zu verſchonen; wenigſtens bis zu einer andern Zeit, wenn ſie ſich geſetzter fühlen würde, mir alles erzählen zu können.

Sie vermuthen, was das Geheimniß ſeyn wird?

Vierzehnter Brief.

Leonore an Lotte.

Gehrſen, den 6ten.

Juliens Sache nimmt freylich einen bedenklichen Gang. Zwar kann ich mich durchaus nicht bereden, daß Ferdiner ſchuldig iſt. Allein ich ſehe doch in beyden Fällen keine Auskunft. Er wird ſich nicht vertheidigen wollen, wenn ich die Worte ſeines Briefes an mich recht verſtehe; wie unangenehm und anſtößig iſt es unſchuldigen Seelen von einer gewiſſen Würde, ſich zu Rechtfertigungen herabzulaſſen? — und Herr Woltmer wird, was vielleicht nur edler Eigenſinn eines Unſchuldigen iſt, für Unvermögen ſich zu rechtfertigen, und für Bekenntniß nehmen. Am Ende wird ſich denn Julie, nur auf eine andere Art, ſo gut betrogen finden, als ich! Armes, gutes Kind! Könnte ſie denn nur den Troſt faſſen, den ich beynahe gefaßt habe! Aber freylich, ſie hat lange nicht ſo viel gelitten, und um

den Troſt der Verzweifelung faſſen zu können, muß man erſt verzweifelt ſeyn. —

So iſt, kurz zu ſagen, mein gegenwärtiger Zuſtand. Ich ſchrieb Ihnen in meinem letzten Briefe, wozu ich entſchloſſen wäre; und alle meine Ueberlegungen ſeit der Zeit beſtärken mich in dieſem Entſchluſſe: alſo ſoll es dabey bleiben. Meine Wirthin ſelbſt hat die Hoffnung verloren, daß die Sache zwiſchen mir und ihm — Sie wiſſen, von wem ich rede! — jemals zu demjenigen Vergleich kommen werde, den ich hätte erwarten ſollen; und giebt mir den Rath, auf andere Weiſe für mich und mein Kind zu ſorgen. Darin ſind wir denn einig; nur in der Art und Weiſe, das iſt, in der Lebensart, die ich zu ergreifen habe, ſind wir vielleicht verſchieden. Ich bitte ſie, ſich für mich nach einer Gelegenheit zu erkundigen, wo ich entweder als Geſellſchafterin oder als Gouvernante meinen Unterhalt finde. Das ſucht ſie mir auszureden, und meynt, es müſſe meine letzte Zuflucht ſeyn. Denn einmal, ſagt ſie, wenn **Friederich**, welches

ches noch nicht unmöglich wäre, wieder zurück kehren ſollte, könnte ihm dieſe Lebensart, die ich ergreifen wollte, ein neuer Anſtoß werden. Hernach wäre es doch immer viel beſſer für mich ſowohl, als für mein Kind, wenn ich mich verheirathete. Und wer wüßte, wie der gütige Gott den Verluſt eines ungewiſſenhaften Mannes durch einen treuen zu erſetzen dächte! —

Erſetzen? — Ja wenn ich nicht fühlte, wie unmöglich Erſetzung iſt; der Kampf, den es mich gekoſtet hat, meinen Entſchluß zu faſſen und auszuführen, würde leichter überſtanden ſeyn. Aber — was es auch koſte, ich habe beſchloſſen; und da ich wohl weiß, daß meine Wirthin andere Abſichten hat; ſo habe ich bereits für mich ſelbſt geſorgt, und nach Hamburg geſchrieben.

Sie hat ſchon einmal einen Beſuch gehabt von dem nicht ſehr nahen Anverwandten, deſſen ich erwähnt habe. Er ſcheint ein guter feiner Mann von ſechs bis acht und dreyßig Jahren, der ſich bisher

her noch nicht entſchließen können, zu heirathen, die Stille und das Land liebt, und vermuthlich derſelbe iſt, von dem meine Wirthin den Auftrag hat, einen Meyerhof zu ſuchen. Sie rühmt ihn ungemein; und verſichert, wenn ſie eine Schweſter oder eine Tochter hätte, ſie würde ſich und ihr Glück wünſchen, könnte ſie dieſelbe mit dieſem Mann verheirathen. — Ich verſtehe, was ſie meynt: aber empfinde und denke nichts anders dabey, als daß ſie zu meinem Friederich keine Hoffnung mehr hat. Ich habe ſie auch nicht mehr, will ſie nicht mehr haben; und doch quält es mich unbeſchreiblich, wenn ich höre, daß auch andere verzweifeln.

Ich will keine Hoffnung mehr haben, ſag' ich: und um mir das gewiß zu machen, hab' ich auch den Schritt gethan, davon ich letzt ſchrieb. Dünkel erinnerte mich, daß ich meine Quartalpenſion, wie gewöhnlich, durch einen Gevollmächtigten gegen meine Quittung einfodern möchte. Ich antwortete ihm: ich wollte weiter keine Penſion, und verbäte mir

alle Sorge um mich, die er ſich künftig vielleicht noch möchte geben wollen. Wir hätten gar kein Geſchäfft mehr mit einander. —

Er hatte mich zugleich in ſeinem Billet noch um eine Quittung für das vorletzte Quartal gebeten. Zwar erinnere er ſich, ſchrieb er, daß ich ihm ſchon eine geſchickt; ſie fände ſich aber nirgend; und es wäre Zeit, die Quittungen für dieſes Jahr nach Frankfurth zu ſenden, damit ſein Vorſchuß ihm zurückbezahlt würde. Wenn die verlorne Quittung ſich wieder fände, wolle er ſie mir ungeſäumt zurückſchicken.

Kennt' ich ihn als einen ehrlichen Mann, warum ſollt' ich Bedenken tragen, die Quittung noch einmal auszugeben? Aber auch, ſo wie er iſt, kann er mir damit ſchaden? Vorgeben, daß er mir eine Quittung zweymal gezahlt habe? — Was gewönn' er damit? Allenfalls könnte ja dieſer ſein eigener Brief ihn widerlegen, und die Sache erklären. Zweymal aber wird man ihm ein Quartal ſchwerlich bezahlen. Alſo ſeh' ich zwar nicht, was er gewinnen,

oder mir ſchaden könnte. Aber wer mit einem verdächtigen Manne zu thun hat, dem iſt immer, als ſagt' ihm ein unſichtbarer Schutzgeiſt in's Ohr: Hüte dich! — Alſo hab' ich geantwortet: ich hätte der Quittungen ſo viele geſchrieben, als nöthig geweſen, und mehr, als mir angenehm wären. Nun dächt' ich keine mehr zu ſchreiben. Wenn ſich die verlorne nicht wieder fände; ſo mögt' er, was das Quartal beträfe, ſich nur auf mich berufen. Man könnte an mich ſchreiben oder ſchreiben laſſen; ich wollte zeugen, daß es bezahlt wäre.

An Ferdinern hatte ich vorher ſchon geſchrieben. Mich dünkte, ich wär' es ihm ſchuldig, ſeine ihn ſelbſt angehende Frage zu beantworten. Alſo ſchrieb ich ihm: es wäre mir etwas von gewiſſen Anſprüchen geſagt, welche Luiſe an ſeiner Perſon zu haben vermeyne; wiewohl nicht ſo ſehr Luiſe ſelbſt, als ihre Mutter. Ich hoffte doch, am Ende würde ſich finden, daß es nur eine Höflichkeit, ein Scherz, oder eine Fleurette geweſen wäre, die man

zu wörtlich verſtanden, und für ein ernſthaftes Verſprechen erklärt hätte. —

Was mich ſelbſt betrifft; ſo blieb es bey meinem Vorſatze. Ich ſchrieb ihm, daß ich mich nicht entſchließen könnte, ſeinem Rathe zu folgen. Ich würde mich ganz leidend verhalten, und kein einziges Wort mehr verſchwenden. Der Penſion hätte ich gänzlich entſagt, und ſähe mich nur nach einer guten Gelegenheit um, mir und meinem vaterloſen Kinde denjenigen Unterhalt ſelbſt zu verſchaffen, den ich andern nicht länger wollte zu verdanken haben, die dadurch mehr als zu vergüten glaubten, daß ſie mich zu Grunde gerichtet hätten. Schlauer verdiente zu ſehr meine Verachtung, als daß ich ein einziges Wort für oder wider ihn ſagen würde. Man mögte dieſes nehmen, wie man wollte. Es könnte Vorwand zu brechen geben; aber man hätte meinetwegen auch keinen Vorwand mehr nöthig.

Geſtern hatt' ich abermal einen Brief von ihm, worin er verſicherte, daß ſein Vetter gewiß überkommen würde. Nach

dem Inhalt ſeines letzten Briefes würde er itzt ſchon hier ſeyn, wenn eine Krankheit ſeiner Mutter die Reiſe nicht verzögert hätte. Dieſe Dame, ſchreibt er, deren Eitelkeit mir bekannt genug wäre, hätte ſeit einiger Zeit gerade an dieſer ihrer ſchwächſten Seite manche kleine Kränkungen dulden müſſen, die eine übele Wirkung auf ihre Geſundheit gehabt hätten: und es ſchiene, als wenn ſie an dieſer Schwachheit einmal ſterben würde. Die letzte Kränkung müſſe ſehr empfindlich geweſen ſeyn: denn ſie wäre, wie ſein Vetter berichte, gefährlich krank geworden. Den Ausgang der Krankheit könne man noch nicht abſehen: aber in dem einen oder dem andern Falle würde ſein Vetter gewiß kommen. — Dann verſichert er noch, daß er den von mir und Schlauern unterſchriebenen Ehecontract ſelbſt geſehen hätte. Die Hand wäre der meinigen ſo vollkommen ähnlich, daß er glaube, ich ſelbſt würde mich darüber wundern. Er wünſche alſo, daß ich ſie ſehen mögte, um mein eigenes Urtheil zu hören. Er wäre nur

beſorgt

beſorgt für die Wirkung, die dieſer Aufſatz bey ſeinem Vetter haben könnte. Was ihn ſelbſt beträfe; ſo wäre er überzeugt, daß meine Unterſchrift nachgemacht ſeyn müßte; und er wollte ſogleich an ſeinen Vetter ſchreiben, um dem ſchlimmen Eindruck zuvorzukommen, der ſonſt leicht ſeinen Vorſatz zu reiſen verändern könnte: da denn alles verloren ſeyn würde.

Mag es! Ich habe gethan, was ich konnte. Aber wer irren, und in ſeinem Irrthum beharren will, bey dem iſt ja alle Zurechtweiſung verloren.

Funfzehnter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 9ten.

Ich muß Ihnen geſtehen, daß die Abſichten Ihrer Wirthin mir bekannt ſind. Sie ſchrieb an mich, und wollte, daß ich ihr für ihren Verwandten behülflich ſeyn ſollte. Sie rühmt den Mann ungemein, und glaubt, daß Sie in keiner Ehe glücklicher leben könnten, wenn Sie ſich anfänglich nur vorſetzen wollten, eine alte Liebe für einen andern, von dem Sie doch nichts mehr hofften und hoffen wollten, zu überwinden. Es käme denn nur, meynt ſie, auf einen einzigen Schritt an; nämlich auf den, daß Sie die neue Verbindung ſchlöſſen. Der Mann liebe Sie ungemein, wiſſe alle Ihre Umſtände, die ſie ihm freylich nicht hätte verſchweigen dürfen. Er hätte ſie inſtändig gebeten, und unterließe in keinem Briefe ſie zu bitten, daß ſie bey Ihnen den Antrag für ihn thun mögte, und hätte noch neulich an

Sie ſelbſt geſchrieben. Wenn ſie ihrem eigenen Kinde rathen ſollte, ſetzte ſie hinzu; ſo könnte ſie ihm nicht beſſer rathen. Mit Einem Wort, ſie führte ſo viele Gründe an, daß ich beynahe auf ihre Seite treten mögte. Doch das Zurathen in vielen, beſonders in dieſem Punkte, iſt eine bedenkliche Sache. Alſo ſag' ich Ihnen nur, wie ich die Sache einſehe, und überlaſſe Ihrem Verſtande oder Ihrem Herzen, oder wenn es ſeyn kann, daß beyde zuſammen ſtimmend wählen, überlaß' ich beyden, zu thun, was Ihnen gefällt.

Wenn Sie alle Hoffnung verloren haben, daß Ihr Geliebter wieder zurückkehre; ſo mußten Sie freylich die Penſion zurück weiſen. Keine andere Wahl! Aber nun die Ausſicht in die Zukunft für Sie und Ihr liebes Kind! Gouvernante oder Geſellſchafterin? Was iſts? Kümmerlich das Leben hinzuhalten! Dagegen gänzlicher Verluſt der theuren Freyheit, Dependenz, wer weiß von welchen Menſchen. Aufs Beſte ein beſchwerliches, wie es gewöhnlich iſt, ein elendes Leben, ſich mit

Kin-

Kindern zu plagen, deren Eltern ſelten ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ſie unterrichtet und gebildet werden, als an eigener Ruhe und Muße, damit ihnen die Laſt der Erziehung vom Halſe falle. Die meiſten von denen, die begütert und betitelt ſind, nehmen ihre Gouvernanten blos als Bedürfniß der Eitelkeit, und des Stolzes; nicht aus Sorge für ihre Kinder. Sie füllen ihr Haus mit einer Menge von Menſchen ohne Wahl an; nicht einmal wie man ein Schiff mit Ballaſt anfüllt; Ballaſt iſt doch noch nothwendig; ſondern nur, weil ſie auch ihren kleinen Hofſtaat haben wollen; und halten für Geſinde alles, was in ihrem Hauſe, und aus ihrer Taſche lebt. Vom Hofmeiſter und der Gouvernante, die ſie leider an ihrem Tiſche dulden müſſen, bis auf den Hausknecht und das Kindermädchen, die aus ihrer Küche geſpeiſet werden, und vom Kindermädchen herab bis auf die Katze, die ſich auf ihrem Heerde wärmt, nichts hat einen andern Unterſchied, als die Namen. Sie bilden ſich ein, die armen Ge-

ſchöpfe, die das Unglück haben, mit ihnen in dieſer Verbindung zu ſtehen, durch das bischen Sold von allen Anſprüchen auf alle Stunden der Ruhe, der Erholung und des Vergnügens gänzlich abgekauft zu haben. — Es mögen wohl einige recht gute Stellen ſeyn; denn obgleich Reichthum übermüthig, Titel eitel machen, und Uebermuth und Eitelkeit auch die nüchternſte Seele ſo leicht berauſchen; ſo giebt es doch auch noch wohl billige vernünftigere Reiche und Angeſehene. Aber ſind Sie verſichert, ſo ein Loos zu werfen? Und geſetzt, Sie finden die beſte Stelle; ſo müſſen Sie doch Ihr Kind lediglich der Sorge anderer überlaſſen, indem Sie ſelbſt für die Bildung und Erziehung anderer ſorgen. Alſo entziehen Sie ihm, was Sie fremden Kindern geben: wie muß das eine Mutter fühlen!

An der andern Seite iſt der Gedanke, ſich ohne Liebe mit einem Mann zu verbinden, widerſtehend. Man ſagt's. Ich denke doch, das könne zweyerley bedeuten: nicht lieben und nicht leiden können; und

das eine iſt ganz und gar nicht ſo viel, als das andere; wiewohl es, wie ich befürchte, oft für eins genommen wird. Liebe Leonore, wär' es ſo, wie wenige unter allen Verheiratheten ſind Perſonen, die ſich liebten? Es wäre ja ſehr traurig, wenn ich nur dieſe wenige für glücklich verheirathet halten ſollte! Gewiß, der Liebe, wie Sie das Wort verſtehen werden, die Sie die Kraft deſſelben fühlen, dieſer Liebe bedarf es nicht nothwendig! Wenn nur zwey gute Herzen zuſammen kommen, nur wechſelſeitige Gefälligkeit und Achtung für einander mitbringen; ſo wird Umgang und genauere Bekanntſchaft die Bande bald eng zuſammenziehen, und die Glückſeligkeit der Ehe vollenden. Glückſeligkeit iſt ja wohl niemals ein Zuſtand der Schwärmerey! Schwärmerey iſt immer ſo etwas Ueberſpanntes; und das Ueberſpannte kann nicht anhaltend ſeyn. Gewiß, das Glück der Ehen gründet ſich mehr auf Freundſchaft, als auf Liebe!

Da haben Sie einen Theil von meiner Weisheit! Nehmen Sie daraus, was Ihr

eige-

eigenes Herz wahr befindet, und entſchei-
den die Frage für ſich ſelbſt. Nur darum
laſſen Sie mich noch einmal bitten, daß
Sie ſich nicht übereilen, und einen haſti-
gen Schritt thun, der es Ihnen hernach,
wenn Sie auch gern wollten, unmöglich
mache, wieder zurückzutreten. Was ha-
ben Sie zu eilen? Ihre Wirthin wird es
gern ſehen, (ſie verſichert es,) daß Sie
bey ihr bleiben, ſo lange es Ihnen ſelbſt
gefällt. So haben Sie ja Zeit, den
Vorſchlag zu überlegen, Ihre Gedanken
darüber reif werden zu laſſen, und zu ver-
ſuchen, ob Sie mit der Zeit des einen ver-
geſſen, und den andern lieb gewinnen kön-
nen? Auch wird der Verwandte ſich gern
gefallen laſſen, zu warten. Er ſelbſt,
ſchreibt ſie, wünſcht nur, daß er Zeit und
Gelegenheit habe, Ihnen gefallen zu kön-
nen. — Oder befürchten Sie, der guten
Wittwe beſchwerlich zu fallen; warum
wollten Sie lieber bey Fremden Geſell-
ſchafterin werden, als bey Julien? Seyn
Sie verſichert, Sie werden hier allen ſehr
willkommen ſeyn; wenn Sie Sarah viel-

leicht ausnehmen, die doch gar keine Stimme hat. Herr Wolmer ſchätzet Sie ungemein, liebt Sie, wünſchet, Ihnen dienen zu können, und ſiehet Sie für eine nahe Verwandtin ſeiner Familie an, wenn Sie auch niemals mit ſeinem Neffen ſollten verbunden werden.

Alles dieß zuſammen genommen, dünkt mich, müſſen Sie durchaus den Schritt nicht thun, wozu Sie ſchon Anſtalt gemacht haben. — —

Man bringt mir eben die ganz neue und unerwartete Nachricht, daß ſich Luiſens Bruder wieder gefunden habe. Luiſe ſelbſt ſoll wieder in Auenbrügge bey ihrer Mutter ſeyn, und dieſer Bruder ſoll ſie von Gehrſen abgeholt haben. — Iſt etwas Wahres in dieſem Gerüchte; ſo iſt dieſer Bruder gewiß der Freund, davon ich neulich ſchrieb: und wenn er Luiſens Bruder iſt; ſo begreif' ich die Standhaftigkeit der Mutter, womit ſie auf ihrem Sinn beſtand. Man ſpricht von großen Schätzen, die dieſer Bruder ſoll mitgebracht haben. Aber wir wiſſen ja, wie

weit das Gerücht ſeinen Mund aufzureiſſen pflegt.

Ich ſchreibe indeß noch heute nach Hamburg an Henriette, daß ſie ſich bey Luiſens Tante erkundige. Vielleicht können auch Sie mir ſchon einige Nachricht geben. Die Wittwe zu Gehrſen, denk' ich, wird es doch wiſſen! Was mich zweifelhaft macht, iſt, daß die Walsdorn, die uns geſtern beſuchte, zwar die Wiederkunft des Fremden und Luiſens erzählte; aber doch nicht ſagte, daß er für ihren Bruder gehalten würde. Was aber der Fremde geſtern noch nicht war, kann er doch ſchwerlich heute geworden ſeyn.

Sechszehenter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 8ten.

Endlich hab' ich erfahren, was meinem Onkel nicht recht iſt! Man hat ihn beredet, oder ſoll ich ſagen, er hat ſich bereden laſſen? daß ich mit Luiſen eine vertrautere Bekanntſchaft gemacht, als man von einem, der einer andern verlobt iſt, erwarten oder billigen könne. Oder daß ich mit Einem Worte mein ganzes Verbrechen ſage: Luiſe ſoll von mir in denjenigen Zuſtand geſetzt worden ſeyn, bey dem es dem bloßen Zufalle zuzuſchreiben wäre, daß kein lebendiger Zeuge unſere Vertraulichkeit den Augen der Welt verrathen habe. Dieſer Zufall aber, heißt es weiter, ließe ſich ganz wohl aus dem nachfolgenden Gefühl des guten Mädchens von ſeinem unglücklichen Zuſtande, und der daraus erfolgten anhaltenden Melancholie erklären.

Das ſind ungefähr meines Onkels eigene Worte. Dieſes Geheimniß, welches bisher in ſo tiefem Stillſchweigen begraben geweſen, daß es in keines Menſchen Sinn, zu geſchweigen in irgend eines alten Weibes Mund, gekommen war, iſt denn — höchſt wahrſcheinlich, wie Sie bald ſehen werden! — gerade in der Stunde ausgebrochen, als ich zu Fårmbüll war, und von meinem Oheim aus Glückſtadt mit der ſicherſten Hoffnung erwartete, daß er auf meine erſte Bitte zurück fliegen, des vollen Triumphs ſeiner erreichten ſo theuren Abſichten genießen, und mit Freudenthränen ſeine geliebten Kinder Mann und Frau würde werden ſehen. Die Begebenheit iſt nicht älter, als anderthalb Jahre.

„Meine Beſtürzung,“ fährt mein Onkel fort, „über eine ſolche Nachricht war deſto größer, je weniger meine Liebe und mein vormals faſt unbegränztes Vertrauen zu ihrem Herzen, (mein's meynt er,) ſich mit einem Glauben von der Art vergleichen

 ließ:

ließ: inzwiſchen war der Ausſager eine Perſon von zu großer Würde.“

Ich bitte, welche Perſon? Könnten Sie mir den Mann nicht nennen? — Ich ſollte faſt denken! —

Weiter ſchreibt mein Onkel: „Ich eilte, ſo bald es meine Geſchäffte erlaubten, nach Hauſe, und mußte meine Zweifel und alle Partheylichkeit für ſie gegen Beweiſe aufgeben, die ſich ſchlechterdings, ſo viel ich ſehe, nicht beantworten laſſen, wenn ich nicht alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit für Poſſen erklären will.“

Wohl mag mein Onkel beſtürzt worden ſeyn: denn ich will glauben, daß man ihn ohne ſein Wollen hintergangen hat. Ein ſo geſchwinder Entſchluß, in einem Augenblick alle ſüßen theuren Hoffnungen eines Gegners, oder meiner Gegner, wenn deren mehr ſind, als einer, durch einen kurzen Segen des Predigers auf einmal in den Mond zu bannen, wo alle vereitelte Dinge und Anſchläge aufbehalten wer-

den,

den, *) und werdende Ränke in dem brütenden Gehirn zu erſticken, foderte allerdings ein eben ſo geſchwindes als gewaltſames Gegenmittel, ſo unwahrſcheinlich, als es denn auch in der Eile gegriffen werden mögte. Wenn es nur die Wirkung that, Zeit zu verſchaffen; ſo that es alles. Kommt Zeit, kommt Rath, iſt der Leibſpruch des gemächlichen Dummkopfs, der ſich unbeſorgt von ihrem Strom durchs Leben fortſchleppen läßt, und des Argliſtigen, der auf jeden Augenblick paſſet, ſeinem Gegner einen Vortheil abzulaufen. So dacht' auch der, oder die, welche dieſe ſcheusliche Maſchine mir verſchoben: wenn der Onkel zurück kömmt, und wir haben ihn wieder in unſerm tête à tête; ſo ſoll es uns nicht fehlen, aus dieſer Lüge wenigſtens Misverſtändniſſe zwiſchen ihm und ſeinem Neffen herauszuſpinnen. Alſo, ſag' ich, mag mein Onkel leicht beſtürzt genug geworden ſeyn: denn er konn-

*) Anſpielung auf eine Stelle des Arioſt im Orlando furioſo, Canto 34.

konnte noch wohl glauben, daß die Sache ſich ſo verhielte: er, der wenigſtens ſchon geneigt war, viel Schlimmes von mir zu glauben. Aber ich, der ich mich ſelbſt etwas beſſer kenne als er, bin ſo weit entfernt, beſtürzt zu ſeyn, daß ich wohl lachen könnte. Hätte er geſehen, mit welcher Gelaſſenheit und Kälte ich ſeinen Brief las und wieder zuſammen legte, vielleicht wär' es ihm ein Beweis geweſen, wie falſch das Mährchen ſeyn müßte. — Oder wer weiß, ob nicht gerade das Gegentheil? — — Denn meine geſchwinde Entſchließung und unerwartete eilige Ueberkunft nach Färmbüll, ſchreibt er, in der Abſicht die Trauung zu beſchleunigen, würde ihn ohne dieſen Vorfall befremdet haben. So aber, meynt er, ließe ſich die Urſache und Abſicht derſelben begreifen.

Richtig! Wie ich Einfältiger dem Mann ſelbſt die Waffen reiche, mich zu ſchlagen! Ich meyne, ich gebe ihm die unwiderſprechlichſte Probe von meiner aufrichtigen Geſinnung gegen Julien; er aber zeigt

mir,

mir, es ſey ein offenbarer Beweis von meiner Abſicht, zwey gute Mädchen auf einmal zu betrügen. Ich bin mir bewußt, eine ächte Geldmünze in die Hand genommen zu haben; Hocus Pocus wird's ein Stück Bley. So weiß ich denn freylich nicht, was ich meinem Onkel antworten ſoll! Denn da die Thatſache ſo ausgemacht iſt, daß er auch nicht einmal nöthig fand, Beweiſe anzuführen, und gerade dasjenige, was ich für einen Gegenbeweis würde angeſehen haben, ihm für Beſtätigung gilt; ſo iſt mir keine Art von Beantwortung übrig gelaſſen, als die Beſchuldigung für einen Spaß anzuſehen, der zwar nicht fein oder artig iſt, aber doch die Lacher auf die Seite der andern Partie ziehen würde, wenn ich nicht herzlich mit lachte.

Das ſeltſamſte iſt noch, daß mein Onkel, ungeachtet er die Handlung für ſo ausgemacht erklärt, daß er, ehe er ſie nicht glauben ſollte, alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit für Poſſen erklären müßte, daß er, ſage ich, dennoch von mir Erklärungen und Rechtfertigungen erwartet! Wenn du

 mit

mit ſolcher Gewißheit einen Angeklagten für einen Dieb erkenneſt, Lieber, ſo ſprich ihm das Urtheil, daß er gehangen werde! Aber wenn du ſagſt: es ſey ausgemacht, er habe dieſen oder jenen Diebſtahl begangen, und, um ihn, und dich zu überzeugen, verlangſt, daß er beweiſe, es ſey nicht geſchehen; wie ſoll der arme Verurtheilte dieſen Beweis führen, oder was kann und ſoll er ſonſt thun, als leugnen?

Ich ſcherze, Eduards, oder wenn Sie wollen, ich ſpotte; und das iſt das wenigſte, was der Vorfall verdient. Aber ich kann nicht leugnen, ich ſpotte nur, weil ich gern verbergen mögte, daß ich mich ärgere. Dennoch will ich mich um Juliens willen mäßigen, und in meiner Antwort an meinen Onkel weder mich ärgern, noch ſpotten. Da iſt denn der einzige Mittelweg, ſo viel ich ſehe, gänzlich zu ſchweigen. Gewiſſe Dinge wollen ohnedem gar nicht beantwortet ſeyn. Alſo werd' ich meine erſte Bitte angelegentlich wiederholen, und dieſe Sache auch mit keinem einzigen Worte berühren.

Siebenzehenter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 10ten.

Das Gerücht von dem wiedergefundenen Bruder dauert noch, wird aber immer dunkler und unerklärbarer. Der Prediger weiß nicht, was er davon denken ſoll. Der Fremde ſoll von London gekommen ſeyn, und hat ein Empfehlungsſchreiben von Thomä an die Mutter, für den er nun von neuem um Luiſen anhält; aber die Mutter will durchaus nicht. Das iſt doch ſo romanenhaft! Sagen Sie's mir, wenn Sie's beſſer begreifen, als ich, wie hängt es zuſammen, daß der Sohn ſich erſt durch das Schreiben eines andern ſeiner Mutter empfehlen läßt, und dann für dieſen andern wieder Freywerber wird? Nicht zu vergeſſen, was vielleicht ſehr bedeutend ſeyn könnte: er ſoll, wie ſich der Prediger hat merken laſſen, Ferdiners Freund ſeyn! —

Darf

Darf ich muthmaßen? Wenn dieſer Freund und Bruder ein bloßes Geſchöpf ſeines Freundes wäre, eine Maſchine, um etwas zurecht zu ſchieben, was vielleicht verrückt war; irgend ſo ein Gott, oder aus dem Grabe zurück gerufener Geiſt, den manchmal der Dichter erſcheinen läßt, wenn er ſeinen Knoten ſo feſt zuſammen gezogen hat, daß ihn keine blos ſterbliche Macht wieder auflöſen kann? — So etwas, oder ich weiß nicht mehr zu unterſcheiden, wenn ich wache oder träume! Nur fürchte ich, der Geiſt wird bey ſeinem langen Todtenhemde ergriffen; man zieht es ihm ab, und das lebendige Weſen, was darunter war, ſteht beſchämt da. Wer? — Das mögen Sie ſelbſt muthmaßen!

Indeß, da das Geſpenſt in Auenbrügge herum ſpuckt, haben wir hier Briefe von Ferdinern. Einen ſehr zärtlichen für Julien, und einen ſehr ernſthaften für Wolmer. Was der Letzte wirken wird, weiß ich noch nicht; aber die Wirkung

LB Coburg

kung des erſten iſt ſehr gut, und kam eben in einer Stunde, wo es nöthig war.

Es gab hier wieder ſehr, ſehr trübſinnige Stunden. Julie weiß zwar noch nichts von der neuen Unruhe, und ihr Vater hält mit dem Geheimniß ſo gut zurück, als er kann: aber ſo ſehr kann er's doch nicht, daß ſie nicht einige Veränderung an ihm bemerke, einen neuen Rückfall ihres Geliebten beſorge, und ſich vielleicht deſto mehr ängſtige, je ungewiſſer und mannichfaltiger ihre Muthmaßungen ſind. Das fällt denn erſtaunlich auf ihre Geſundheit zurück, die, wie Sie wiſſen, ſchon lange gelitten hat. Wenn aber wieder ſo ein zärtlicher Brief von ihm kommt, findet ihre niederſinkende Seele immer eine neue Stütze, die ſie begierig ergreift, um ſich wieder empor zu richten. — Am Ende, meine liebe Leonore, was iſts? Ich befürchte, nur ein langſames Sterben. Wenn das Geheimniß nun ausbricht und der letzte Schlag trifft; ſo — — Gott gebe, daß ich zu viel fürchte! —

Ich

Ich wollte Ihnen ein paar Auftritte erzählen, daraus Sie den gegenwärtigen Gemüthszuſtand Juliens abnehmen mögten.

Wir hatten noch immer unſere Beſuche bey dem unglücklichen Mädchen *) abgelegt. Geſtern bringt uns die Mutter die Nachricht, daß ſie geſtorben ſey.

„Wie iſt es mit ihrer guten Tochter?“ fragte Julie haſtig, als die alte Frau ins Zimmer trat. Die Frau konnte die Frage nicht mit Worten beantworten. Sie antwortete durch Handlung; brach in Thränen aus, und hielt ſogleich die Schürze vor die Augen, um ſie zurück zu halten.

„Ich weiß genug!“ ſagte Julie. „Gute Mutter, Gott tröſte ſie! Ich will ſie nicht verlaſſen!“ — Damit gieng ſie in ihr Cabinet, und ſchloß ſich ein. Ich wünſchte der Frau los zu ſeyn, um Julien nicht allein zu laſſen! aber ſie hatte ein volles Herz, das ſie erſt ausſchütten mußte.

*) S. Th. 4. Br. 42.

te. Da erzählte ſie mir denn verſchiedene Umſtände von ihrer kranken Tochter; beſonders von dem itzt verheuratheten Knechte, der ſich ſchon über die Bosheit ſeiner Frau ſehr beklage, die äußerſte Reue bezeige, und da er vorgeſtern die Kranke ſo elend gefunden, ſich wie ein Unſinniger gebährdet hatte. Er war vor dem Bette der Kranken auf ſeine Kniee niedergeſtürzt, hatte ſich bald vor die Stirn bald vor die Bruſt geſchlagen, nach einem Meſſer gegriffen, welches auf dem Tiſche gelegen, das man aber geſchwind weggenommen: und ob ihm gleich das kranke Mädchen, das ſchon zu ſchwach geweſen, zu ſprechen, lange freundlich angeſehen, und ihm die Hand zum Zeichen ihrer herzlichen Vergebung dargereicht, dann beyde Hände gefaltet, und zum Himmel aufgeſchauet hatte, als wenn ſie ſagen wollte, daß ſie für ihn bete; ſey er doch, alles Zuredens ungeachtet nicht ruhiger geworden, und man habe ihn nicht anders, als mit Gewalt von der Stelle wegſchleppen können.

Sobald die Mutter mit ihrer Erzählung fertig war, (ich freuete mich, daß Julie ſie nicht gehöret hatte,) gieng ich zu ihr, und fand die Thüre noch verſchloſſen. Sie kam aber bald ſelbſt heraus. Die Thränen blinkten ihr noch im Auge; ſie fiel mir um den Hals, und ſagte: „die arme Marie! Doch nun nicht mehr! Es iſt gewiß ſo am beſten für ſie, und alle die, ſo leiden!“

Ich machte dem Geſpräch bald ein Ende; aber was ich auch erſann, und redete, um ihre Gedanken zu zerſtreuen, half nichts. Sie verſank immer wieder in ein tiefes Nachdenken. Endlich bat ich ſie, ein Stück auf dem Flügel zu ſpielen. Sie that, als ob ſie wollte, ſuchte den Schlüſſel, fand ihn aber nicht, und ſagte: dieſen Abend. Des Abends endlich, als wir uns niederlegen wollten, ſagte ſie: ich habe den Schlüſſel wieder gefunden. Wenn ſie's gern hören, will ich ihnen itzt vorſpielen. Ich bat um ein hübſches Stück, und ſetzte mich, um zu hören. Sie trat an den Flügel, machte ein kleines

nes Präludium, und als ich eins ihrer Lieblingsſtücke von Tartini oder Pergoleſe erwartete, fiel ſie auf einmal in die Melodie des Chorals: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende: ſo feyerlich, ſo voll Affect, ſo rührend. — Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Ich wiſchte ſie heimlich ab, hörte einen Vers aus, umarmte Julien, und ſagte: laſſen ſie's für dieſen Abend genug ſeyn! — Sie mögen ſich vorſtellen, wie nach dieſer Vorbereitung die Nacht war für mich ſowohl, als für ſie!

Dieſen Morgen klagte ſie denn über eine ſehr unruhige Nacht, und über mancherley übele und gute Träume durch einander. Ich bat, ſie mögte mir einen der guten erzählen. Ferdiner, ſagte ſie, redete neulich von einer Schweſter. Dieſe ſahe ich. Mein Vater führte ſie mir zu, und ſagte: hier iſt ſeine Schweſter! Sie ſchien aber ſehr bleich, war in weißem Atlas gekleidet, und trug einen Kranz. Das bedeutet ja wohl, daß es nur der Geiſt einer Verſtorbenen war; alſo mag

ſie ſchon todt ſeyn. Im Traum kam es mir doch nicht anders vor, als ob ſie noch lebte. Sie nahm mich vertraulich bey der Hand, wir giengen mit einander fort, und ich weiß nicht, wo wir blieben!

Ich ſagte, ſie hätte mir doch niemals geſagt, daß Ferdiner eine Schweſter gehabt; auch hätt' ichs ſonſt nie gehört.

„Ich mag es wohl vergeſſen haben," antwortete ſie. „Er ſagt' es, als er das letzte mal hier war, ich weiß nicht mehr, bey welcher Gelegenheit. Dieſe Schweſter ſollte aber von einer andern Mutter ſeyn. Ich hielt es für Scherz; allein er verſicherte, daß es eben ſo viel Ernſt, als Scherz wäre; und verſprach die Urkunde, worauf ſeine Vermuthung ſich gründe, zu überſenden. Es iſt mir lieb," ſetzte Julie hinzu, „daß ein Traum mich daran erinnert hat. Ich will ihn das nächſtemal an ſein Verſprechen erinnern. Vermuthlich iſt dieſe Schweſter ſchon geſtorben: ſollte ſie aber noch leben, wer weiß, ob ſie nicht unſerer bedürfte? Und ſollte ſie denn mich überleben; ſo wüßt' ich, wer

meine

meine nächſte Erbin ſeyn müßte. Es mag wohl hohe Zeit ſeyn, daran zu denken.“ —

„Hohe Zeit,“ ſagt' ich lächelnd, und ſchlung meine Arme um ihren Hals: „Hohe Zeit! du haſt ja ſchon dein zwanzigſtes Jahr überlebt!“

In demſelben Augenblick kam Metta mit einem Briefe — „Von Ferdinern?“ fragt' ich. Julie ſahe ihn an, und lächelte. — „Den wollen wir wenigſtens noch erſt leſen,“ fuhr ich fort, „ehe wir ſterben.“ — Sie las ihn, und für das mal giengen die Sterbegedanken vorüber.

Achtzehenter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 14ten.

Die Sache wird ernſthafter, als ich denken konnte, und, wie ich hoffe, auch Sie, die Sie mir, wenigſtens von der Seite, mehr Stärke, oder das rechte Wort zu ſagen, mehr Rechtſchaffenheit zu-

 trauen.

trauen. Sie wird ernſthafter, ſag' ich, und muß hinzuſetzen, beleidigender.

Meine geſchwinde Reiſe nach Fårmbůll war in den Augen meines Oheims, wie Sie geſehen haben, Ein Beweis fůr die Gewißheit der Anklage, wie er es zu nennen beliebt, geworden: mein letztes Schweigen auf ſeine Anregung wird ihm der zweyte, und oben darein findet er in dieſem Schweigen, ich weiß nicht, welchen vorſetzlichen Eigenſinn, von dem er nur, falls ich mich nicht erklåren wolle, oder nicht kônne, welches fůr eins, ſagt er, gelte, die Bedeutung zu erfahren verlangt. —

Welche andringliche Ausdrůcke ſind das? Zwar iſt er mein Oheim, und Julie, ſeine vorgebliche Tochter, iſt meine Braut, die mir zu theuer iſt, daß ich ſie fůr ein Misverſtåndniß, oder einen wenig bedeutenden Wortwechſel aufopfern ſollte: aber wahrhaftig, weil Julie meine Braut, und ihr Pflegvater mein Onkel iſt, deswegen will ich mich von ihm keineswegs an meiner Ehre beleidigen laſſen!

„Sie

„Sie wiederholen nur ihr Begehren,“ ſchreibt er, „und antworten auf meine Fragen kein Wort. Ich aber ſehe nicht, wie jenes ſtatt finden könne, ehe das Hinderniß, worauf ſich dieſe beziehen, gehoben iſt. Achten ſie die angeſchuldigte Handlung für eine ſo geringe Kleinigkeit, daß ſie keine Beantwortung verdienet? Oder fühlen ſie die Wahrheit derſelben ſo ſehr, daß ſie keine zu geben wiſſen? In beyden Fällen muß ich abſchlagen, was ich ihnen ſonſt ſo gern gewähret hätte.“

Eine ſonderbare Alternative! Als wenn eins von beyden ſeyn müßte! Als wenn nicht eben ſowohl ein drittes, oder ein viertes ſeyn könnte? Freylich, wenn ich die angeſchuldigte Handlung für eine Kleinigkeit hielte, alſo ein ſchlechter verächtlicher Kerl wäre, ohn Gefühl für Ehre und Rechtſchaffenheit; ſo hätte mein Onkel Recht, einem Gewiſſenloſen ſeine Pflegetochter zu verſagen. Auch möchte das in dem andern Falle gelten, wenn ich aus Gefühl der Wahrheit dieſer Anklage geſchwiegen hätte. Aber muß mein Schwei-

gen das Eine oder das Andere bedeuten? Nicht ſo, mein Onkel! Man ſchweigt am erſten im vollen Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld. Schweigt am erſten, wenn man vorausſetzen darf, daß vorherbekannte Rechtſchaffenheit jeden billigen Mann bewegen ſollte, uns mit dergleichen Anſchuldigungen zu verſchonen: und dann iſt dieſes Schweigen weder das eine noch das andere, was mein Onkel es ſeyn läßt. Es iſt eine ſtillſchweigende Berufung auf unſere bekannte Ehrliebe und Rechtſchaffenheit; eine ruhige Appellation an den Verſtand des Richters, daß er den Charakter des Beklagten, und die Beſchaffenheit der Anklage fein vergleiche; und ſo auch wohl ein feiner Verweis ſeiner Leichtgläubigkeit und Uebereilung, wenn er ſich nicht Zeit gelaſſen hat, dieſe Vergleichung zu machen. Mein Onkel mag mir erlauben zu ſagen, daß mein Schweigen gerade von dieſer Art war. Alſo ſetzt er für mich umſonſt hinzu: „Es muß mir ſehr daran gelegen ſeyn, ihre Erklärung darüber zu vernehmen, mir, der ich Rechen-

ſchaft

ſchaft zu geben habe von dem ſo wohl, was ich für die Wohlfahrt eines meinem Gewiſſen anvertrauten und geliebten Kindes gethan, als unterlaſſen habe.“ Wahr! aber dieſe Erklärung, behaupt' ich, kann allein ihm die Kenntniß geben, die er von meinem Charakter, meinen Sitten und Geſinnungen hat. Und wenn die dergleichen gröblichen Mishandlungen geradezu widerſprechen, ſo muß er finden, daß die Anklage keine Wahrheit habe; ſo muß er mein Schweigen in der beſten Bedeutung nehmen. Dieß bedacht, würde er nicht hinzugeſetzt haben: „und wahrhaftig, Vetter, die Beſchuldigung iſt nicht von der Art, daß ſie durch Schweigen widerlegt werde!“ Sie iſts offenbar; oder ich bin ihm als ein Wollüſtling und gewiſſenloſer Menſch bekannt! In dieſem Fall mögt' ich ihn fragen: warum gaben ſie mir dieſe ihnen aufs Gewiſſen anvertraute Pflegetochter ſo gern?

Doch die Beweiſe, womit die Anklage bey ihm unterſtützt iſt, mögen ihn irre gemacht haben. Luiſens Mutter ſagt aus:

daß ihre Tochter erſt durch gar zu gewiſſe Merkmale einen gewiſſen Zuſtand verrathen, und am Ende durch eine frühzeitige Geburt denſelben außer Zweifel geſetzt habe. Sie führet ſogar den Tag an, wo die Vertraulichkeit geſchehen ſeyn ſollte, und weiſet einen Ring auf, den ich Luiſen, wie ich nicht leugnen würde, geſchenket habe. —

Dieß erklärt mir, beyläufig, eine ſonderbare Antwort dieſer Mutter auf meinen Bewerbungsbrief um ihre Tochter, den ich neulich für Gerſtendorfen geſchrieben hatte. Sie warf den Antrag weit von ſich weg, wunderte ſich ſehr, daß ich dieſe Beſorgung übernommen hätte, und wünſchte, daß ich bey dem, was ich wohl wiſſen würde, ohne ihre Erinnerung, das lieber meine Sorge wollte ſeyn laſſen, ihrer Tochter ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Dieß erwarte ſie, ſetzte ſie hinzu, von meiner ihr oft gerühmten Rechtſchaffenheit; und würde ſich ungern gezwungen ſehen, zu etwas anderm, als dieſer allein ihre Zuflucht zu neh-

nehmen. Das war denn dahin zu deuten. Ich verſtand es damals nicht; hab' alſo nicht geantwortet. Folglich hat ſie ihre Zuflucht zu etwas anderm nehmen müſſen, als zu meiner Rechtſchaffenheit. Und ſehen Sie, welche Wendungen gute Vorſätze und Handlungen in der Welt nehmen können, Unheil und Verdammung auf den Kopf der ehrlichen Seele zu bringen, die es gut meinte! Mein Bewerbungsbrief ſowohl, als mein Schweigen auf dieſe Antwort ſind beyde wieder zu Schlingen geworden, die mein Oheim mir um den Hals wirft.

„Sie haben zwar den Verſuch gemacht," ſchreibt er weiter, „Luiſen in der Geſchwindigkeit auf eine andre Art zu verſorgen. Aber es ſey nun der Mann, den ſie für das gute Mädchen ausgeſucht haben, eine gute Parthie, oder eine erkaufte; — jeden dieſer Fälle ihrem Gewiſſen überlaſſen! — ſo muß ich doch verſichern, daß damit die Sache unter uns keinesweges beygelegt ſeyn würde, geſetzt auch, daß Mutter und Tochter den Vergleich

angenommen hätten.“ Sehen Sie, welch ein durchtriebener Bube Ihr Freund iſt! Kann man gleichgültig bleiben?

Das iſt noch nichts! Der unbeantwortlichſte Beweis wider mich iſt die Ausſage — rathen Sie, weſſen?

Dankwarts vielleicht?

Dem Namen nach nicht. Der heißt Wallſtädt, und iſt, damit dem Spaß keine Feyerlichkeit fehle, Paſtor loci. — Ihm hat es Luiſe im Beichtſtuhl gerade herausgeſtanden? — Man kann auch auf der Folter, mögten Sie denken, als wahr geſtehen, wovon man weiß, daß es nicht wahr iſt: warum nicht auf Fragen, wobey die heiße Hölle alle Augenblick beſchworen wird, ihren flammenden Rachen aufzuſperren? — — Aber nein; nicht geſtanden, ſondern freywillig, aus eignem Gewiſſensdrang ausgeſagt. So ausgeſagt, daß das Geſagte als Vermächtniß einer Sterbenden, oder, welches einerley iſt, einer die da glaubte, daß ſie ſterben würde — indeß, Gott ſey gedankt! mit dem Leben davon gekommen iſt —

dem

dem Prediger hinterlaſſen, und ſeiner Verſchwiegenheit anvertrauet ſeyn ſollte.

Ich könnte ſpotten: aber ich will nur fragen. Luiſe, der Prediger und mein Onkel wiſſen es, hat geſchwärmet. Wenn ich das öffentliche Verſammlungshaus des menſchlichen Elends von allen Arten beſuche, und ſehe hier einen Menſchen ſchüchtern ſich vor mir in den Winkel drängen, weil er ſich für ein Gerſtenkorn und mich für einen Hahn anſiehet, der das Gerſtenkorn freſſen will; oder ich höre dort ein zuſammengedörrtes betagtes Weib, das ein halbes Jahrhundert in ſeiner Zelle zugebracht hat, über Wehen winſeln, um die Hülfe der Hebamme ſchreyen, und der Welt, einen Prinzen von Alexander dem großen ankündigen; ſo fühl' ich Beklemmung im Herzen. Meine Schultern ziehen ſich in die Höhe, meine Geſichtszüge bilden ein wehmüthiges Lächeln, und mir entfährt ein Seufzer, daß Gott ſeinem armen Geſchöpfe die Noth erleichtern wolle! Aber wie ſollte mirs einfallen, Alex-

ander den großen in Verdacht zu nehmen, daß er Vater werden wird?

Luiſe hat freywillig aus eigenem Gewiſſensdrang ausgeſagt. — Ich könnte ſpotten: aber ich will nur fragen. Dieſer Gewiſſensdrang war er nicht vielleicht eben eine Anwandelung von Schwärmerey? Sie wiſſen, mein Freund, woran es dem Ritter von Mancha fehlete, und was man Donquichotterie nennt. Traun, dieſer Ritter war in vielen Hinſichten ein vernünftiger ſoberer Mann. Nur das Capitel von der Chevallerie durfte man nicht berühren. Alles, was er ſonſt ſprach, war ſehr vernünftig und wahr; nur ſeine ſchöne Dulcinee war der Fels, woran ſein Verſtand ſcheiterte. Und wenn nun Luiſe — Sie mögen den Gedanken ſelbſt ausführen.

Der Verſchwiegenheit des Predigers hat ſie es anvertrauet. Abermal könnt' ich höhniſch ſpotten: aber ich will nur fragen. Wie iſt denn dieſer Prediger ſo gewiſſenlos, was ſeiner Verſchwiegenheit als ein Vermächtniß einer Sterbenden,

den, die zwar nicht geſtorben iſt, anvertrauet war, meinem Onkel ins Ohr zu ſiſtern? Wenn die Ausſagerin es ſeiner Verſchwiegenheit anvertrauete; ſo war ja, ſollte man denken, alles, was ſie ſuchte, Erleichterung ihres Gewiſſens, nicht daß ein Dritter von dieſem Geheimniß Gebrauch machen, oder mir ſchaden ſollte. Warum denn wird es weiter ausgeſagt? So platzt der Schwärmer, nachdem er mit großem Geziſche, Funken um ſich ſpeyend, herum gefahren war, ſo platzt er am Ende, und hinterläßt nichts als — Pulvergeſtank! Ich hoffe, ſo ſolls auch mit dieſem Mährchen werden.

Was werd' ich denn meinem Onkel antworten? Auf ſeine vorgelegten Fragen nichts. In Beziehung der Sache ſelbſt werde ich ſchlechthin, und nur einmal ſo viel ſagen: mein Onkel, ſie ſind hintergangen. Ich berufe mich auf meinen Charakter. Richten und handeln ſie, nachdem ſie den befinden; aber verſchonen ſie mich mit weitern Fragen von dieſer Sache.

Wenn

Wenn meine Gegner emſig genug ſind; ſo können ſie den Knoten noch ſo durch einander wirren, daß es länger dauret, ihn aufzulöſen, als einer von uns beyden Geduld haben mögte. Ich verſtehe nur meinen Onkel. Denn was mich betrifft — Was mir zukommt, hab' ich mir niemals leicht abſpannen, oder abtrotzen laſſen; auch wenn ichs gern für das erſte gute Wort weggegeben hätte. Hier iſt nun vollends der Gegenſtand ſelbſt zu wichtig, und ferner — Warum verſchwieg' ichs? — mein Gegner, Herr Dankwart — Einer von uns muß der Narr des Spiels ſeyn. Alſo muß ganz ausgeſpielt werden. Da kann denn freylich der Spaß noch ſeine Weile dauren. Gewiß iſt's, daß Sie Ihre Niece eher den Armen ihres Mannes übergeben werden, als mein Onkel ſeine Pflegetochter den meinigen: und möge Sie ein Schutzengel des Friedens dahin begleiten!

Neun-

Neunzehenter Brief.

Ferdiner an Wolmer.

Hamburg, den 14ten.

Sie verſtehen mein Schweigen unrichtig, mein Onkel. Es hat weder die eine, noch die andere von den beyden Bedeutungen, die Sie ihm zu geben belieben. Ich ſchwieg nur, weil es gewiſſe Fragen giebt, die nicht beſſer beantwortet werden, als durch Stillſchweigen. Ich bin verſichert, daß Ihnen ſelbſt in Ihrem Leben dergleichen Fälle mehr als einmal vorgekommen ſeyn müſſen. Welcher Menſch hat nicht ſeine Feinde und Verläumder? Und wie iſt einem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er Rechenſchaft gebe über Fragen, welche Feinden und Verläumdern beliebt, ihm vorzulegen? Dergleichen zu erſinden, iſt bekanntermaßen ein Gewerbe gewiſſer Leute; aber wenige können Zeit oder Luſt haben, zu widerlegen, was müßige Leute erfinden, und was nichts als Verachtung verdient.

Dieß iſt doch nicht die Urſache, warum ich ſchwieg. Ich dachte: zwar hat mein Onkel ſich durch ein Geſchrey von manchen Seiten überreden laſſen: allein der Nebel wird bald zerſtieben. Alſo fodert die Verehrung, die du ihm ſchuldig biſt, ihn ſeiner eignen Ueberlegung zu überlaſſen, und in Zuverſicht auf ſeine helle Einſichten und gute Meynungen von dir, zu ſchweigen.

In der That, mein Onkel, hätte auch die ganze Geſchichte nicht ſchon das Merkmal eines Weibermährchens, und alſo das Brandmahl ihrer Verdammniß an der Stirne; wären nicht ſchon auffallende Mißhelligkeiten und Widerſprüche in den Umſtänden: ſo deucht mich doch, die bloße Rückſicht auf meinen Charakter und meine Sitten müßte über die Wahrheit oder Unwahrheit derſelben Erläuterung und Auskunft genug geben. Waren dieſe Ihnen zweifelhaft, oder zweydeutig; ſo wüßte ich doch nicht, womit ich eine ſo geſchwinde Veränderung Ihrer Achtung verdient haben könnte; und vielmehr dürfte

ich

ich fragen: welche Seite von mir Ihnen bekannt ſey, die ſolche Beſchuldigungen wahrſcheinlich macht?

Verzeihen Sie mir denn, wenn ich mich weder dießmal noch inskünftige jemals auf einzelne Fragen einlaſſen werde. Alles, was ich kann, und gewiß, mein Onkel, ich bequeme mich nur dazu aus Hochachtung, Liebe und Gefälligkeit für Sie! — Alles alſo, was ich kann, iſt, daß ich mich auf mich ſelbſt berufe. Wie Sie mich kennen, ſo nehmen Sie mich, ſo, und nicht anders; und entſcheiden Sie darnach über die Geſchichte, ob ſie Lüge, ob ſie Wahrheit ſey? Anders kann ich mich nicht vertheidigen; vergeben Sie mir das: denn ich kann mich nicht bis zu dem Koth meiner Verläumder herablaſſen, auch wenn davon die Verwegerung oder Gewährung meiner Bitte abhienge, wie Sie zwar zu ſagen belieben, ich aber nicht denken kann, wenigſtens nicht wünſche. Bin ich irrig in dieſen Gedanken, und dieſer Hoffnung; ſo muß ich doch ſagen, daß meine Anſprüche gleich gerecht bleiben,

und daß ich mir dieſelben alle vorbehalte. Ich will unausgemacht laſſen, was Sie thun könnten, oder nicht könnten. Aber das iſt gewiß, wenn Sie mir verſagen, was ich zu fodern berechtigt bin, und nur erbitten will; ſo wird die Verantwortung verſagter Gerechtigkeit nicht auf meine Seite fallen!

Sollte dieß der Fall ſeyn, wie ich doch kaum fürchte; ſo iſt es nicht wider die Ehrerbietung, die ich Ihnen ſchuldig bin, mich auf meine Rechte zu berufen, wenn ich meine Bitte abermal, blos deswegen umſonſt wiederholen ſollte, weil ich nicht Luſt habe zum Divertiſſement meines geſchäfftigen Gegners, oder meiner Gegner, wenn deren mehr ſind als Einer, zu tanzen, wenn ſie Luſt haben, mir aufzupfeifen, und mich tanzen zu laſſen. Dieſe ſähen es freylich gern, daß ich Punkt für Punkt, wie ein einfältiger Knabe, beantwortete. Allein, mein Onkel, einmal kann auch ein Schöps mehr fragen, als alle ſieben Weiſen zu beantworten verſtehen: und ferner läßt die Natur der Sache offenbar nur eine

ne einzige Antwort auf alle Fragen zu, wenn derer auch tauſend wären, dieſe nämlich: daß die Geſchichte ein Mährchen iſt: und endlich wären doch alle meine Antworten nichts als Worte, womit Ihnen nichts gedient ſeyn kann, wenn Sie an der Ehrliebe und Rechtſchaffenheit, und folglich auch an der Wahrhaftigkeit deſſen zweifeln, der ſie ſagt oder ſchreibt.

Demnach bleibt mir nichts übrig, als daß ich mich auf mich ſelbſt berufe, und noch einmal bitte: nehmen Sie mich, wie ich bin; oder wenn das zweifelhaft iſt, ſo nehmen Sie mich, wie Sie mich kennen, und entſcheiden die Sache. Ich kann alsdenn gewiß erwarten, daß Sie mir künftig das Misvergnügen erſparen, noch mehr verſichert zu werden, welche Veränderung in Ihrer Geſinnung gegen mich ſeit nicht langer Zeit vorgegangen iſt: nicht zu ſagen, daß ich die Wiederholung derſelben, oder ähnlicher Fragen für eine Beleidigung meiner Ehre anſehen müßte, die ich nicht verdiene. Auch werden Sie damit Sich ſelbſt eines zweyten Verdrußes über

 mein

mein Stillſchweigen überheben, was Sie mir doch ſonſt nothwendig gemacht haben würden.

Ich kann dieſe Antwort nicht ſchließen, ohne Sie noch einmal meiner lebhaften Hochachtung und des innigſten Wunſches zu verſichern, daß Sie mir endlich erlauben, zu dem Namen Ihres Neffen auch den Namen des Mannes Ihrer Pflegetochter zu führen; und bitte Sie inſtändig, mir den Tag zu beſtimmen, der mein Glück vollenden, alle geſchäfftige Zungen ſtumm machen, und Sie und mich des Misvergnügens überheben wird, Geſchichten von dieſer Art ferner zu hören, und zu beantworten.

Zwanzigſter Brief.

Friderike an Lotte.

Hamburg, den 18ten.

Meine Schweſter war an dem Tage, als Ihr Brief eingieng, eben mit Anſtalten zu einer Reiſe nach Stade beſchäfftigt, die ſie ſchon vorher in dieſem Frühjahr zu machen beſchloſſen hatte, wiewohl nicht ſo früh, noch ſo ſchleunig, als nun geſchehen iſt. Herr Feldheim, und ich weiß, Sie freuen ſich dieſer Nachricht ſo ſehr, als ich, die ich ſie ſchreibe, iſt endlich mit Jetta verlobt, und wünſchte ſeine Braut mit ſeinen Verwandten in Stade bekannt zu machen; doch war die Zeit der Reiſe nicht ſo nahe geſetzt. Gerade an dem Tage, da wir Ihren Brief empfiengen, bekam ſie Veranlaſſung, dieſelbe zu beſchleunigen. Clärchens Mutter gab uns die traurige Nachricht, daß ihre Tochter krank nach Stade zurück gekommen iſt, und leider! ohne Hoffnung bey Feldheims Verwandten niederliegt. Jetta, untröſtbar

über das Unglück ihrer lieben Clare, entſchloß ſich, ihre Freundin, wie ſie ſagte, ſelbſt zu warten und zu pflegen, bis ſie wiederhergeſtellet wäre, oder ihr wenigſtens die Augen zuzudrücken. Wir konnten nicht ſehr widerrathen, und Feldheim, der ihr, wie Sie wiſſen, nichts verſagen kann, erboth ſich, ſie zu begleiten. Sie reiſeten alſo mit Clärchens Mutter in Geſellſchaft gleich des folgenden Tages zu Waſſer von hier. Dieß iſt die Urſache, und zugleich die Entſchuldigung, daß ſie Ihren Brief nicht ſelbſt beantwortet.

Ihr Auftrag iſt inzwiſchen nicht verſäumet. Was Jetta nicht beſorgen konnte, hab' ich ſelbſt beſorgt: wiewohl ohne Erfolg. Luiſens Tante, Madam Berg, weiß entweder noch nichts von der Zurückkunft des Bruders, oder will davon nichts wiſſen. Sie kennen die Weiſe dieſer ſonſt herzlich guten Frau, die zuweilen Geheimniſſe aus Dingen macht, welche man ohne Gefahr in die Zeitungen könnte ſetzen laſſen, und ein andermal of-

fen-

fenherzig iſt mit Sachen, die Verſchwiegenheit erfoderten. Sie hätte, ſagt ſie, ſeit drey Wochen gar keine Briefe von ihrer Schweſter. Meine Meynung zu ſagen, kömmt das Gerücht mir ein wenig abentheuerlich vor; beſonders da Sie, die Sie ſo nahe an dem Orte ſind, wo der Vorfall geſchehen iſt, es ſo ſchwer finden, zur Gewißheit zu gelangen, daß Sie den Weg nach Auenbrügge über Hamburg nehmen müſſen. Indeß wünſch' ich von Herzen, daß es ſich zur Freude Luiſens, und ihrer Mutter beſtätige!

Was Clärchen betrifft, ſo hat ihre Zurückreiſe und ihre Krankheit leider eine und dieſelbe Urſache. Ein ſo guter Mann Griffenſtein im Grunde geweſen ſeyn mag, der Erfolg zeiget, daß beyde glücklicher geweſen wären, wenn ſie ſich niemals gekannt hätten. Weil ich die arme Mutter durch Fragen nicht kränken, und Ihnen doch gern einige nähere Umſtände des Vorfalls ſchreiben wollte; ließ ich durch meinen Mann bey Herrn Ferdiner nachfragen: ob er keine Briefe von

Eduards hätte? Ferdiner antwortete, er hätte ſehr traurige mit der vorletzten Poſt, und war ſo gut, ihm von dem, was Clärchen angieng, einen Auszug zu verſprechen. Den hab' ich erſt heute erhalten, welches die Urſache iſt, warum ich acht Tage ſpäter ſchreibe. Die vormalige Eile Griffenſteins, ſeine Zerſtreuung und Aengſtlichkeit, als er hier war, *) die wir ſo wenig begriffen, ſind nun leider ſehr begreiflich! Er war gewiß ein ehrlicher Mann: ich will nicht daran zweifeln. Nichts, als die Liebe hat ihn verleitet, ſagt mein Mann. Wenn das aber Wirkungen der Liebe ſeyn können, liebſte Lotte, welch eine gefährliche Leidenſchaft iſt dieſe Liebe! Unempfindlichkeit mag wohl keine Gemüthsverfaſſung ſeyn, die man ſich wünſchen ſollte: aber wer denn wiederum ein ſo zärtlich liebendes Herz hat, das mit Ausſchließung aller andern nur einen einzigen Gegenſtand feſt hält, in welcher Gefahr iſt der, wenn das Glück ihm

*) Th. 3. Br. 42.

ihm nicht die günſtigen Umſtände geben will, das, was er liebt, beſitzen zu können, ſich dieſelben durch die unerlaubteſten Mittel ſelbſt zu ſchaffen! Wie viele, meine liebſte Lotte, machen ſich täglich auf dieſe Weiſe unglücklich! — Ich für meine Perſon habe ſchon in mehrern, als dieſem Beyſpiele, Gelegenheit gefunden, Gott zu danken, daß ich noch eben zu rechter Zeit aus meinem Irrthum zurück kam. *)

Ich küſſe unſere Julie, der ich von ganzem Herzen alle die Glückſeligkeit in ihrer Liebe wünſche, die ich meiner Schweſter, obwohl vielleicht bey geringerer Zärtlichkeit gegen ihren Feldheim, mit Zuverſicht verſpreche!

*) Th. 1. Br. 2. Th. 2. Br. 8.

Ein und zwanzigſter Brief.

Eduards an Ferdiner.

(Ein Auszug.)

Stade, den 9ten.

— — Wir reiſeten von Stade, wo wir von Feldheims Verwandten, an welche wir von ihm Briefe hatten, ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und einige Tage länger aufgehalten waren, als ich nach meinem Reiſeplan beſchloſſen hatte, den 14ten Februar nach Bremen, und dachten von da nach einer Ruhe von zwey Tagen weiter nach Amſterdam; fanden aber bereits unter Bennings Couvert, der vorauf gereiſet war, einen Brief von Griffenſtein, daß wir, um einen Theil der Beſchwerlichkeit und der Reiſe zu erſparen, nur nach Osnabrück reiſen mögten, wo er uns treffen wollte. Ein beygelegtes Billet von Benning ſagte, daß wir uns länger als acht Tage Zeit laſſen könnten; weil ſein Freund gewiß nicht eher von Amſterdam würde abrei-

abreiſen können, und erboth ſich, wenn meine Geſchäffte nicht leiden ſollten, mich ſo lange aufzuhalten, auf den geringſten Wink von mir, den ich ihm aber mit der umkehrenden Poſt geben müßte, in Bremen zu ſeyn, und meine Stelle als Begleiter meiner Niece zu vertreten. Dieß war doch nicht die Abſicht meiner Reiſe. Ich wollte Griffenſteinen ſelbſt ſprechen, und erſt von ihm die Urſachen ſeiner Flucht hören, ehe ich ihm meine Niece anvertrauete. Ich dankte demnach Benningen für ſeine Höflichkeit, und ſchrieb ihm, daß ich ſie ſelbſt begleiten müßte. Es wunderte mich, daß Griffenſtein nichts von dieſen acht Tagen geſchrieben hatte: vielmehr ſchien es nach ſeinem Briefe, daß er bereits im Begriff wäre, nach Osnabrück abzugehen. Allein in der Unruhe, worin er ſich befand, mochte er leicht vergeſſen haben, was ſein Freund hernach auf ſein Begehren erinnerte.

Wir blieben doch nur ſieben Tage in Bremen, und kamen den 23ten nach Osnabrück, Abends ſehr ſpät. In dem

Gaſt-

Gaſthofe, der uns von Griffenſteinen zum Einkehren vorgeſchlagen war, ſagte man uns, daß ſeit geſtern ein Fremder dreymal nach uns gefragt hätte. Ich ſchloß daraus, daß Griffenſtein und Benning uns ſchon zuvor gekommen wären, welches mit der Nachricht des letzten wiederum nicht wohl übereinſtimmete. Weil ich Bedenken trug, den erſten Namen zu nennen, ließ ich Benningen zurück ſagen, daß wir eben gekommen wären, und daß ich ihn morgen, ſo früh er wollte, zu ſehen wünſche, wenn es dieſen Abend zu ſpät wäre. Des Morgens war meine Niece, aus begreiflichen Urſachen früher aufgeſtanden, als ich. Das gute Mädchen hatte bey ungleich größerer Ermüdung von der Reiſe, die ſie weniger gewohnt war, dennoch in ihrer weit größeren Erwartung und Gemüthsbewegung weniger ſchlafen können, als ich. Unglücklicherweiſe bringt man ihr in dieſer Zeit ein Billet an mich, von Bennings Hand geſchrieben. Sie will mich nicht wecken, und dennoch iſt ihre Begierde, das Couvert

vert zu öffnen, worin ſie einen Brief von Griffenſteinen erwartet, unüberwindlich. Die Unglückliche thut endlich, was jedes andere Frauenzimmer in ihren Umſtänden gethan haben würde; ſie öffnet das Billet, lieſet, ſinkt hin, und liegt eine Zeitlang ohne Hülfe. Endlich kömmt eine Aufwärterin des Gaſthauſes, und ruft andere. Man ſucht ſie zu ermuntern, ruft mich, ich komme auf, und finde ſie in den Armen der Wirthin, da ſie ſich eben aus der Ohnmacht erholet hatte, und eine andere Frau reicht mir heimlich das geöffnete Billet, welches ich geſchwind leſe, und den ganzen Auftritt verſtehe. Der Inhalt war dieſer:

„Ich berichte Ihnen ungern eine Begebenheit, wozu ich wünſchte, Sie erſt vorbereiten zu können. Allein ich ſelbſt war es nicht, und meine äuſſerſte Verwirrung und die Kürze der Zeit erlauben mir keine Umſchweife. In dieſer unglücklichen Nacht iſt mein Freund Griffenſtein in aller Stille, ich mögte ſagen, faſt in meinen Armen aufgehoben, mit einer Wache von

vier

vier Mann weggeführet, und, wie ich vor einer halben Stunde, da ich nach der Wache gieng, und ihn zu ſprechen begehrte, erfuhr, ſchon mit Anbruch des Tages, wie es heißt, nach Bremen zurück gebracht. Ich erſtaune nicht ſo ſehr über dieſen Vorfall, als über die weit ſchlimmere Nachricht, die ich vernehme, daß er mit ſeinem und meinem Freunde von der Werft falſche Banconoten gemacht haben ſoll. — Ich bin ſo außer mir, daß ich keine Ruhe finde. Ich eile, wenn es möglich iſt, meinen Freund noch einzuholen, ſogleich nach Bremen. Behalten Sie alle Ihre Faſſung, um Ihre liebe Niece zu unterſtützen.

Benning.

Ich ſelbſt hätte niederſinken können, als ich das Billet las. Halb ſinnlos ſtand ich wenigſtens eine Zeitlang da. — Was konnt' ich thun, als Griffenſteinen ſeinem Schickſale überlaſſen, und alle meine gegenwärtige Sorge auf die Erhaltung meiner allein unglücklichen Niece einzuſchränken?

ken? Sie hatte, wie ich hernach hörte, das ganze Billet noch nicht geleſen; ſondern war gleich bey der Nachricht, daß Griffenſtein gefangen genommen worden, in Ohnmacht gefallen. Ich ſprach ihr zu, und der erwähnte Umſtand half mir nach und nach noch einige Hoffnung bey ihr zu erwecken, da ich ſie bey ihrem alten Irrthum ließ: daß Griffenſtein Feinde hätte, die zwar mächtig ſeyn möchten, und ihn eine Zeitlang, aber doch nicht lange, verfolgen könnten. Dadurch brachte ich ſie ſo weit, daß ichs wagen konnte, nach einigen Tagen nach Bremen zurück zu reiſen: aber hier wurde ſie mir wieder ſchwach, und ich mußte abermal acht Tage bleiben. Endlich ſehnete ſie ſich ſelbſt nach ihrer Mutter, und trieb mich an, weiter zu reiſen: und ſo ſind wir denn nach Stade zurück gekommen, wo ich ſie ſo ſchwach finde, daß ich mich nicht getraue, weiter zu reiſen.

Das

Das war die Urſache der ſchleunigen Flucht Griffenſteins, *) und das iſt das Ende der unglücklichen Liebe meiner Niece, die wohl ein glücklicheres Loos verdient hätte, wenn ich ſagen darf, daß je ein Menſch etwas verdienen könne! —

Zwey und zwanzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 18ten.

Wir ſind ſchon über acht Tage zu Hauſe, leben in vollkommener unſchuldiger Vertraulichkeit Einer Familie, und überall trägt ſich das Gerücht mit der Zeitung, die Wittwe Brockhorſt habe ihren Sohn wieder gefunden. Welch ein ſonderbares Verhältniß für mich! An der einen Seite ohne Unterlaß von der Mutter in Verſuchung geſetzt, mich endlich zu entdecken; an der andern täglich in der Geſell-

*) S. Th. 3. Br. 46.

ſellſchaft einer Geliebten, die mich ohne Zweifel für ihren Bruder hält, und in der ſchweſterlichen Liebe, womit ſie mir zugethan iſt, zeigt, wie ſie lieben würde, wenn ich ihr Geliebter wäre! Ich habe alles zu thun, was ich kann, um dem Andringen der einen zu wehren, und bey der andern immer noch leichte Zweifel zu erregen, daß ich vielleicht ein anderer ſeyn könnte, als wofür ſie mich hält: eine ganz beſondere Lage! Gegen die Mutter weiß ich mich durch nichts mehr zu vertheidigen, als daß ich bald Luiſens Zurückhaltung vorſchütze, die ſich in Anſehung Ihrer noch nicht zu meiner Zufriedenheit erkläret habe; theils mich auf Briefe berufe, die ich von Ihnen erwarte. Gegen die Tochter hab' ich ein recht ausſtudirtes Mittel zwiſchen brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe zu beobachten: und wie ſchwer iſt das! O! wie hab' ich an mir ſelbſt zu arbeiten, wenn das geliebte Mädchen mir erzählt, daß ſie eine Zeitlang troſtlos, trübſinnig, oft ihrer ſelbſt ſich ſo wenig bewußt geweſen, daß alles, was

ſie empfunden und gedacht, nur wie die flüchtigen Erſcheinungen eines Traums ihr vorüber gefahren ſey, und helle Thränen von ihren Wangen träuffeln! — O Thomå, ich möchte dann gleich hinſtürzen zu ihren Füſſen, und ein Geheimniß entdecken, das — Oft kann ich mir nicht helfen, ich muß ſie in meine Arme ſchlieſſen, und wegküſſen von ihren Wangen dieſe lieben Thränen. — Und es hilft. Sie fühlet durch mein Zureden Erleichterung in ſolchen Anwandlungen ihres zurückkehrenden Tiefſinns. Da ſteht ſie denn neben mir, ihre Hand ruhet oft auf meiner Schulter, oder fähret liebkoſend über die Wangen ihres vermeinten Bruders, indem ſie mir ſagt, welcher Troſt es ihr ſey in ihrem Leiden mich zu haben. — O Thomå! daß ich noch nicht reden darf.

Drey

Drey und zwanzigſter Brief.

Henriette an Friederike.

Stade, den 19ten.

Noch lebt unſere unglückliche Clare; aber mit ſo weniger Hoffnung zu geneſen, daß die Aerzte ſie bereits aufgegeben haben. Die Freude, eine Mutter und eine Freundin um ſich zu haben, war anfänglich von guter Wirkung auf ihre leidende Seele, die in ihrer äußerſten Schwachheit noch Kräfte zu ſammlen ſchien, ſich wieder aufzurichten. Allein wir ſahen bald, daß es nur das letzte äuſſerſte Aufſtreben und Anſtrengen war, welches in demſelben Augenblicke, wo es Kräfte ſammlet, dieſelben zerſtört. Den Tag darauf erfolgte, nach einer ſchlafloſen Nacht, eine ſo gänzliche Entkräftung, daß ſie beynahe allen Gebrauch der Sprache verlor. Sehr traurige Augenblicke, meine Schweſter, giebt es hier! Wie das wehe thut uns allen, der Mutter, Feldheims Tante und mir, die Kräfte des

lieben guten Kindes nach und nach ſich verzehren, langſam abſterben zu ſehen in den beſten Jahren ihrer Jugend, und bey den innigſten Wünſchen zu helfen, nicht helfen zu können! —

Als wir kamen, war ſie ſchon ſehr ſchwach, und man beſorgte, daß ſie den dritten Tag nicht überleben würde. Wir brauchten freylich die Vorſicht, ſie zu unſerm Beſuche vorbereiten zu laſſen; konnten aber dennoch nicht verhüten, daß ſie, als ſie uns ſahe, nicht lebhaft gerührt wurde. Sie hatte vorher faſt immer im halben Schlummer gelegen, und wenn ſie erwachte, mit halbem Verſtande irre geredet, wie zwiſchen Wachen und Träumen. Als man ihr aber ſagte, daß ihre Mutter und ich erwartet würden, war ſie zu ſich ſelbſt gekommen, und hatte mehr als einmal gefragt, ob wir noch nicht da wären? Endlich da ſie genug vorbereitet ſchien, gieng ich zuerſt zu ihr. Sie wollte ſich aufrichten, mich zu umarmen; aber ich kam ihr zuvor, indem ich mich zu ihr neigte, ſie küßte, dann ihre Hand nahm,

nahm, die ſie mir darreichte, und ſie bat, ſich ganz ruhig zu verhalten. „Hätteſt du das gedacht?“ fragte ſie. — „Nein, mein Kind,“ antwortete ich; „das war mir ganz unerwartet. Aber daraus ſieheſt du, wie leicht das kommt, was man nicht erwartet, das Gute ſowohl, als das Schlimme. Alſo ſey du nur ruhig!“

„Wenn ich nur wüßte,“ erwiederte ſie mit Bewegung, „warum man ihn aufgehoben hat?“

„Haſt du denn vergeſſen,“ ſagt' ich, „was Benning ſo oft verſicherte?“

„Benning ſoll ihm nachgefolget ſeyn,“ antwortete ſie: „der gute, gute Mann! Wenn er ihn doch wieder eingeholet hätte, und mir nur eine einzige Zeile ſchriebe!“

„Das wird er gewiß,“ ſagte Feldheims Tante. „Nur eine kurze Geduld, meine Liebe!“ —

Endlich kam auch ihre Mutter, die ſich, aller Vorbereitung ungeachtet, und alles überlegten Vorſatzes Faſſung und Ruhe zu behalten, dennoch der Thränen nicht enthalten konnte, als ſie ihre Toch-

ter umarmte. Das bewegte denn freylich die ſchwache Tochter zu ſehr. — Ich will Dir dieſen Auftritt nicht beſchreiben; Du kannſt ihn Dir ja ſelbſt vorſtellen. — —

Auch bey dieſen Umſtänden habe ich viele Gelegenheiten, Feldheims gutes theilnehmendes Herz ſowohl, als ſeine Stärke und feſten männlichen Charakter kennen zu lernen. Ich hatte ihn immer mehr für biegſam und weich gehalten, immer für nachgebend und ohne Kraft zu widerſtehen: weil ich ihn ſo gegen mich, und meine oft ſehr weit getriebene Spöttereyen gefunden hatte. Allein itzt ſehe ich das Gegentheil: und was mir manchmal leidende Schwachheit, Gefühl eigenen Unvermögens, Mangel an Zutrauen zu ſich ſelbſt ſchien, das war theils Liebe zu mir, theils Beſcheidenheit, welche das Selbſtvertrauen immer in ſeinen gehörigen Gränzen zurück hält, verbunden mit Scharfſicht, davor ich mich am wenigſten gehütet hatte. Er hatte bald bemerkt, daß meine Scherze und Spöttereyen nicht aus Gleichgültigkeit floſſen,

ſondern

ſondern eine geheime Neigung zum Grunde hatten, die ich durch dieſe Manier am beſten zu verbergen glaubte; folglich hatte er ſehr gewiß voraus geſehen, daß er überwinden würde; und das war's, was ihn zur Geduld beſtimmte. — Itzt kann ichs ja wohl geſtehen, daß er Recht hatte. Nur muß ich mich über mich ſelbſt wundern. Wie konnte ich mich wohl täuſchen, ſeine Geduld für Schwäche zu halten, da ich doch täglich mehr empfand, wie eben dieſe Geduld mich entwaffnete! — Oder wie kann man überhaupt Geduld für Schwäche halten? Es iſt mir itzt ſehr klar, daß der Geduldige allein der Starke iſt.

Meiner Mutter die zärtlichſte Empfehlung, und Dir meinen wärmſten Kuß! —

Ich werde nicht unterlaſſen, Dir von Zeit zu Zeit von dem Zuſtande unſerer Kranken weitere Nachricht zu geben. Es fehlt hier, wie du weißt, nicht an öftern Gelegenheiten nach Hamburg. —

Vier und zwanzigſter Brief.

Henriette an Friedchen.

Stade, den 21ten Morgens.

Mein Brief iſt ehegeſtern nicht abgegangen. Er ſollte mit einem Bekannten Feldheims über, dem ein Hinderniß in den Weg kam, das ihn bis heute Mittag aufhält. Ich ſchließe alſo noch einen bey.

Geſtern fieng unſere Clare wieder an zu ſchlummern: aber Schlummer ohne Erquickung. Und wenn ſie erwachte, ſprach ſie irre.

„Da iſt er ja!“ ſagte ſie einmal ſehr lebhaft und vernehmlich. —

„Wen meynen ſie, mein Kind?“ fragte unſere Tante. —

„Iſt's nicht Benning?“ antwortete Clärchen. —

„Es iſt mein Vetter Feldheim:“ antwortete die Tante. —

„So muß ich denn geträumet haben,“ ſagte ſie wieder, kam auf kurze Zeit zu

ſich

ſich ſelbſt, ſank aber eben ſo bald wieder in den vorigen Schlummer.

Gegen Abend kamen die Anwandelungen des Schwärmens häufiger. Unter andern fragte ſie mich, die ihr zunächſt am Bette ſaß:

„Wo mag mein Oheim bleiben?“ —

„Er iſt nur hinausgegangen,“ antwortete ich; „ſoll ich ihn rufen?“ —

„Laß nur,“ ſagte ſie, „er wird den Brief hier nicht leſen wollen.“ —

„Mein Kind, ich weiß nicht, daß er einen Brief bekommen hätte,“ antwortete ich. —

„Nicht?“ fragte ſie. Nach einer guten Weile betrachtete ſie mich einige Zeit ſehr aufmerkſam, und fragte: „für wen haſt du Trauer angelegt, Jetta?“ —

„Ich, mein Kind?“ —

„So tiefe?“ fragte ſie wieder, und nahm einen Zipfel meines Kleides zwiſchen ihre Finger, als wollte ſie den Stoff befühlen.

„Es ſcheint nur ſo,“ antwortete ich, „weil ich im Schatten ſitze.“ —

 „Witt-

„Wittwentrauer!“ ſagte ſie: „ſo tief muß ich auch trauren.“ —

„Du, mein Kind?“ —

„Bin ich nicht Wittwe?“ fragte ſie wieder. —

„Gott behüte dich!“ antwortete die Mutter. „Ich hoffe, du wirſt es nicht werden, meine Tochter.“ —

„Ach nein!“ ſagte ſie, bewegte die Hand hin und her, und ſchlummerte von neuem. —

Der Arzt glaubte nicht, daß ſie die Nacht durchkommen würde; und wir ſelbſt beſorgten es; denn ſie wurde gegen die Nacht immer unruhiger, fuhr mit der flachen Hand beſtändig über der Decke von einer Stelle zur andern, oder pflückte und faltete ſie mit den Fingern zuſammen, und redete gar nicht mehr. Indeß ſoll ſie doch, wie die Wärterin und unſere Tante verſichern, welche die Nachtwache hatten, eine halbe Stunde geſchlafen haben. — Ach! ſie wird freylich nicht ſo ſanft hinſterben wie eine Betagte, die ausgelebt hat! —

Noch einen Umſtand von geſtern, den ich nicht vergeſſen darf! Benning iſt wieder hier; ich vermuthe, ſeit vorgeſtern ſpåt. Geſtern kam er, und ſprach eine gute Zeit mit Eduards allein; ich weiß aber nicht, was er gebracht hat. Gutes gewiß nicht: denn Eduards war außer ſeiner gewöhnlichen Faſſung, als ich ihn wieder ſah. Er hat aber von dem Inhalte der Unterredung noch kein Wort geſagt, ſogar nicht zu Feldheimen.

Nächſtens mehr, und Gott gebe, wenns noch möglich iſt, etwas Beſſeres!

Fünf und zwanzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 22ten.

Heute erzählte mir die Mutter etwas von den Urſachen der tiefen Melancholie meiner Schweſter, wie ſie Luiſe immer nennet; Sie verſtehen leicht, in wel-

welcher Abſicht? Dieſe Urſache war's denn auch gewiß, warum Luiſe ihre Geſinnung gegen Sie veränderte; wenn ich's Veränderung der Geſinnung nennen kann. Eine verhaßte Urſache! Liebe für einen andern. Ich hatte alle meine Stärke nöthig, um Faſſung zu behalten! Die Mutter bemerkte einen Theil meiner Beſtürzung; ſchrieb ihn aber vermuthlich meiner brüderlichen Liebe zu. — Auch fragte ſie: ob Luiſe mir nichts davon geſagt hätte? Dieß wäre das erſte und wahre Hinderniß geweſen, warum ſie die Partie mit Ihnen bedenklich fände. Die Sache, ſetzte ſie hinzu, wäre gewiß nach manchen Ausdrücken, die Luiſen mehr als einmal in ihrer Krankheit entfallen wären. Allein in ihren geſundern Augenblicken hätte ſie's ihr nie geſtehen wollen. Ich möchte mich doch des Vertrauens bedienen, das Luiſe auf mich ſetze, dieſes Geheimniß von ihr heraus zu bringen. —

Welch eine Sache! Welch ein Auftrag! — — Wenn ich damit vergleiche,

was

was der Prediger mir anvertraute, und dann eine Begebenheit — ich mögte verzweifeln! —

Sechs und zwanzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 22ten.

Auch Luiſe iſt im Begriff, mich zu ihrem Vertrauten zu machen. Was werd' ich erfahren? Ich brenne es zu vernehmen, und fürchte zu hören, was ich vermuthe. Mein eigenes Grübeln kömmt ihrer Erklärung zuvor! —

Sie hätte das Unglück gehabt, ſagte der Prediger, ſich zu einer Uebereilung verleiten zu laſſen. Das Unglück! zu einer Uebereilung? Entweder das erſte Wort iſt gegen das letzte zu hart, oder das letzte iſt viel zu gelinde für das erſte. Sich verführen, ihrer Unſchuld berauben zu laſſen, wollte der Mann zu denken geben, und ſagte dafür: ſich zu einer Uebereilung

ver-

verleiten zu laſſen. Wäre das – o! Thomä! — Und doch warum wundere ich mich? — Ich? Weiß ich doch — O! Thomä, daß ich ſo viel weiß, und wieder ſo wenig! —

Sieben und zwanzigſter Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 23ten.

Meine unglückliche Niece kömmt nicht durch. Doch ich ſage, unglückliche. Verſteh ich auch, wer glücklich oder unglücklich iſt? Iſt unglücklich der oder die, welche viel leiden? Das wäre troſtlos! Iſt glücklich der, welcher, ob er hier gleich leidet, ein beſſeres Leben in Unterwerfung und Demuth hoffen darf; warum ſoll ich nicht ſagen, meine glückliche Niece? Ja, mein Freund, glücklich auch darin, daß ſie mit dieſem Manne nicht verbunden worden, der diejenige äußere Sicherheit, nicht einmal zu ſagen, Seelenruhe, wel-

welche eine ſo nothwendige Foderung der Glückſeligkeit iſt, ſchwerlich an irgend einem Orte gefunden, und das arme unſchuldige Geſchöpf durch alle die Sorgen und Foltern ſeiner Furcht, und ſeines unſtäten Lebens mit ſich hindurch geſchleppt haben würde!

Ich bin kein ſtrenger Richter meiner Nebenmenſchen. Gott bewahre mich, daß ich auch nicht den allerkleinſten Theil des Mitgefühls, der Nachſicht und der Vergebung andern verſage, die ich ſelbſt von ihnen bedarf. Ich bedaure den Mann aufrichtig und warm, aber ich haſſe ſeine Handlungen. Er iſt kein Mörder, kein ſolcher vielleicht, der mit kaltem Blute gethan hat, was er that: doch wo iſt der, der Böſes thut um des Böſen willen? Immer iſt's eine Leidenſchaft, die ihn betrügt. Aber, ob dann gleich die menſchliche Schwachheit um Mitleiden ruft, iſt's doch gar keine Rechtfertigung, zu ſagen: ich war meiner Leidenſchaft nicht mächtig. Alſo leide dafür, und büße durch dieſes Leiden die Schuld ab, die du dir zugezogen

gen haſt! Denn wie kannſt du verlangen, für Böſes Gutes zu erhalten? —

Es war Unbeſonnenheit von uns, die Trauung vollziehen zu laſſen mit einem Manne, der ſo unbegreiflich flüchtig war, wie Griffenſtein. Nicht zu unterſuchen? Nicht wenigſtens aufzuſchieben? — Und ein Theil der Verantwortung dieſer Unbeſonnenheit, ich weiß es, fällt immer auf mich. Allein war es unmöglicher, daß ein Mann, den jeder Bekannte für einen ehrlichen Mann erklärte, und noch dafür erkläret, war es unmöglicher, daß der ein großes Loos in der Lotterie gewinne, als daß er ſich überwinde, falſche Banconoten zu machen. Ich frage jeden guten Mann, zu ſagen, was er am erſten glauben würde. — Daß er eilfertig war, wußt' ich; und freylich war es mir anſtößig: allein geſehen hatt' ich ihn nicht; hatte nicht ihn ſelbſt befragen, noch mir ſelbſt irgend einen übeln Verdacht durch Gründe rechtfertigen können: und ſo — was konnt' ich in meiner Abweſenheit, als zum Aufſchub rathen, ſo lange es helfen wollte?

wollte? Endlich half es nicht mehr: da ließ ich geſchehen.

Noch gröſser war die Unbeſonnenheit, dem Flüchtigen ſeine Angetraute nachzuführen: ich geſteh es. Aber daß er es verlangte, nicht aufhörte, darum zu bitten, darauf zu dringen, das war gewiß ſeine ſchlimmſte Handlung! Wenigſtens war denn doch meine Unbeſonnenheit nicht ohne alle Klugheit. Das hatt' ich feſt beſchloſſen, meine Niece ihm nicht eher zu übergeben, bis er mich durch eine völlige glaubwürdige Rechtfertigung befriedigt hätte. Freylich ohne neue Erdichtung hätt' er das nicht gekonnt, und ich wäre vielleicht noch einmal hintergangen worden: aber dann allein auf ſeine Verantwortung! denn ich bin ein Menſch, der ſich hintergehen laſſen kann.

Lieber Freund, ſollte das alles bey ihm blos Verblendung, und Täuſchung der Ungeduld und der Liebe geweſen ſeyn? — Wenn ſie's war, zu welchen häßlichen Handlungen macht Liebe fähig? Und doch was hätt' es anders ſeyn können? —

Oder ſoll ich, um ihn zu entſchuldigen, ſagen, alles höre auf, böſe zu ſeyn, wozu dieſe Leidenſchaft fortreißt? ſagen, daß die natürlichen Geſetze, oder wenn man will, die Geſetze des Uebereinkommens und der Convenienz unbedeutend und nichts ſind? Ich fürchte, dieß iſt eine von den Ungereimtheiten, welche jede gewaltſame Leidenſchaft den Betrogenen, den ſie beherrſcht, zuerſt glauben macht: und wehe ihm, wenn er ſo weit iſt! — —

Ich komme ins Moraliſiren, und wollte erzählen.

Benning iſt uns nach Stade gefolgt. Auch der liebt, und ich fürchte — aber das wäre ſcheußlich! Alſo daß ich nicht voreilig richte. —

Geſtern kam er zu mir. In Glückſtadt hatte er Griffenſteinen wieder angetroffen, aber ihn nicht geſprochen. Man hatte es ihm, wie er ſagt, nicht erlauben wollen; aber wegführen hatt' er ihn geſehen, in Ketten und Banden, wie ich es aus ſeiner gebrochenen ſeltſamen Erzählung zuſammen nahm. Der Mann war

ſo

ſo außer ſich, ſo raſtlos, ſo erſchüttert! — Es mag doch nichts geweſen ſeyn, als Gefühl der Freundſchaft. — Er fragte oft nach Claren mit einer auffallenden Neubegierde.

„Sie befindet ſich, wie ſie erachten können,“ ſagt' ich, „nicht wohl.“ —

Er wünſchte ſehr, ſie zu ſprechen.

„Das wär' ihr nicht zuträglich. Was wollten ſie ihr ſagen?

„Freylich was? O! O!“ antwortete er, ſchlung die Arme in einander, und gieng mit hochpochendem Herzen, und einem ſo von Blut aufgeſchwollenen Geſichte, daß die Adern an der Stirn hochhervorſtrotzten, heftig auf und nieder. — „Aber ich bitte ſie,“ fuhr er fort, und trat vor mir, „ich bitte ſie, daß ich ſie ſehen darf!“

„Darf? Warum nicht dürfen? Sie haben ſie ja nicht beleidiget.“ —

„Ach!“ ſagte er, und wandte ſich weg. „Wenigſtens hab' ich ſie herüber gezogen — habe ihn — bin vielleicht Schuld an ihrem, wie an ſeinem Unglück! — Er war ſicher in Amſterdam — wollte

durch die Niederlande nach der Schweiz; ich beredete ihn, ſeine Reiſe zu verändern, zog ihn nach Osnabrück — Ohne mich — Wehe mir, daß ichs that! daß ich ihm den Rath gab!" —

„Sie wußten alſo ſeine That ſchon früher?"

„Ich wußte ſie: wußte auch, daß ſie entdeckt war; kam nach Hamburg, um ihn zu retten, rettete ihn — und da" —

„Das war Freundſchaft! Aber ſie verſchwiegen es meiner Niece, und beredeten ſie, ihm nachzuziehen: das war der Freundſchaft zu viel!" —

„O! laſſen ſie mich ſie ſehen, daß ich auf meinen Knieen um Vergebung bitte!"

„Sehen können ſie ſie itzt nicht: aber machen ſie ſich darüber keine Vorwürfe."

„Ach! Herr Eduards, warum verſagen ſie mir dieſe Bitte?"

„Weil die Umſtände es nicht erlauben. Ihre Gegenwart würde ſie zu ſehr beunruhigen." —

„Weiß

„Weiß ſie?“ — fragte er mit einem Geſichte, welches bleich ward, wie der Tod. —

„Sie weiß nichts von der That ihres Mannes; aber ihre Krankheit könnte durch die geringſte Gemüthsbewegung leicht tödlich werden.“

„Tödlich?“ — rief er. —

„Wir haben ohnedem ſchon wenig Hoffnung.“

„Gott im Himmel!“ ſagte er, ſtand eine Weile, wie verſteinert: ſagte noch einmal: „Gott! im Himmel!“ gieng auf und nieder, und eilte aus dem Hauſe, ohne ein Wort weiter zu ſagen. —

Was denken Sie von dem Manne? Ich begreif' ihn nicht.

Acht und zwanzigſter Brief.

Feldheim an Friederike.

Stade, den 25ten.

Unſere Freundin iſt nicht mehr, meine geliebte Schweſter! — Niemand hatte Faſſung und Geduld, es Ihnen zu ſchreiben. Meine Henriette trug das traurige Geſchäfft mir auf, zu denen Thränen, die hier vergoſſen werden, auch die Ihrigen zu fodern. Dieſe Nacht um Ein Uhr entſchlief ſie ſanft in den Armen ihrer Mutter.

Nachdem ſie ſeit dem letzten Briefe meiner Geliebten die vorigen Abwechſelungen von Phantaſiren und Schlummern noch einigemal gehabt hatte, wurde ſie um ſieben Uhr Abends außerordentlich unruhig. Dieß dünkte mir der Vorbothe eines nahen Todes; und ich wünſchte unſere Frauenzimmer zu entfernen, beſonders die Mutter und meine Henriette. Allein keine wollte von der Stelle. Alſo that ich, was ich noch konnte, beyde zu dem vorzuberei-

ten, was ich erwarten mußte. Nach eilf Uhr fieng ſie an, ruhiger zu werden. Das Herz ſchlug ihr langſamer, und der Odem gieng leiſer. Bewegen konnte ſie ſich nicht mehr; reichte aber der Mutter die Hand dar, und bewegte die Lippen, als ſagte ſie, gute Nacht! Die Mutter legte dieſe Hand an ihr Herz, und Henriette warf ſich auf ihre Kniee am Bette nieder, ihre Lippen auf den Arm geheftet, den ſie mit ihren Thränen benetzte. Um zwölf Uhr gieng eine große Veränderung in ihrem Geſichte vor. Die geſchloſſenen Augen, und ihre Wangen ſanken tiefer, die Nerven und Fiebern zuckten und zitterten, und ihre Lippen ſchloſſen ſich feſter zuſammen. Endlich noch eine ſtarke Verzückung, noch ein tief herauf geholter Seufzer; und ſie war nicht mehr! —

Unſere Frauenzimmer, welche den gröſſten Theil der Nacht mit dem Leichname beſchäfftigt geweſen waren, hatten nur wenige Stunden ausgeruhet, und ſind itzt, um acht Uhr, wieder verſammlet, um, wie Sie denken können, ihre Trauer zu er-

neuern. Da ſitzen ſie der Leiche gegenüber, und machen ſich trauriger, indem ſie ſich tröſten. Ich gehe ab und zu, und nehme mehr Standhaftigkeit an, als ich zuweilen ſelbſt beſitze. Es iſt ein ſehr trauriger Anblick, ſo viele geliebte Perſonen in dieſer Lage zu ſehen! Die Mutter, die freylich am meiſten leidet, ſitzt mit verhülltem Geſichte, und zerfließt ohne Unterlaß von neuem in Thränen: neben derſelben meine geliebte Henriette, den Kopf auf den Arm geſtützt, eine ſo niedergeſchlagen und ſtumm, als die andere; und ſelbſt meine Tante hat ihre gewöhnliche Faſſung verloren. —

Benning, welcher ſeit einigen Tagen hier iſt, redete vorgeſtern mit Eduards, und wünſchte, die Kranke zu ſehen: aber Eduards entſchuldigte ſich mit den Umſtänden, die es nicht zuließen. Der Mann iſt ſehr bewegt worden, da er gehört, daß Eduards an ihrem Aufkommen verzweifelte. Der letzte iſt einiger Geſchäffte wegen ſeit einer Stunde nicht zu Hauſe, und unterdeſſen iſt mir ein Brief aus Glückſtadt

an ihn überreicht, vermuthlich von einem Freunde, der ihm vielleicht von einigen Umſtänden den unglücklichen Griffenſtein betreffend Nachricht ertheilet. So viel wiſſen wir ſchon, daß er von Glückſtadt nach Rendsburg gebracht worden, um von da weiter nach Copenhagen geführet zu werden. Sein Schickſal läßt ſich leider voraus ſehen; und nur die überall bekannte Gnade des menſchenliebenden Däniſchen Friederichs kann den Freunden des Unglücklichen Hoffnung machen, wenn ſie erwarten, daß er mit dem Leben davon komme. Ewiges Gefängniß iſt doch das gelindeſte! — —

Man ruft mich hinunter. Wie ich höre, iſt das Haus in großer Bewegung. Gott behüte die gute leidende Mutter! — Ich lege die Feder nieder, um zu ſehen, was vorgefallen iſt. —

Von Henrietten hinzugeſetzt.

Ich komme aus dem Trauerzimmer, um Dir einen unerwarteten traurigen Auftritt

zu ſchreiben, und finde Feldheims Brief unvollendet, und offen auf dem Tiſche liegen.

Indem wir ſo ſitzen, wie er erzählt hat, eine die andere tröſten wollen, und keine zu reden vermag, meldet die Wärterin einen Fremden, der durchaus als ein Bekannter in das Trauerzimmer gelaſſen zu werden verlangt; und ehe wir uns noch beſinnen können, nach dem Namen zu fragen, iſt er ſchon da. — „Wo iſt ſie?“ frägt er, ſieht mit wildem verſtörten Geſichte umher; und indem er den mit einem Tuche bedeckten Tiſch ſieht, ſtürzt er dahin, hebt die Decke weg, läßt ſie, ſobald er das bleiche Geſicht der Leiche ſieht, wieder fallen, fährt zurück, ſeine zitternde Hände heftig zuſammen ſchlagend, und ſo gefaltet empor haltend, und ruft: „todt? — todt? — Gott erbarme dich! todt?“ — ſtürzt mit einer Gewalt, daß der Boden ſchüttert, aufs Geſicht nieder, und wiederholt beſtändig dieſelben Worte. Unſere Beſtürzung ſtelle Dir vor, die wir eben

aus der tiefen Schwermuth zu dieſem erſchütternden Auftritt erwachten!

„Es iſt Herr Benning,“ ſagt' ich; denn ich erkannte ihn am erſten, und eilte hin, ihm aufzuhelfen. Feldheims Tante, und die erſchrockene Mutter kommen mir zu Hülfe; aber er liegt wie leblos da. Wir rufen ſeinen Namen, ſchütteln ihn, faſſen ihn an, um ihn aufzuheben. Aber er will nicht. „Laßt mich! laßt mich“ — ruft er, „hier liegen, hier ſterben. Ich will nicht wieder aufſtehen. Ach! hab' ich nicht ihr bleiches Geſicht geſehen! Iſt ſie nicht todt? — todt? Gott im Himmel, todt?“ —

Indem wir in großer Angſt beſchäfftigt ſind, ihn zu ſich ſelbſt zu bringen, aber unvermögend, ihm aufzuhelfen, kömmt das Haus in Bewegung; Feldheim wird gerufen, alle andere Mannsperſonen kommen mit ihm; niemand weiß, was geſchehen iſt. „Was iſt hier?“ frägt Feldheim. „Benning,“ antworte ich; „da liegt er.“ — Feldheim ſieht ihn, geht zu ihm, redet ihn an, umfaßt ihn, und will ihn aufheben. Er will wieder nicht,

ſucht

ſucht ſich los zu winden aus ſeinen Armen, und ruft: „Laßt mich, Weiber, oder Männer! Laßt mich! mein Schmerz und meine Verzweifelung macht mich fürchterlich! — Iſt ſie nicht todt?“ — Die Mannsperſonen ſelbſt ſtehen erſchrocken, wenigſtens unthätig: nur Feldheim hält ihn immer feſt in ſeinen Armen. „Mein Herr, beſinnen ſie ſich,“ ſagt er; „ſchonen ſie ihrer. Wenigſtens ſchonen ſie einer Geſellſchaft von Frauenzimmern, die hier einer unglücklichen Freundin und Tochter die letzten Pflichten erweiſen. Ihre Betrübniß ſollte ihnen ehrwürdiger ſeyn; vornehmlich die Betrübniß der alten Mutter.“ —

„Der Mutter?“ — fragte Benning, ſich umſehend: und da er die Mutter ſahe, die ihre Thränen abwiſchte, ſtand er auf, ergriff ihre Hand, die er an ſeine Lippen drückte, und vor ihr aufs Knie niederfiel. „Wohl,“ ſagte er, „iſt deine Betrübniß mir ehrwürdig, o, du unglückliche, unglückliche Mutter! Vergieb mir nur dieſe Unruhe, die ich dir itzt mache! Mehr ſollſt du, mehr kannſt du mir nicht vergeben.

ben. — Ach! wenn du wüßteſt, daß ich deine Tochter geliebt habe“ — —

„Ich weiß,“ ſagte die Mutter, „ich weiß, wie viel Freundſchaft ſie ihr bewieſen.“

„Freundſchaft? Nein, Liebe war es!“ erwiederte er — „Liebe bis zum Unſinn. — Darum iſt ſie nun todt.“ —

„Der unglückliche Mann!“ ſagte die Mutter leiſe, indem ſie ſich zu uns kehrte: „ich fürchte, er ſchwärmet.“

„Darum todt! ſag' ich,“ fuhr er fort: „verſtehſt du das?“

„Leider!“ antwortete die Mutter, indem ſie wiederum in Thränen ausbrach.

„Nun ſo fluche mir! — Doch du weißt noch nicht alles. Denn deiner Tochter Mann“ — —

„Der war ihr Freund,“ erwiederte die Mutter, „und ſie waren der ſeinige.“ —

„Freylich!“ antwortete er, indem er aufſprang: „und das, das iſt's! denn ich ſage dir, er wird auch ſterben!“ —

O! mein Herr, ſagte Feldheim, indem er Benningen wieder umfaßte, um ihn

weg-

wegzuführen: „quälen ſie eine ſchon gebeugte Mutter nicht noch mehr.“ Dann bat er die Mannsperſonen, ihm zu helfen. Sie faßten an, und ſchleppten Benningen, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, aus dem Zimmer, indem er der Mutter noch zurief: „Ach! ich ſage dir, er wird auch ſterben! — ſterben, weil ich ſein Freund war: nun fluche mir!“ —

Ich weiß dieſen außerordentlichen Auftritt noch nicht zu erklären. Ob Clarens Mutter Recht hatte, Bennings Reden für Schwärmerey zu halten, oder ob es — —

(Von Feldheimen.)

Verzweifelung, Gewiſſensangſt, Reue war, wollte ohne Zweifel meine Henriette hinzuſetzen: und ſo — erbarme Gott ſich des Mannes! — Liebſte Schweſter, ich mag mich nicht näher erklären; auch kann ich noch nicht mit Gewißheit. Ich habe eben unſere Jetta, die ich beym Schreiben fand, herunter gerufen zu der Mutter, die durch dieſen Auftritt ſo ſehr erſchüt-

erſchüttert worden, daß ſie in Ohnmacht fiel. Noch iſt das ganze Haus in Bewegung. Ich ſchließe noch nicht. — —

Nur ein paar Worte hab' ich Zeit hinzuzuſetzen. Ich habe Eduards den Brief gegeben, — auch einen Theil davon geleſen. — Welche Geſchichte iſt das, meine liebſte Schweſter! Benning iſt ohne Zweifel Griffenſteins Angeber und Verräther. Der Freund ſeines Freundes Verräther aus Liebe zu deſſen Weibe. Welche Geſchichte iſt das! — Mehr kann ich itzt nicht ſchreiben. Es fehlt mir in dieſem Augenblick auch an Faſſung, und Gemüthsruhe. Eduards wird morgen an Ferdiner ſchreiben. Laſſen Sie ſich ſeinen Brief geben. — Wir umarmen Sie mit innigſter Liebe.

Neun

Neun und zwanzigſter Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 26ten.

Die Geſchichte iſt nicht nur tragiſch, ſie iſt auch ſchrecklich. Benning iſt der Verräther ſeines Freundes! — und, wie ich in dieſem Augenblick, da ich Ihnen die Geſchichte nach dem Briefe eines meiner Freunde aus Glückſtadt erzählen wollte, mit Schaudern vernehme; nicht nur ſchrecklich iſt die Geſchichte, ſondern auch abſcheulich! dieſer Verräther Benning hat ſich vor einer halben Stunde entleibt! Eine ſolche Reihe von Handlungen und Begebenheiten, welche die Natur empören, aus einer ſo geringſcheinenden Urſache, Liebe?

Das wäre Werk der Liebe? — O mein Ferdiner! was iſt denn dieſe Liebe, die den noch unbefangenen jungen Seelen unſerer Jünglinge und Mädchen von ſchwärmenden Poeten und empfindſamen Schöndenkern ſo ſanft und reizend, ſo wonnevoll,

voll, ſo himmliſch, ſo ganz von Engelnatur und Geſtalt tauſendmal vorgemalet wird, was iſt ſie anders, als von glühender Einbildung aufgefachtes Gefühl, ausſchließende, überſpannte, unſinnige Anhänglichkeit an einen einzigen Gegenſtand, die alles, was edel und männlich iſt, Arbeitſamkeit, Hoffnung, Geduld, Stärke und Würde zerſtöret, und außer dem Verderben des unmittelbar Schuldigen auch Betrübniß und Leiden über einen nicht kleinen Theil der menſchlichen Geſellſchaft ausbreitet? — Werner, *) Griffenſtein und Benning, wenn man nicht einmüthigen Zeugniſſen Glauben verſagt, drey anfangs gute, vernünftige, ehrliche Männer, was iſt aus ihnen geworden? Der eine, ein gewiſſer Erbe groſſer Güter, raubt ſeines Nachbars Weib, zieht mit ihr, und mit dem Fluche, oder mit den Seufzern zweyer Familien, als ein Vagabond, in der Welt herum, und geräth in äußerſtes Elend. Der andere, Betrü-

*) S. Th. 3. Br. 21.

Betrüger ſeines Landsherrn und des öffentlichen Glaubens, macht falſches Geld, wandert eine Zeitlang mit dem Brandmale der Schande, und mit immer folgender Furcht unſtät in der Irre, ohne einen Fleck zu finden, wo ſein Fuß ruhe, bis er verrathen, ergriffen, und vielleicht zum Schrecken anderer aufs Schaffot geführet wird. Der dritte, wo möglich noch ſchwärzer, als ſie alle, Verräther ſeines eigenen Freundes, deſſen Weib er liebet, wird von den Rechtſchaffenen angeſpieen, und trägt in ſeinem eigenen Buſen ſeinen eigenen Peiniger, der ihn endlich zwingt, ſein elendes Leben durch einen Dolchſtoß zu endigen. —

Werner, Griffenſtein, Benning! Mögte die Geſchichte ihrer unſeligen Leidenſchaft aller Welt bekannt werden, um den unbedachtſamen Lobredner der Liebe Lügen zu ſtrafen, und die junge falſchbelehrte Seele zu warnen, daß ſie unterſcheiden lerne, was raſende Leidenſchaft, und ächte von Vernunft geleitete Liebe ſey! —

Drey=

Dreyßigſter Brief.

Eduards an Ferdiner.

Stade, den 26ten.

Der Brief, aus dem ich Ihnen erzählen wollte, war mir aus Glückſtadt von einem Officier geſchrieben, einem Mann, den ich lange gekannt habe, und dem Griffenſtein überliefert war. Als er von dem Gefangenen hörete, in welcher Verbindung er mit mir ſtand, nahm er freundſchaftlichen Antheil an ſeinem Unglück und meiner Betrübniß; und verſprach Griffenſteinen, der ſelbſt nicht ſchreiben durfte, ſeine Aufträge treulich an mich zu beſtellen. Die Geſchichte aus dieſem ziemlich ausführlichen Briefe, und einigen Papieren Bennings, die er vermuthlich bald nach ſeiner Treuloſigkeit unter großer Gewiſſensunruhe aufgeſetzt zu haben ſcheint, ich weiß nicht gewiß zu welchem Gebrauche, iſt folgende.

Von der Werft, ein halber Abentheurer, dem das Glück nicht ſo geſchwind

helfen wollte, als er wünſchte, hatte in Copenhagen verſchiedene Mittel und Projecte ohne Erfolg verſucht. Er war ein guter Kopf, der ſich durch Zeichen- und Kupferſtecherkunſt nährte, die ihm aber den Weg zu einem ſolchen Vermögen, als er wünſchte, wenigſtens ordentlicher Weiſe nicht wohl führen konnten. Der Zufall, der meiſtens die erſte Veranlaſſung giebt zu Erfindungen, und vielleicht noch öfter zu ſchlimmen, als guten, gab auch dem von der Werft eine Gelegenheit, ſeine Kunſt einmal auf eine zwar beſondere, aber doch noch unſchuldige Art zu verſuchen. Es iſt ſehr der Mühe werth, auf die kleinſten unbedeutendſten Umſtände Acht zu haben! Aus ihrer Verbindung ſiehet man meiſtens den Menſchen ſtufenweiſe werden, was er endlich iſt. Die ganze Reihe der tragiſchen Begebenheiten, die Sie bisher geleſen haben, fängt von einer in Bezahlung empfangenen Banknote an.

Dieſe Banknote bringt den von der Werft auf den Einfall, in Nebenſtunden

zu verſuchen, wie genau er ſie nachſtechen könne. Der Verſuch, vielleicht eben nicht der erſte, geräth vollkommen; und ſeine kleine Freude über ſeine Geſchicklichkeit iſt anfänglich ſeine ganze Belohnung. Der in einem Winkel glimmende Funke wird einmal vielleicht durch einen zufälligen Tritt ausgetreten, und erſtickt; zehenmal wird er durch einen andern Zufall gelüftet, daß er um ſich greife, und das Haus in Flammen ſetze. Das letzte begegnet dem von der Werft. Er wird mit Griffenſteinen bekannt, der die außerordentliche Fähigkeit beſaß, jede Hand bis zur höchſten Täuſchung nachzuſchreiben. *) Jener legt dieſem, ohne Abſicht, blos als eine Probe ſeiner Kunſt, den Abdruck ſeiner Platte vor, und dieſer ſchreibt, wie in einem Wettſtreite, wer von ihnen in ſeiner Geſchicklichkeit der größte Meiſter ſey, mit gleicher Täuſchung nach einer richtigen Banknote die Namen darunter. Einer bewundert den andern, das iſt dieß-

*) Th. 2.

mal alles. Griffenſtein verbrennet die Probe, und vergißt den Vorfall gänzlich: aber ſo nicht von der Werſt. Der Ueberdruß, ſeine Kunſt nicht beſſer nützen zu können, um zu leben, wie er wünſcht, und die daraus entſpringende Begierde, ſchnell reich zu werden, die nur nach Gelegenheiten auf der Lauer lag, hält dieſe feſt, als das gewiſſeſte Mittel, ſeine Wünſche zu befriedigen. Er ſchleppt ſich lange mit dem Einfalle, den anfänglich Gefühl der Ehrlichkeit, vielleicht vorzüglich der Furcht zurück halten. Allein durch öfters Ueberlegen wird man auch mit der Vorſtellung der Todesſtrafen vertraulich: und der Dieb, der anfänglich nicht ohne Zittern einem Gerichtplatze vorüber gieng, vergräbt endlich ſein geraubtes Gut unter dem Galgen.

Von der Werſt ſagt ſein gefährliches Project ſeinem Freunde. Anfänglich verdeckt, entfernt, nur wie im Scherze; darauf mit ſo viel Ernſt, als ſeine Sicherheit erlauben will; endlich, da ihm auch Griffenſteins Verbindung mit meiner Niece

 be-

bekannt war, ſucht er die ſchwache Seite des Mannes, ſeine Liebe, auf ſeine Seite zu ziehen: aber noch war ihm durchaus nicht beyzukommen.

Griffenſtein hatte itzt ſo gewiſſe Verſprechung auf eine einträgliche Bedienung, die um dieſe Zeit vacant wurde, daß er alle ſeine Zuverſicht darauf gegründet, ſeine künftigen Einrichtungen größtentheils ſchon gemacht, und zu voreilig eine artige Geldſumme aufgenommen hatte. Wider alle Erwartung wurde dieſe Bedienung mit einem andern beſetzt. Der Kummer über die fehlgeſchlagene Hoffnung, die Sorge wegen ſeiner Schulden, der Verdruß, in ſeinem nächſten Briefe an ſeine Braut ſeinen letzten Nachrichten zu widerſprechen, und ihr und ſich alle nahe Ausſicht wieder verſchloſſen zu ſehen, ſetzten ihn in eine Mismüthigkeit, die der Verzweiflung nahe war. Dieſe unglücklichen Augenblicke ergreift von der Werft, ihm alle fernere Hoffnungen als unwahrſcheinlich vorzuſtellen, und durch die vermehrte Verzweifelung an der einen, und die ge-

 reizte

reizte Sehnſucht und Liebe an der andern Seite ſein Project mit mehr Eindruck zu empfehlen. Kurz, der unglückliche Mann läßt ſich in dieſen Umſtänden bereden, und der Anfang wird im Kleinen gemacht, wiewohl nicht ohne Zittern. Weil dergleichen Betrüge nicht ſo geſchwind entdecket werden; ſo hat der Schuldige bey der Langſamkeit der Strafe Zeit mit der Furcht vertrauter zu werden, und ſie endlich zu vergeſſen. Griffenſtein wird nach und nach dreiſter, und ſtreuet, um der Welt die Augen zu verblenden, das Gerücht von einem großen Gewinn aus, der ihm aus der Utrechter Lotterie zugefallen ſey.

Inzwiſchen ſahen doch beyde leicht ein, daß ſie in Flensburg, wo ſie itzt waren, nicht lange ſicher ſeyn könnten, und beſchloſſen, nach Amſterdam zu gehen. Griffenſtein reiſete vorauf, um endlich ſeine Verbindung mit meiner Niece zu vollziehen, und von der Werft wollte zu einer vorher beſtimmten Zeit nachfolgen. Kaum war der erſte acht Tage in Hamburg, ſo redete in Flensburg ſchon ein

ſchleichendes Gerücht von falſchen Banco-noten, welche umliefen. Benning, erſt Griffenſteins alter warmer Freund, nachmals auch des von der Werft, bringt die Nachricht zufälliger Weiſe dem letzten; und dieſer entſchließt ſich augenblicklich, der Gefahr zuvor zu kommen. Er reiſet alſo mit Benningen, der von ſeinem Freunde zu ſeiner Hochzeit eingeladen, aber durch ein Geſchäfft um ein paar Tage verſpätet war, des folgenden Tages nach Hamburg.

Benning, weder Theilnehmer noch Mitbewußter, mag doch leicht aus Vergleichung der ſchleunigen Abreiſe des von der Werft mit dem Gerüchte, und dem ihm an ſeinen Freund ſo angelegentlich empfohlnen eilig zu beſtellenden Billete die Urſache und die Wahrheit errathen haben. Er kommt gerade an dem Tage der Hochzeit, ſchickt das Billet ſeinem Freunde, und dieſer entkommt glücklich. Indeß ſiehet Benning meine Niece; ſieht ſie nicht ſo bald, als er ſie liebt, und gründet auf die Flucht ſeines Freundes, der

 wahr-

wahrſcheinlicher Weiſe niemals zurück kommen würde, alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, womit ſich ein unbeſonnener Liebhaber ſo gern und ſo leicht ſchmeichelt. Deſto eher hängt er ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft nach, welche zwar durch die bemerkte zärtliche Liebe meiner Niece gegen ihren Mann Schwürigkeiten, aber zugleich neue Reizung und Nahrung findet.

Da beſonders ſeine Freundſchaft für Griffenſteinen ihn meiner Niece empfohlen hatte, findet er nicht rathſam, das Geheimniß zu entdecken, ſondern geräth auf den Einfall, die Rolle des Freundes fortzuſpielen; und übernimmt vorerſt die Mittelperſon zwiſchen ihr und Griffenſteinen, ihre Correſpondenz zu ſichern, mit dem Entſchluſſe, zu erwarten, was die Zeit bey meiner Niece zu ſeinem Vortheil thun werde. Die Zeit vereitelt ſeine Erwartung; er findet vielmehr Clärchen auf die Bitte ihres Mannes völlig entſchloſſen, ihm nachzufolgen. Benning widerräth, bemerkt, daß ſein Rath misfällt,

fällt, ergreift einen andern Plan, ſattelt um, und biethet ſich zum Begleiter an. Dieſer Plan gründete ſich auf die Hoffnung, aus der Zeit und der vertrauten Freundſchaft, die eine ſolche Reiſe veranlaſſen müßte, alle Vortheile zu ziehen, die er könnte, und allenfalls meine Niece ganz andere Wege zu führen, als nach Amſterdam. Aber auch in dieſer Hoffnung betrog er ſich: theils weil meine Niece ſelbſt die Geſellſchaft eines Mannes, der ſeine Liebe zu oft verrathen hatte, unanſtändig fand; theils weil auch ich ſie von keinem andern wollte führen laſſen, als von mir ſelbſt.

Was war einem Liebhaber übrig, der anfieng, zu verzweifeln, und die Kette, die ihn an meine Niece heftete, ſelbſt zu feſt zugezogen hatte, um ſie wieder aufzulöſen zu wollen? Halb fertig, allenfalls lieber ſeinen Freund aufzuopfern, als zu ſehen, daß ſeine Geliebte ihm auf immer entriſſen würde, ſchreibt er nach Copenhagen um eine öffentliche Ordre und

Vollmacht, Griffenſteinen und von der Werſt, denen er auf der Spur zu ſeyn verſicherte, wo er ſie fände, feſthalten zu laſſen; bekommt die geſuchte Vollmacht, reiſet von uns vorauf nach Amſterdam, und locket Griffenſteinen aus einem Orte, wo es dem Verräther ſchwer, vielleicht unmöglich geweſen ſeyn würde, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, nach Osnabrück. Griffenſtein, der nach ſeinem letzten Briefe uns ſchon in Osnabrück erwartet hatte, fand uns noch nicht da, und wurde beſtürzt. Benning ſtellt ſich anfänglich, als wenn er ſelbſt an unſerer Ueberkunft zweifelte, redet oft von der Unſicherheit des Orts, und ſucht ihn zu bereden, daß er ſich nicht länger verweile. Griffenſtein, der nur an ſeine Geliebte denkt, fürchtet keine Gefahr, und iſt nicht zu bewegen. Vielmehr ſchreibt er noch über Bremen nach Stade, und da die Erwartung der Antwort ihm zu langweilig dünkt, entſchließt er ſich, ſelbſt nach Bremen oder Stade zu reiſen; doch weiß der andere ſeine Reiſe immer zu verzögern;

zögern; bekennt am Ende ſeine Liebe zu meiner Niece geradezu, und verlangt, daß er ihm ſeine Rechte abtrete, als das einzige Mittel ſein Leben zu retten. Griffenſtein verwirft das nichtswürdige Begehren mit Verachtung. Wir kommen um ein paar Tage früher, als Benning erwartet hatte; der Menſch findet ſich durch unſere Gegenwart in Gefahr, alle ſeine Hoffnungen und Anſchläge vereitelt zu ſehen. Liebe und Verzweifelung reißen ihn hin, in einer Lage, wo es auf geſchwinden Entſchluß ankam; kurz, der Unglückliche macht an demſelben Abend in der Eile ſeine Anſtalten, und hat ſeinen Freund kaum verrathen, als ſein Gewiſſen ihm die Schändlichkeit ſeiner That vorſtellt. Er wünſcht das Geſchehene ungeſchehen, thut was er noch kann, und warnet und beſchwört ſeinen Freund, den Augenblick abzureiſen. Endlich beredet er ihn; aber es war zu ſpät. Die Wache kömmt, und bemächtiget ſich des unglücklichen Mannes, wie Benning ſelbſt ſagte, faſt dem Buchſtaben nach in deſſen

Arme.

Arme. Dieß iſt die abſcheuliche Geſchichte!

Man hat noch verſchiedene Briefſchaften unter den Sachen des Entleibten gefunden, und man ſagt, auch einige Papiere, die mich angehen. Gegenwärtig ſind ſie in den Händen der Obrigkeit, bey der ich mich melden werde, um ſie zu erhalten.

Ein und dreyßigſter Brief.

Auguſte an Eliſen.

Hamburg, den 23ten. Aus dem Gaſthofe London.

Nur ganz ruhig, meine Eliſe! Ihren Bruder will ich ſo gewiß wieder nach Lübeck zurück ſenden, als er itzt hier iſt; und Ferdiner ſoll mir Uhrfähde ſchwören! Umſonſt hab' ich mich dieſe drey Tage nicht in dem Gaſthofe London aufgehalten. Jedermann weiß, daß ich geradesweges von Lübeck gekommen bin; und

was

was meinen Vetter Larner und ſeines Bruders Frau betrifft, ſo ſind wir nur, da wir Zimmer an Zimmer logiren, Abends von acht Uhr bis Mitternacht Verwandte; übrigens kennen wir uns ſo wenig, wenn wir uns am hellen Tage begegnen, daß wir uns mit einem Knix und einem Reverenz abſpeiſen.

Verſteh ich mich ein wenig auf Vorausſicht, ſo reiſet der Major ſchon morgen. Leſen Sie nur, was ſich heute zugetragen hat.

Der Mann muß dieſen Gaſthof gewöhnlich beſuchen, oder er hatte auch in Lübeck vernommen, daß meine Verwandte herüber gereiſet wären, war ihnen gefolgt, und hatte den Thorzettel vom vorigen Tag geleſen. Dieß letzte iſt mir am wahrſcheinlichſten. Alſo war er geſtern hier: ich weiß aber nicht, was er gemacht hat; denn Philipp war eben unglücklicher Weiſe bey Ihnen in St. Georg. Vermuthlich hat er vorläufige Nachrichten eingezogen.

Heute

Heute war er als Mittagsgaſt wieder da. Sogleich ſtellet Philipp ſeine Perſon zur Schau. Allein der Major merkt nicht auf ihn: ein Beweis, daß er Philippen nicht mehr kennt. Er fragte ſogar in deſſen Beyſeyn den Miethlackeyen: ob hier neulichſt ein paar Damen aus Lübeck eingekehrt wären? Seit dem 20ten: antwortete der Lackey; und dieſer, auf Philipp zeigend, wäre der Diener der einen. Der Major öffnete ſeine Augen, um dieſen Philipp genau zu betrachten, kannte ihn aber doch nicht; und fragte nur nach dem Namen ſeiner Dame. Philipp nennete ihm denſelben. — Ob ich allein wäre? fragte er weiter. — Ganz allein, war die Antwort. — Wo denn die Dame geblieben wäre, welche ſich in Lübeck bey mir aufgehalten hätte? — Davon wüßte er nichts: es müßte vor ſeiner Zeit geweſen ſeyn. Er wäre noch nicht lange in meinen Dienſten. — Wie lange? — Ungefähr zwey Monate. — So lange ungefähr müßte die Dame auch da geweſen ſeyn. — Davon hätte er nichts gehöret,

höret, das wüßte er aber ſehr wohl, daß ſeine Herrſchaft gerade an dem Tage, wo er ſeinen Dienſt angetreten, eine von Hamburg aus nach Roſtock durchreiſende Dame in der Klockengießerſtraße bey der Wittwe Peterſen empfangen, und auf ein paar Meilen begleitet hätte. — So? fragte der Major nicht ohne Verwunderung, und ſahe Philipp an, als ob er zweifelte. — „Könnt' ich die Dame wohl ſprechen?“ fragte er weiter. – Philipp zweifelte gar nicht; fragt', ob er ihn melden ſollte, und unter welchem Namen? Der Major beſann ſich – „Major Teuenheim,“ ſagt' er endlich; und Philipp lauft ſchon die Treppe hinauf. — „Hör er doch, Patron,“ ruft ihm der Major nach, „laß er's heute lieber gut ſeyn! — Ein andermal.“ Damit geht er nach der Gaſtſtube zurück; dreht ſich aber geſchwind wieder um, und frägt: „Wie lange bleibt ſie?“ – „Nur ein paar Tage.“ – „Dann wieder nach Lübeck?“ – „Um Vergebung, erſt nach Grumbuy.“ — „Ha, ſo weiß ich ſchon! Hör' er doch, Ami; ſag' er der

Dame lieber nichts von mir. Sie würd' es übel nehmen, wenn ich ihr die Viſite nicht mache; und weiß Gott! ich habe ſo viele Geſchäffte! Ich will es in Lübeck wieder gut machen. Alſo nur einige Tage," frägt er noch einmal, „bleiben ſie hier?" — „Ich denke nicht länger, als den 28ten." — „Und dann erſt nach Grumbuy? — Er weiß wohl nicht, auf wie lange?" — „Auf vierzehn Tage, wenn ich recht vernommen habe." — „Ha!" ſagte der Major, und gieng ins Zimmer.

Was meynen Sie, wird er zurück reiſen?

Zwey

Zwey und dreyßigſter Brief.

Auguſte an Eliſe.

Hamburg, den 25ten.

Der Major iſt noch hier; Philipp hat ihn heute geſehen. Er hält ſich im ſchwarzen Adler auf, und muß alſo in dieſen Gaſthof nur ſo nach der Witterung hergeſtreift ſeyn. Orbens iſt gleichfalls da: beyde ſind zuſammen gekommen; alſo hoff' ich, ſie werden auch zuſammen wieder gehen. Philipp iſt auf Kundſchaft aus, zu erfahren, wie lange der letzte noch zu bleiben gedenkt? —

Mit Ferdinern hab' ich eine gute Stunde geſprochen, und hätte ihm gern noch eine Stunde zugehört. Der Mann — aber ich darf ihn ja Eliſen nicht erſt empfehlen! —

Er kam ohne meine Veranlaſſung in dieſe Auberge. Ich weiß nicht, ob er eine andere Perſon, oder mich ſuchte: doch glaub' ich das Letzte. Philipp ſagte mir ſchon vorgeſtern, daß ſein Diener ihm be-

gegnet wäre, der ihn angeredet und gefragt hätte: ob ſeine Herrſchaft gegenwärtig hier ſey? Philipp ſagte ja, und der Diener fragte nicht weiter. Heute, da ich von Ihnen zurück komme, und aus dem Wagen ſteige, bietet mir ein Herr die Hand. Ich nehme den Dienſt an, ſteige aus, und erkenne Ferdinern. Er führt mich zu meinem Zimmer, und entſchuldigte ſeine Etourderie in der Landſchenke auf der Reiſe nach Färmbüll. Der Irrthum, ſagte er, wäre ſo natürlich geweſen, daß er ihn nach der Zeit leicht noch einmal hätte begehen können. Sonſt pflege ſein Herz ihn nicht zu betrügen. Doch, ſetzte er hinzu, es hätte ihn auch nicht völlig betrogen: denn ob ich gleich nicht diejenige wäre, für die er mich angeſehen; ſo wüßte er doch, daß ich die erſte Freundin derſelben wäre.

Ich nöthigte ihn in mein Zimmer, und unſere Bekanntſchaft war bald gemacht. Ich dachte anfänglich, er wiſſe ſchon, daß Sie hier ſind, und ſtelle ſich nur, als ob er das Gegentheil glaube; allein hernach

fand

fand ich doch; daß er's nicht wußte. Er fragte: ob ich ſeit Kurzem keine Briefe von meiner Freundin hätte? — Ich antwortete lächelnd: ich hätte der Freundinnen, Gott Lob! mehr als eine. Von welcher er rede? — Von der, antwortete er, die man für mich nehmen könnte, eben ſo leicht als er mich für ſie genommen hätte. — Wohl fühlt' ich das Compliment! Nie war mir eine größere Schmeicheley geſagt. Auch bekam er dafür eine tiefe Verbeugung. — Aber was würd' er von meiner Eitelkeit gedacht haben, hätt' ich mich merken laſſen, daß ich ſeine Vergleichung für ernſtlich gemeynt annähme? Nein, ich verſtand ſie nicht, liebes Kind, und ſagte:

„Meine Baſe, Sophie Althauſen, meynen ſie doch?“

Er bat um Verzeihung, daß er dießmal an die Althauſen nicht gedacht hätte: und nannte Ihren Namen.

Ich antwortete lächelnd: ſeit einigen Monaten hätten wir keine Briefe mehr mit einander gewechſelt.

„Die Urſache?“ fragte er mit der Miene der Befremdung.

„Die darf ich nun ſo geradezu nicht verrathen. Aber wenn ſie mir verſprechen auf Treue und Glauben, ſich einer gewiſſen Bedingung zu unterwerfen, ſo will ich ſie ſagen.“

Er erklärte ſich mit der Bedingung zufrieden, und ich wollte ihm ſeine Urfähde ſchwören laſſen; das heißt, er ſollte auf ſeine Ehre verſichern, daß er nicht den geringſten Verſuch machen wollte, meine Freundin weder zu ſehen, noch an ſie zu ſchreiben. —

Das wäre eine zu harte Bedingung, ſagte er: zumal in derjenigen Lage, worin er ſich gegenwärtig, gewiß nicht durch ſeine Schuld, befände. Es wäre faſt nothwendig, daß er Sie ſehe; wenigſtens Ihnen ſchriftlich gewiſſe Vorfälle erzähle.

Ich wollte die Bedingung denn etwas gelinder machen, ſo aber müßte ſie nothwendig bleiben. Sehen müßte er Eliſen vorerſt durchaus nicht; wenn er aber ſchreiben wollte, ſo könnte der Brief durch

meine

meine Hand geben. Das verſprȧch' ich ihm, ſeine treue Mittelsperſon zu ſeyn.

Er fieng an, zu accordiren: endlich verſprach er feyerlich auf ſeine Ehre, überall keinen Verſuch zu machen, der meiner Bedingung entgegen wȧre, wenn ich ihm nur mein Wort gȧbe, daß er Sie zu einer ſelbſt beliebigen Zeit ſehen ſollte. Darauf gab ich ihm meine Hand; und nun erzȧhlt' ich ihm, daß ich Sie auf der Reiſe nach Roſtock aufgegriffen, begleitet, und ohne Ihr Wiſſen einen andern Weg zu einer gemeinſchaftlichen Freundin geführt hȧtte, wo Sie ſich endlich hȧtten bereden laſſen müſſen, vor der Hand zu bleiben, und wo ich Sie von Zeit zu Zeit beſuchte.

„Zu Grumbuy?“ fragte er mit auffallender Neubegierde.

Ich betheuerte, weder zu Grumbuy, noch zu Lübeck. Mehr dürfte ich nicht ſagen: auch kȯnn' ihm genug ſeyn, was ich verſprochen hȧtte.

Er bȧte denn nur, daß die Erfüllung meines Verſprechens nicht lange aufgeſchoben würde, und gelobte noch einmal, ſo

lange ruhig zu ſeyn. — Das war der Inhalt unſerer Unterredung. Ich zweifele nicht daran, daß er ſein Wort halten wird. —

Nun iſt auch Philipp wieder zurück gekommen mit der Nachricht, daß Orbens und der Major morgen zurück reiſen. Der letzte kann wohl nicht anders glauben, als daß Sie in der That in Roſtock ſind; und um ihn in ſeinem Irrthum zu erhalten, wird es gut ſeyn, daß ich meine Verwandtin begleite, und mich einige Tage öffentlich in Lübeck ſehen laſſe. Ohne Zweifel wird er gleich nach Roſtock ſchreiben. Erhält er denn die Antwort, daß Sie nicht da ſind; ſo kann es kaum fehlen, daß er Sie abermal bey mir ſuchen wird. Bin ich aber hier; ſo wird er nicht ruhen, bis er mich ausgefragt hat, und Ihr Aufenthalt wird ihm ſchwerlich verborgen bleiben. Sieht er mich hingegen in Lübeck; ſo mag er mich dort immer überfallen; er wird Sie nicht bey mir finden, und wieder irre werden.

Dieß,

Dieß, dünkt mich, iſt das beſte. Eine Zeit von acht bis vierzehen Tagen iſt lang genug, die Maskerade auszuſpielen; und Sie haben indeß keinen Ueberfall zu befürchten: denn auf Ferdinern verlaß ich mich gewiß.

Drey und dreyßigſter Brief.

Auguſte an Sophie.

Hamburg, den 26ten.

Ich ſchreibe Ihnen aus dem Gaſthofe London: denn Baſe Larner und ich haben auf einige Tage unſere Wohnungen umgetauſcht. Sie zog bey Eliſen, und ich zog hier in ihr Zimmer ein; ſo bekam ſie mehr Bequemlichkeit, mit Eliſen vertrauter zu reden, und ſie nach und nach zu ihrem Antrag vorzubereiten: ich aber, den Major, der ſeine verlorne Stiefſchweſter mit großer Emſigkeit wieder ſucht, durch ein Blendwerk von der rechten Spur zu locken, und wieder nach Lübeck zu

ſchicken. Das letzte iſt nach Wunſch gelungen; das erſte ſchlug ſo aus — wie ich Ihnen voraus geſagt hatte. Der wichtigſte Tag, worauf unſere Anverwandten ihre Hoſſnung geſezt hatten, war geſtern. Alſo nur etwas von der Geſchichte dieſes Tages!

Wir waren alle, unſer guter Vetter, unſere Baſe, und ich bey Eliſen verſammlet; und die erſten, vorzüglich die Mutter, ſtellten ihre Sache ſo dringend und beweglich vor, daß ich nicht ſehe, was ſie noch mehr ſagen oder thun könnten. Ich ſpielte die ſtumme Perſon. Denn ich habe, wie Sie wiſſen, Eliſen einmal mein Wort gegeben, neutral zu bleiben; das mußt' ich halten. — Es war ein rührender Auftritt!

Weil die Verſammlung einige Veranlaſſung haben mußte, hatte ich meine Verwandte zu Mittag gebeten. Anfänglich ſprach man von gleichgültigen Dingen. Ich bemerkte aber die ganze Zeit über die Beklemmung der Mutter und ihre Ungeduld auf die Hauptſache zu kommen von

der

der einen, und Eliſens Aengſtlichkeit und Beſorgniß, daß ſo ein Auftritt kommen würde, von der andern Seite. Jene warf immer einen fragenden und bittenden Blick auf dieſe: dieſe blickte wiederum die andere mit wahrem Mitgefühl und inniger Theilnehmung an. In den Augen Eliſens war deutlich die Frage nach dem Befinden des unglücklichen Sohns, die ſie nicht wagte mit Worten zu thun: in den Mienen der Mutter war ungefähr das furchtſame zweifelnde Hülfebegehren eines Kranken, der ſeinen Zuſtand fühlt, und ſeinen Arzt mit Furcht und Vertrauen anſchauet. Mit dieſen Blicken begegneten ſie ſich oft, lächelten ſich dann voll Wohlwollen zu, und ihre Hände kamen einander entgegen, ſich zu drücken.

Nach der Mahlzeit ſetzte ſich unſer Larner Eliſen zur Linken, unſere Baſe hatte ſich ihr zur Rechten geſetzt, und Eliſens Hand in die ihrige gelegt. Ich ſaß ihnen gegenüber. „Schade,“ ſagte ich, „daß Vetter Larner, und Dankwart nicht hier ſind, um die Hauptperſonen unſerer ganzen

zen Familie zuſammen zu haben!“ Dieſen Anlaß ergriff unſer Vetter, die Unterredung auf die Sache zu leiten.

„Sie ſind ſo gut, als hier,“ ſagte er: „denn ſie müſſen mich für drey Perſonen anſehen. Hier iſt meine Vollmacht von meinem Bruder, und hier von Vetter Dankwart. Wenn ſie erlauben, will ich meine Creditive ihnen leſen,“ ſetzte er hinzu; „denn ein Abgeordneter muß ſich qualificiren.“ Er ſetzte ſeine Brille auf, und las erſt die eine, dann die andere. Die erſte beſtand in einem Auftrage des Vaters an ſeinen Bruder, ſeine Stelle zu vertreten, mit der Mutter gemeinſchaftlich bey Eliſen für ſeinen Sohn anzuhalten, alle Bedingungen, die ihr belieben würden, anzunehmen, und den Ehecontract, falls ſie ihn ſchließen wollte, in ſeinem Namen zu unterſchreiben. Der Auftrag Ihres Bruders war ein Billet, worin der Onkel gebeten wurde, ein eingeſchloſſenes Schreiben Eliſen zu übergeben.

Als Larner das erſte geleſen hatte, wandte er ſich an Eliſen, und ſagte: „alſo ſehen ſie, daß wir eine Geſandtſchaft ausmachen, die im Namen einer geſammten Familie kommt. Ich rede alſo mit allen denen Münden, die in der Sache zu reden haben. Wir wünſchten gute Antwort zurück zu bringen, und ſind gewiß, daß wir dann dem einzigen, der unſern Namen fortpflanzen könnte, Hoffnung der Geneſung und des Lebens, und den übrigen allen Ruhe, Friede und Glückſeligkeit zurück bringen. Das iſt, bey Gott! alles werth, was wir in unſerm Vermögen haben! Es kömmt vielleicht ſehr auf die gute Art des Vortrags an. Weil ich nun weiß, daß mein Vetter beſſer zu reden verſteht, als ich; ſo bitt' ich ſie, ſeinen Brief für mich reden zu laſſen.“

Eliſens Wangen glüheten von einer feurigen Röthe, und ihre Bruſt arbeitete. Sie nahm den Brief mit Unentſchloſſenheit an. Ihre Augen ſanken nieder. Sie wußte nicht, ob ſie ihn erbrechen ſollte. Dieß machte eine kurze Pauſe, wo niemand

mand ein Wort ſprach. Die Augen der Mutter hiengen indeß an den Augen Eliſens. Sie ſaß mit dem Geſicht hingelehnt nach ihr, als wollte ihre Seele ſich dem Munde Eliſens nähern, um die erwünſchte Antwort geſchwinder zu vernehmen. Die Bewegung ihrer Bruſt zeigte, wie ihr Herz klopfte, und ihre Hand lag noch in Eliſens. Endlich konnte ſie das Erwarten nicht mehr aushalten. Sie floß auf einmal in Bitten über, ehe noch Eliſe ein Wort geantwortet hatte.

„Da ſieht man die Mutter!“ ſagte unſer Larner. „Tante,“ fuhr er fort, „das war wider unſere Abrede. Sie ſollten den Brief erſt leſen laſſen.“

„O! ich fühle,“ ſagte ſie, „daß ein Brief das Anliegen eines mütterlichen Herzens ſo nicht ſagen kann, wie die Mutter ſelbſt! Niemand, theure Mamſel, fühlt meine Leiden ſo ſehr, als ich. Ich kann ſie am beſten ſagen; wo nicht mit Worten, doch mit meinen Thränen, und mit allen denen Zeichen des Kummers, die ſie an mir ſehen. O! betrachten ſie denn die-

ſe Mutter. Dieſes verfallene bleiche Geſicht iſt nicht ſo durch Alter, ſondern durch Gram und Furcht, mein Kind zu verlieren, die mich nun ſchon ins zweyte Jahr ängſtigen. Alles in und an mir wird Zunge, ſie einmüthig um Erhörung meiner Bitte anzuflehen.“ Bey dieſer Rede hatte ſie Eliſens Hand auf ihr Herz gelegt, und drückte ſie feſt an.

„Meine theure Madam,“ ſagte Eliſe, „warum kann ich nicht — ich leide unbeſchreiblich, daß ich — ich kann das Wort nicht ausſprechen, was ſie mir abdringen wollen! — Darf ich ſie bitten, darf ich ſie beſchwören, erlaſſen ſie mir die Nothwendigkeit? — Meine Auguſte ruf' ich als Zeugin, wie innig ich ihre Leiden mit ihnen theile, und als Fürſprecherin, wie unmöglich es mir iſt — — o laſſen ſie mich die Worte zurück behalten.“

„Darum bitt' ich, darum bitt' ich!“ ſagte der Onkel, der Eliſens Hand angriff. „Behalten ſie dieſe Worte zurück, die wir erwarten konnten, und müßten, wenn wir uns an ihr Herz wendeten, und

Liebe forderten für den, der noch keine hat verdienen können. Nein, wir wenden uns zwar an daſſelbe Herz; aber ſeine Großmuth, ſein Wohlwollen, ſeine Menſchenliebe, ſein Mitleiden ſoll zuerſt reden; und dieſe, dieſe Entſcheidung ſprechen ſie aus!“

„Will nicht immer,“ erwiederte Eliſe, „das ganze Herz entſcheiden? mit allen ſeinen Schwachheiten, die darin ſind? Und immer mehr für dieſe Schwachheiten, als für den edlen und beſſern Theil ſeiner Neigungen?“

„Wir haben ſie freylich zu ſehr beleidiget, und zu wenig verdient,“ ſagte die Mutter, „daß auch für uns noch in dieſem Herzen Neigung und Wohlwollen übrig ſeyn könnte. Aber ich bitte, vergeben ſie dem Vater um des unglücklichen Sohnes, und um der leidenden Mutter willen!“ —

„Kein Wort von Beleidigung, theuerſte Madam,“ erwiederte Eliſe, „kein Wort von Vergebung. Ich bitte, ich bitte inſtändigſt, kränken, beſchämen, demüthi-

müthigen ſie mich nicht durch dieſe Worte! — Gewiß, wenn ihre geſammte Familie meine größten Wohlthäter wären; mit der wärmſten innigſten Dankbarkeit würd' ich, was dieſe Sache betrifft, nicht mehr vermögen. Und iſt nicht hier," ſetzte ſie lebhaft hinzu, indem ſie ſich an den Onkel wendete, „iſt nicht hier in der That einer meiner edelſten Wohlthäter? Wann unter uns jemand um Vergebung zu bitten hat; gewiß, gütiger Mann, ſo iſt es dieſes vaterloſe, unglückliche, ſchwache Mädchen, das in dieſem Augenblick den Schmerz fühlt, undankbar gegen ſie ſcheinen zu müſſen."

„O! Gott!" ſagte die Mutter mit zuſammengefalteten Händen. „O mein Gott; wenn ich ſie nicht erbitte!" — Der Angriff auf Eliſen wurde von dem Onkel und ihr lebhafter: Eliſe war gerührt, aber blieb unerbittlich. — Als die Mutter ihre Hoffnung verloren ſahe; ſtand ſie auf, gieng in großer Bewegung das Zimmer hinunter, und ſagte: „Alſo iſt nun keine Hülfe mehr! Wie ſoll ich dieß

Elend ertragen? — Mein Sohn, mein einziger geliebter Sohn!“ — Dann kam ſie wieder zurück zu Eliſen, umfaßte ſie und ſagte: „laſſen ſie ſich erbitten!“

„Meine theuerſte Madam,“ erwiederte Eliſe, „wenn ſie den Zuſtand meines Herzens wüßten — wie unmöglich es geben kann, was es ſo gern gäbe!“

„Unmöglich?“ ſagte die Mutter, und ſank vor Eliſen aufs Kniee: „O! bedenken ſie, es koſtet ſein Leben! Bedenken ſie, daß ich ihn unter meinem Herzen getragen habe!“

Eliſe, die ſich dieſer Demuth von der Mutter nicht verſehen hatte, wurde deſto mehr gerührt. „Wie beſchämen ſie mich,“ ſagte ſie, indem ſie neben ihr hin kniete, und ſie umarmte. „O! theure Mutter eines guten Sohns, was iſt Menſchenhülfe? Wir alle können nichts, um ihn zu erhalten, als beten! Hier laſſen ſie uns zuſammen liegen und zu dem beten, der es allein vermag!“ — —

Der Auftritt wurde faſt zu lebhaft. Der Onkel ſahe, daß die Sache mehr Zeit

haben

haben wollte. Er hub die Mutter auf, wie ich Eliſen: „Liebe Baſe,“ ſagte er, „gutes Ding will Zeit haben. Sie quälen eine die andere. Schonen ſie ſich. Wir wollen vorerſt zufrieden ſeyn, wenn wir nur das Verſprechen erlangen, daß Eliſe auf eine kurze beliebige Zeit nach Lübeck kommen, und unſern Kranken beſuchen will.“

„Wollen ſie das?“ fragte die Mutter, Eliſen umarmend, „nur das?“

„Ich will gern alles,“ antwortete ſie, „alles, was ich vermag.“

„Und das vermögen ſie!“ ſagte ich.

„Aber die einzige Bitte,“ ſagte Eliſe, „müſſen ſie mir gewähren, nicht ſo einen Auftritt wieder!“ — — —

So war der Ausgang, Sophie. Ich wollte, Sie hätten dabey meine Stelle vertreten: nicht weil ich glaube, daß Sie mehr gethan haben würden, als ich that; ſondern weil ich mich ſeitdem ſo getheilt fühle, daß ich ſelbſt nicht weiß, weſſen Partie ich nehmen ſoll.

Der Onkel hatte den Ehecontract bey ſich, der, wenn Eliſe ſich hätte bewegen laſſen, auf der Stelle ſollte gezeichnet worden ſeyn. Er wies ihn mir, und wollte ihn Eliſen übergeben. Allein ich widerrieth es; denn ich bin verſichert: wenn ſie ſich noch entſchließen ſollte; ſo geſchieht es aus keinen andern Bewegungsgründen, als denen, die ſchon gebraucht ſind; das iſt, der bloßen Vorſtellung, daß ſie dem jungen Menſchen das Leben, der Mutter ihren Sohn erhält, und dem würdigen Oheim gefällig iſt. Gäbe man ihr den Ehecontract, der ſo ſehr vortheilhaft für ſie eingerichtet iſt, daß ſie, außer dem, was ihr auf den Sterbefall des jungen Menſchen, auch alsdann ſchon, wenn ſie nur verlobt, und noch nicht einmal getrauet ſind, von dem Vater ausgeſetzt worden, auch von dem Oheim noch zur Beſitzerin von Lindendorf erklärt wird, gäbe man ihr, ſag' ich, dieſen Contract; ſo weiß ich gewiß, der Gedanke, daß ſie nun ſcheinen könnte, ſich aus Eigennutz entſchloſſen zu haben, der Gedanke allein

würde ſie bewegen, ſich nicht zu entſchlieſſen. Der Onkel gab mir Beyfall; alſo hat ſie den Contract nicht geſehen, und muß ihn durchaus nicht ſehen.

Beſſer iſt es, daß ſie den Brief ihres Bruders hat, der völlig ſo eingerichtet iſt, wie er ſeyn ſoll. Sie hat ihn geleſen; aber noch kein Wort davon geſprochen. Ich denke, ſie wird ihn beantworten; der Inhalt deſſelben kann Ihnen ja wohl nicht unbekannt ſeyn.

Uebrigens muß ich, nach der Ausſage des Onkels, fürchten, geſetzt auch, Eliſe ſollte ſich noch entſchließen, daß es bereits zu ſpät iſt. Der Onkel fürchtet, daß die Geſundheit des Kranken immer abnehmen werde, wie die Aufdämmerung ſeines Verſtandes zunimmt. „Güldenſtein,“ ſagt er, „giebt nicht viel Hoffnung.“ — Gott gebe denn einen deſto beſſern Erfolg! —

Unſere Verwandte bleiben noch einige Tage hier; wie lange, weiß ich noch nicht. Die Mutter kann ſich mit dem, was ſie von Eliſen erhalten hat, wie es denn auch wenig iſt, noch nicht recht beruhi-

ruhigen, und hofft noch immer mehr zu gewinnen. Sie wird es doch ſchwerlich erlangen; wiewohl die längere Bekanntſchaft nicht ſchaden kann. — Sobald ſie zurück kommen, ſehe ich Sie auf Grumbuy.

Vier und dreyßigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 26ten.

Und wäre ſie denn auch verführt; dennoch könnt' ich ſie lieben! dennoch ſie zu der meinigen erwählen; wär' es auch alles ſo, wie ich vermuthe: nur daß ſie mich wieder liebte, — und künftig mich allein — ſo unbeſchreiblich gefällt ſie mir! — Gefällt ſie mir? Welch ein Ausdruck für eine Liebe, der die Sprache den Ausdruck ſchuldig bleibt? — Und dann — Ein andermal! —

Eben ſtand ſie in ihrer gewöhnlichen vertraulichen Stellung neben mir, die

mich ſo ganz hinreißt, ihre Wangen mit unſchuldiger Roſenfarbe geröthet; und ihre Augen fragten: ob ſie mir ein Herzensgeheimniß entdecken dürfte? Das riß mich hin.

„Rede, liebes Mädchen,“ ſagt’ ich, und legte die Hand auf ihre Wange, „rede! Sage mir alles, was dein liebes Herz beunruhiget; und ſollteſt du auch mit jedem Worte zehnfachen Kummer in das meinige übertragen: wenn es dich nur erleichtert; ſo will ichs gern für dich leiden!“

„Lieber Bruder,“ erwiederte ſie, und ſenkte ihre glühende Wange vertraulich an die meinige, indem ſie mich mit beyden Händen umfaßte: „ich habe vorerſt nur noch einen Kummer, der mich quält. Ich habe eine Freundin beleidigt, von der ich Vergebung erbitten muß. Wenn ich ruhig ſeyn ſoll; ſo ſuchen ſie von meiner Mutter Erlaubniß, daß wir morgen auf die Nachbarſchaft fahren. Ich will dann ſchon ſagen, wohin ſie mich führen ſollen.“

Sie wollte! Was könnt' ich ihr verſagen? Alſo fahren wir morgen zuſammen, ich weiß nicht, wohin?

Fünf und dreyßigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 28ten.

Alle meine Wachſamkeit, das unſelige Geheimniß vor Juli n verborgen zu halten, meine Freude, daß es mir bisher gelungen war, und meine Hoffnung, die Sache mit Luiſens Mutter durch Hülfe unſers guten Predigers endlich noch gütig beyzulegen, iſt mir ehegeſtern auf einmal vereitelt! Julie hat alles erfahren, gerade auf die ſchlimmſte, auffallendſte Art, wie ſie es immer hätte erfahren können; ganz unerwartet, ohne alle Vorbereitung, und um alles auf einmal zu ſagen, von Luiſen ſelbſt. Ermeſſen Sie ſelbſt die Wirkung auf Julien! Ich befürchtete, daß es ihr Leben koſten würde.

Wir ſaßen im Vorſaal gegen die Zeit der Abenddämmerung; ſprachen von mancherley, endlich auch von dem Schickſale der Walsborn, die wir denſelben Nachmittag von Auenbrügge erwartet hatten, wo ſie ſich bey dem Prediger aufhält, und die Ueberkunft des Hauptmanns erwartet. — „Er hat ihr Nachrichten zu überbringen verſprochen,“ ſagte Julie, „welche all' ihr voriges Leiden vergüten ſollen. Welche Nachrichten können das ſeyn? fragte meine Caroline. Ich mögte auch ſo fragen.“

Wenn der Hauptmann von Anträgen geſchrieben hätte, antwortete ich; ſo wollt' ich ſagen, es wäre ein Heirathsantrag. Denn Sie ſchrieben mir,*) daß der Hauptmann gleich in den erſten Augenblicken der Bekanntſchaft, ein ſehr warmer Verehrer der Walsborn war. Julie gab durch ihre Miene zu verſtehen, als glaubte ſie nicht, daß ſie ſich wieder verheirathen würde.

 „Das

*) S. Th. 2. Br. 21.

„Das Alter des Hauptmanns iſt freylich wohl zu ungleich;“ ſagt' ich.

„Des Alters wegen!“ verſetzte Julie.

„Das denk ich auch;“ fuhr ich fort. „Ich kenne manche ſehr glückliche Ehe auch unter Perſonen von ziemlich ungleichen Jahren. Auch muß Caroline etwas für ihr Kind aufopfern.“

„Wie ich ſie kenne,“ erwiederte Julie, „ſo kann ſie nicht vergeſſen!“

„Das wäre ihr aber zu wünſchen;“ ſagt' ich.

„So denken ſie,“ antwortete Julie, indem ſie mir lächelnd die Hand drückte; „ſo denken ſie, und vielleicht jede andere Perſon. Aber gewiß, Lotte, was ihr in dieſen Umſtänden zu wünſchen, oder nicht zu wünſchen iſt, das weiß keine andere Seele, als ſie ſelbſt.“

„So will ich meine Worte ein wenig verändern, und ſagen: es wäre zu wünſchen, daß Caroline ſelbſt wünſche, vergeſſen zu können!“

„Wer das wünſchen kann, dem iſt ſchon ſo gut als geholfen;“ ſagte Julie. „Auch

hätte

hätte ſie dann nicht außerordentlich gelitten. Den Mann überleben iſt ein ziemlich gemeines Schickſal!“

„Aber die Art ſeines Todes!“ erwiederte ich.

„Einer leidet im Sterben mehr, der andere weniger;“ antwortete ſie. „Ich denke, was wir einen gewaltſamen Tod nennen, fällt nur uns, den Zuſchauern, härter auf. Was aber den Sterbenden ſelbſt betrifft; ſo hat er viel, wo nicht alles, gewonnen, wenn er Zeit gewinnt, ſich mit dem Gedanken des Todes vertraut zu machen. Sterben, wenn noch alle die Fäden, die uns an die Welt feſſeln, feſt halten, und alle auf einmal zerriſſen werden, ja, das mag den Tod ſchwer machen. Aber der Gefangene, der auf den Tod ſitzet, und ſo auch der Leidende und Kranke, der ſein Ende nahe voraus ſiehet, für den hat jeder Augenblick eine Sichel, einen dieſer Fäden nach dem andern ſanft abzutrennen; *) und dann ſtirbt er weni-

ger

*) Ein Gedanke Young's in ſeinen Nachtgedanken.

ger für ſich ſelbſt, als für das Auge des Ueberlebenden.“

„Das wohl:“ erwiederte ich; „aber Caroline war eben die Ueberlebende.“

„Aber wenn ſie das wünſchen könnte,“ ſagte Julie, „was ſie wollten; ſo fühlte ſie ja auch, daß ſie für einen andern leben könnte; und ſo war's nur ein vorübergehendes Leiden.“

„Wünſchen ſie denn,“ fragte ich, „daß es ein immer dauerndes ſey?“

„Ich weiß nicht, was ich ihr wünſchen ſoll:“ ſagte ſie. „Meynen ſie indeß nicht, daß auch Süßigkeit im Leiden iſt? Dem Traurigen iſt nichts angenehmer, als ſein Kummer.“

„Das iſt wieder in ihrer eigenen Manier. Für dieſen Abend genug davon. Itzt wollen wir in die freye Luft, und den Mann im Monde ſehen.“ Mit dieſen Worten ſtand ich auf, legte Juliens Hand in meinen Arm, und wollte mit ihr hinaus.

In demſelben Augenblick wird die Thür geöffnet: es kömmt ein Frauenzimmer mit

ver-

verſchleyertem Geſicht herein; Julie ruft: „meine Caroline!“ und indem ſie ihr entgegen eilt, ſchlägt die Fremde den Schleyer zurück, und ich erkenne ſie. „Es iſt Luiſe!“ ſagt' ich. „Gott Lob! daß wir ſie wieder haben! Wie leben ſie denn, mein Kind?“ — Luiſe antwortet mir nicht, fällt Julien zu Füßen, umfaſſet ihre Kniee, und bittet ſie mit Thränen um Vergebung. Julie verſtehet nicht, was dieſer Auftritt bedeutet, hält es für eine neue Anwandlung der Krankheit, ſiehet bald mich, bald Luiſen mit Befremdung an, umarmt ſie, und will ſie aufheben. Aber ſie will nicht aufſtehen, wiederholet ihre Bitte dringender, redet von Ferdinern, bezeugt ſehr lebhaft ihren Unwillen über das Verfahren ihrer Mutter, und betheuret, daß ſie keinen Antheil daran habe. Julie, die von der Geſchichte der Mutter nichts weiß, und Luiſen kein Wort verſteht, ſieht mich an mit weit größerer Befremdung als vorher, und frägt mich leiſe: was ſie ſage? Ob die Unglückliche vielleicht wieder ſchwärme?

Ich,

Ich, die Luiſens Worte nur gar zu wohl verſtand, faßte dieſen Irrthum Juliens auf, und ſagte zu Luiſen, zugleich in der Hoffnung, ſie werde meinen Wink verſtehen: „mein liebes Kind, beſinnen ſie ſich. Julie weiß nichts, als lauter Gutes von ihnen. Kommen ſie zu ſich ſelbſt!“ Allein es hilft nicht. Luiſe höret mich, oder verſteht den Wink nicht, und wird dringender in ihrer Bitte. „Ich ſchwärme nicht, Lotte!“ antwortete ſie; „ich ſchwärme nicht, liebſte Julie! Ich weiß, was ich ſage, fühle, fühle das Unrecht, das ich ihnen gethan habe, und ſtehe nicht auf, ehe ſie mir vergeben.“

Ich falle ihr immer in die Rede, und wiederhole meine Worte. „Verſtehen ſie mich denn nicht, meine liebe Luiſe? Ich ſage ihnen, Julie weiß von keiner Beleidigung. Ich bitte, beſinnen ſie ſich.“ Julie ſelbſt, noch immer in demſelben ihr ſo heilſamen Irrthum, umarmt Luiſen, verſucht abermal ſie aufzuheben, und ſagt ihr: „meine liebe Kranke, wir verſtehen ſie nicht. Wie könnten ſie mich beleidiget

haben?

haben? Gewiß, mein Kind, es iſt Einbildung, was dich beunruhigt!“ — Aber das alles umſonſt! Das gute Mädchen iſt ſo voll von ſeinem Vergehen, ſo außer ſich, daß ſie keinen meiner Winke verſtehet, nichts höret, liegen bleibt, Juliens Kniee feſter umfaſſet, in Thränen zerfließt, und immer dieſelbe Ausſage wiederholt.

„Nein, meine liebſte Julie, ich ſchwärme nicht: es iſt nicht Einbildung! Lotte, reden ſie doch! Lotte, ſie wiſſen ja, was ich ihnen geſchrieben habe: reden ſie, ſagen ſie doch Julien, die ich in der Seele beleidiget habe, daß nicht Ferdiner, daß ich allein die Schuldige bin. Sagen ſie ihr's doch, damit ſie mir vergebe, und erzählen alle die Umſtände. Ferdiner iſt unſchuldiger“ — —

„Ferdiner?“ frägt endlich Julie mit einer Miene, welche zeigt, daß ihr ein ſchreckliches Licht aufzugehen begann. „Ferdiner? was ſagen ſie, daß er ſey?“ —

„Unſchuldiger, als ich;“ antwortete Luiſe. „O! vergeben ſie wenigſtens ihm,

wo nicht mir! Meine Verantwortung iſt die ſchwerſte. Und dennoch, wenn ſie die Umſtände erwägen — die Reiſe — Liebe — Einſamkeit — der Ort — die Nacht — Lotte, ich bitte, erzählen ſie, was ich ihnen geſchrieben habe!" —

Endlich verſteht Julie mehr, als Luiſe ſelbſt ausgedrückt hatte. „Das iſt nicht Schwärmerey! Gott, ich verſtehe, was ſie ſagt! Verſtehe die Urſache des Tiefſinns und des geheimen Leidens meines Vaters! O! mein Gott! war es das?" ſagt ſie, und ringt ihre Hände. „Mein Gott! ich ertrag' es nicht!" ſeufzt ſie; erbleicht über dem ganzen Geſichte, und ſinkt mir als eine Sterbende in die Arme. Ich habe in der Angſt, worin ich bin, noch ſo viel Beſinnung das Haus nicht in Bewegung zu ſetzen, damit der Auftritt nicht noch weiter bekannt würde, faſſe alle meine Kräfte zuſammen, und bringe ſie, ohne Hülfe Luiſens, welche ſelbſt zu ſehr außer ſich war, in ihr Cabinet aufs Bette, wo ſie ſich aus einer langen Ohnmacht endlich

wieder

wieder erholt, und mich bittet, ſie einen Augenblick allein zu laſſen.

Ich hätte dieſe Zeit gern genützt, mit Luiſen, die ſich auf einen Stuhl hingeworfen, ihr Geſicht verhüllet hatte, und in Thränen zerfloß, Abrede zu nehmen, daß ſie ihrer Ausſage, wenn es noch helfen wollte, eine andere Wendung geben mögte: aber aus Beſorgniß für Julie hatt' ich nicht das Herz, mich von der Thür zu entfernen, die ich halb offen gelaſſen hatte, um ſie immer im Auge zu haben.

Das war denn freylich ein ſehr trauriger Augenblick für mich! Das liebe leidende Mädchen lag auf ihren Knieen, die Hände gefaltet, und das Geſicht, von dem die Thränen herunter ſtrömten, bald gen Himmel gerichtet, bald aufs Bette gedrückt. — So lag ſie länger, als eine Viertelſtunde, als ichs nicht mehr ausſtehen konnte, und wieder hinein gieng. Da wiſchte ſie ihre Thränen ab, und ſetzte ſich aufs Bette.

„So!“ ſagte ſie, und ſahe mich mit einer freundlich lächelnden Miene an, die mir durch die Seele gieng: „So! – Mir iſt ſchon leichter. Kommen ſie doch, meine liebe Lotte,“ fuhr ſie fort, und reichte mir die Hand entgegen, da ſie ſich noch einmal die Thränen abgewiſcht hatte. „Es iſt mir, als ob ich getraumt hätte. Ein übler Traum!“

„Aber doch nicht mehr, als ein Traum, der vergeſſen ſeyn muß, ſobald man erwachet:“ ſagte ich.

„Ferdiner!“ fuhr ſie fort, ohne bemerkt zu haben, was ich ſagte. „Er ſollte die arme unglückliche ſo gemißhandelt – ihrer Unſchuld beraubt haben! — War es nicht ſo? Lotte.“

Ich antwortete, ich hätte Luiſen nicht verſtanden. Sie hätte ohne Zweifel geſchwärmt.

„Es war auch wenigſtens ſo unglaublich, wie eine Schwärmerey;“ antwortete Julie. — „Was ſagte ſie noch alles? – Eine Reiſe — Welche Reiſe? ſagte ſie das nicht? — Die Liebe — die Einſamkeit

keit — der Ort — die Nacht — das ſtimmt ſehr wohl zuſammen. Wiſſen ſie noch, das ſagte auch Marie zu ihrer und ſeiner Entſchuldigung! — Arme Marie! — Liebe — Einſamkeit — der Ort — die Nacht, und dann die grauſame, grauſame That! — Nein, ſo zuſammenhängend pflegt man nicht zu ſchwärmen! — Sie ſagte auch, daß ſie ihnen geſchrieben hätte. Was hat ſie ihnen geſchrieben?“

„Ich bitte ſie, meine liebe Julie, wie könnt' ich darauf geachtet haben?“ antwortete ich.

„Ich mögt' es doch leſen,“ erwiederte Julie; „vielleicht finden wir darin deutlichere Spuren der Schwärmerey. Ich kann es nicht faſſen. — Sie ihrer Unſchuld beraubt! — Ferdiner! der edle Mann — O! ich glaubte immer, ſeine Seele wäre wie ſein Geſicht und ſeine Rede. Er ſprach! — er ſprach! — Lotte, ſprach er nicht, wie ein Engel? — Hätten ſie ihn gehört, als er mir das letztemal ſeine Verirrung bekannte! Mit welcher Bewegung! welcher Wahrheit! wel-

chem Gefühl ſeines Irrthums! — Und als uns Caroline ihre Geſchichte erzählte — wiſſen ſie es noch? — Doch ſie waren nicht dabey — Wie der Mann litte, als ſie erzählte, daß Walsborn Weib und Kind vergeſſen, und ein zwotes geheirathet hätte! Seine Augen ſtanden in Thränen. Er warf einen Blick auf mich — ich ſehe ihn noch! Seine ganze Seele war in dieſem Blicke! Es war, als wenn ſie mir ſagte: O! der treuloſe Mann! Aber wenn ich dich jemals vergeſſe! — Und nun — ein armes Mädchen, der Unſchuld beraubt! Und mich ſeine Braut — Wie groß wäre der Unterſchied unter dieſer That und Walsborns? — Ich kann es nicht faſſen, Lotte! So viel edles, ſchönes Mitgefühl, und dieſe Handlung, blos der Umſtände wegen — Reiſe — Einſamkeit — Ort — Nacht? Es iſt ungereimte Schwärmerey, ohne Zuſammenhang. Helfen ſie mir's zuſammen ſetzen, Lotte, und geben ſie mir den Brief.“

„Beſtes Kind," antwortete ich, „ich ſollte eine ſolche Schwärmerey wiederholen, um ſie um nichts und wider nichts zu quälen? Bedenken ſie nur dieß einzige; könnte eine ſolche Begebenheit wohl ſo lange verſchwiegen und unbekannt geblieben ſeyn?"

„Was das betrifft!" ſagte Julie. „Warum nicht? Haben ſie nicht gehört, was ſie ſagte: die Einſamkeit, die Nacht? — Dann redete ſie auch von ihrer Mutter."

Ich ſtellte mich, als wenn ich das nicht gehöret hätte, und fragte: „von ihrer Mutter?"

„Sie eiferte ſehr wider das Verfahren derſelben," antwortete Julie, „und betheuerte, daß ſie keinen Antheil daran nähme. Welches Verfahren? Ich denke, die Mutter hat es entdeckt, hat Gerechtigkeit verlangt — das iſt ja ſo billig! — hat ſich an meinen Vater gewandt. — Da verſtünd' ich denn ſeine Verlegenheit, ſeinen Unmuth, ſeine Sorge, alles, alles! Zwar er wollte mir's verbergen:

aber ich hab' es lange bemerkt! Ohne Zweifel hatte er auch von dieſer Schwärmerey Luiſens gehört; und mich dünkt, er hält's für etwas anders! — Aber ich bitte ſie, bitte ſie inſtändigſt, was will Luiſe ihnen geſchrieben haben? Sagen ſie mirs, meine Lotte, geben ſie mir den Brief. — Oder, mein Kind, wenn wir uns die ganze Schwärmerey noch einmal erzählen ließen? Ich bitte ſie, Lotte. Ich habe ja nun Stärke und Faſſung genug, alles aus ihrem Munde zu hören. Ich bitte ſie!"

In welcher Verlegenheit war ich nun! Ich wußte mir durch nichts zu rathen, als durch Aufſchub. — „Liebe Julie," ſagt' ich, indem ich ſie umarmte, „beruhigen ſie ſich nur auf heute. Morgen, mein liebes Kind, ich verſprech' es ihnen gewiß, morgen ſoll Luiſe alles wiederholen; wenn ſie morgen noch weiß, was ſie heute ſagt; und ſie werden ſehen, daß ſie geſchwärmet hat."

„Um Gottes willen nicht morgen!" erwiederte Julie, indem ſie voll Bewegung

aufſtand. „Da hätt' ich, wenns nur Schwärmerey war, welch' eine fürchterliche Nacht um nichts und wieder nichts! Iſt's aber mehr, als Schwärmerey, o ſo wird dieſe fürchterliche Nacht gewiß nicht ausbleiben, ſpät oder früh! — Und lieber früh, als ſpät! — Ich bitte, laſſen ſie mich meinen Willen haben," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit beyden Händen meine Hand ergriff. „Iſt Luiſe noch da?"

„Ich zweifle;" antwortete ich.

„Mein Gott!" erwiederte Julie, „ich habe ſie ja wohl nicht angefahren. Hab' ich, Lotte?"

„O! meine allerbeſte Julie," ſagt' ich, indem ich ſie mit Inbrunſt an mein Herz drückte, und die Thränen mir aus den Augen ſtürzten: „ſchöne, holdſelige, theure, theure Seele, ich bitte, ich beſchwöre dich, ſchone deiner! Nein, du Engel, nicht angefahren! O! wie könnteſt du jemanden anfahren?"

„Das wäre ja auch lieblos!" erwiederte Julie. „Und wenigſtens war in meinem Herzen kein Unwillen, keine Liebloſig-

keit gegen ſie. Aber ich war meiner Sinnen kaum mächtig. Vielleicht daß zufälliger Weiſe mein Geſicht" —

„Nichts, nichts! mein Kind, keine kränkende Miene!"

„Das erfreut mich!" ſagte Julie; „aber daß ſie ja komme, damit ich mich ſelbſt überzeuge. Ich bitte darum! — O! ſie ſollen ſehen," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mich lächelnd anſahe, „ſie ſollen ſehen, wie ruhig ich ſeyn werde."

Was konnt' ich, liebſte Leonore? Alle meine Vorſtellungen und Bitten halfen nichts. Ich mußte Luiſen herein führen, ohne ihr einen Wink geben zu können; denn Julie gieng ihr ſelbſt entgegen.

„Komm, meine liebe Leidende," ſagte Julie, als Luiſe ins Cabinet trat, und reichte ihr die Hand: „komm hieher neben mir, deine Hände in die meinigen; und, wenn du Faſſung genug haſt, ſo erzähle mir deine Geſchichte. — Oder nein! So eine Erzählung darf ich dir nicht zumuthen. Alſo keine Erzählung, keine Umſtände! Nur antworte mir, ob ich recht

ver-

vernommen habe? Du hätteſt Ferdinern geliebt?“

Luiſe weinte! und ſchlug erröthend die Augen nieder.

„Liebes Kind,“ ſagte Julie, „warum errötheſt du, und warum dieſe Thränen? Liebe iſt eine Leidenſchaft, die man ſich ſelbſt nicht geben, und wenn ſie denn da iſt, ſelten, ſelten überwältigen kann!“

Luiſe küßte Julien, ehe ſie's wehren konnte, die Hand, und bat um Vergebung.

„Was hab' ich zu vergeben?“ antwortete Julie. „Haben ſie nicht Freyheit zu lieben, wen ſie liebenswürdig finden? Was hab' ich denn zu vergeben? Sieh', mein Kind, das iſt eben, als wenn ich dich um Vergebung bäte: denn ich liebte ihn auch. Ach! wie unausſprechlich! wie unausſprechlich! Und er war's werth! — Aber weiter, meine Luiſe: ſagten ſie nicht auch, daß er ſie wieder liebte?“

Luiſe antwortete: das hätte ſie nicht geſagt; wiewohl ſie lange ſchwach genug geweſen wäre, ſich damit zu ſchmeicheln.

„Ach ja!“ ſagte Julie. „Man ſchmeichelt ſich denn ſo leicht! Ich ſelbſt habe mir lange ſo geſchmeichelt.“

„Aber,“ fuhr Luiſe fort, „ich erfuhr bald, daß er mich niemals geliebt hatte.“ —

„Sagen ſie das nicht,“ erwiederte Julie. „Ich ſage ihnen, ſie ſind ein liebenswürdiges Kind, und er“ —

„Er war Juliens Verlobter, die er, wie ich gewiß weiß, allein liebt,“ ſagte Luiſe.

„Es war eine Zeit,“ antwortete Julie, „wo ich auch wußte, daß er mich liebte. — Vielleicht daß er mich auch itzt noch werthſchätzet. Aber ich habe von einem Mann gehöret, der ein geliebtes Weib und ein gemeinſchaftliches Kind ſitzen ließ, und ein zweytes geliebtes Weib nahm. Die Männer, mein Kind, können lieben, und wieder vergeſſen: eine andere, eine dritte lieben, beyde wieder vergeſſen, und zur erſten wieder zurückkehren; alles, alles wie die Umſtände wollen! Siehſt du, das hab' ich gehört! Aber das hab' ich nicht

gehört,

gehört, daß ſich einer um Eine zu Tode geliebt habe! — Doch, daß ich nicht die Unwahrheit ſage, von Einem hab' ich gehört, hab' ihn ſogar ſelbſt gekannt, der ſo bis an den Tod liebte. — Er hieß Veit, und war ein geringer Bauknecht, mein Kind. *) Nun iſt er todt, der einzige Mann von der Art, den ich kannte. — Mannstreue! — Kennen ſie's, Luiſe? Kennen ſie's, Lotte?“

„Was? mein Kind,“ fragt' ich.

„Es iſt ein Kraut,“ antwortete ſie. „Seinen Kunſtnamen weiß ich nicht; auf deutſch heißt es, wie ich ſagte, Mannstreu. **) Kennen ſie es nicht?“

„Nein,“ ſagt' ich: „hab' auch noch niemals den Namen gehört.“

„Das glaub' ich;“ erwiederte Julie. „Es iſt ein ſehr ſeltnes Kraut: wenigſtens in unſern Gegenden. Es pflegt nur auf Bergen und Höhen zu wachſen. Ich dacht einmal, daß ichs gefunden hätte, allein

*) S. Th. 3. Br. 48.

**) Eryngium.

allein ich habe mich geirret. Wenns auf Grabhügeln wüchſe; ſo dächt' ich, wir fänden es auf Veits Grabe. — Daß ich mich nicht vergeſſe. Gewiß, meine Luiſe, gewiß Ferdiner muß dich geliebt haben. O! ich wollte nicht um die ganze Welt, daß er dich nicht geliebt, und doch ſo mit dir — du verſtehſt, was ich nicht gern wiederholen wollte. Aber habe ich dich verſtanden?“

„O! mein Gott!“ ſagte Luiſe, indem ſie Julien um den Hals fiel.

„Liebe,“ fuhr Julie mit ernſthafterm Geſichte fort, „es ſollte nicht geſchehen ſeyn! — Könnten ſie ſich in der unglücklichen Zeit ihrer Krankheit nicht eine Handlung eingebildet haben, die nicht geſchehen war? Ach! man hat zuweilen Träume, die ſich nicht wieder auslöſchen laſſen, ſo gewiß man weiß, daß es Träume ſind. So könnte ſich ja auch wohl in ihre empfindſame Seele eine ſolche Vorſtellung ſo tief eingeprägt haben, und durch die feurige Einbildung ſo täuſchend geworden

ſeyn,

ſeyn, daß ſie dieſelbe bald für Sache nahmen?“ —

Ich huſtete, räuſperte, bewegte mich, gab einen Wink über den andern, um Luiſen zu verſtändigen, daß ſie hier noch einlenken, und dieſe Frage mit vielleicht beantworten mögte: aber es half nichts. Das Mädchen war außer Stande, ſich zu beſinnen, und ſolche Winke zu verſtehen.

„Wollte Gott,“ ſagte ſie, „wollte Gott, es wäre nur das!“

„Ich denke, und hoffe doch,“ erwiederte Julie, „ſo war's! Denn wodurch könnten ſie ſich des Gegentheils überzeugen.“

„Durch einen Erfolg,“ antwortete Luiſe, „der — —“

„Einen Erfolg?“ fragte Julie, indem ſie aufſtand, Luiſens beyde Hände nahm, und ihr ſehr erſchüttert ſtarr ins Geſicht ſahe. „Einen Erfolg? Um Gottes willen, welchen Erfolg?“

„Gott! Wie kann ichs ſagen?“ antwortete Luiſe, und verhüllte ihr glühendes Geſicht.

„Ver-

„Verſteh' ich?" erwiederte Julie. „Verſteh' ich? — Ein unglückliches Geſchöpf?"

„Ich kann's nicht ausſprechen," antwortete Luiſe. „Ein unglückliches Geſchöpf, das der Kummer der Mutter zu früh getödtet hatte."

„Nun," ſagte Julie, und ſank aufs Bette zurück; „ſo! ſo!"

Ich hätte erſtarren mögen, als ich Luiſens Worte hörete. „Luiſe," rief ich? „Luiſe, wie ſchwärmen ſie! Sehen ſie denn nicht, wie ſie ihre liebe Julie quälen? Sie ſind irre, mein Kind, ſie ſind irre!"

„Wie können ſie das ſagen, Lotte?" ſagte Julie ſehr gelaſſen. „Es iſt ja alles ſo zuſammenhängend." Hierauf ſah ſie Luiſen gedankenvoll an, und ſagte nach einer Pauſe: „Nein, du gutes Kind, das war nicht Schwärmerey! Liebe — Liebe von beyden Seiten, Reiſe, Ort, Einſamkeit, Nacht! – Waren ſie jemals mit Ferdinern allein gereiſet?"

„Ein einzigmal:" ſagte Luiſe.

„Und

„Und das iſt ſchon ewige Zeit her,“ ſagt' ich; „ich glaube ſchon vor zwey Jahren.“

„Das wäre denn doch die Reiſe,“ antwortete Julie. „Und da waren ſie vielleicht ſo einſam zuſammen?“ fragte ſie Luiſen.

„Wir mußten in der Landwirthſchenke übernachten:“ antwortete dieſe.

„Nun ſo haben wir alles, Liebe, Reiſe, Ort, Einſamkeit, Nacht, die grauſame, grauſame That, und den Erfolg; alles, alles! — O Gott!“ rief ſie aus, indem ihr Herz zu voll war: faßte ſich aber gleich wieder, und ſagte, indem ſie Luiſen umarmte, mit der holdſeligſten Miene und dem gelaſſenſten Ton: „nun, meine Liebe, habe nur Geduld! Es kann noch alles gut werden, und ſoll gut werden. — Gute Nacht, mein Kind! Du haſt der Ruhe nöthig, und ich auch. Sey du nur ruhig, und laß mich — Nein, ich werde dir nicht im Wege ſeyn; ich fühle ſchon, daß ich — O! Gott! — Gute Nacht! gute Nacht!“ —

Luiſe, unvermögend ein Wort zu ſprechen, ſtürzte hin zu Juliens Füßen, wollte

te reden, konnte nicht, und bedeckte ihre Hand mit Küſſen und Thränen.

Julie hub ſie auf, und umarmte ſie. „Gute Nacht, gute Nacht!“ rief ſie ihr nach, als ich ſie aus dem Zimmer führte. —

Dieſen Auftritt hatten wir ehegeſtern. Julie hat in dieſen beyden Nächten wenig geſchlafen; gegeſſen hat ſie noch weniger. Der Schlag war deſto ſchlimmer, weil er ganz unerwartet kam. Ich beſorge, er hat einen der feinſten und hauptſächlichſten Fäden des Lebens zerriſſen. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen iſt, fällt ſichtbar ins Auge. Sie iſt in dieſen zwey Tagen mehr verfallen, als beynahe in der ganzen Zeit, die ihre Unruhen nun ſchon gedauert haben. Herr Wolmer hat zum Glück dieſe beyden Tage einmal auf Grumbuy, das andremal bey dem Prediger in Auenbrügge zu Mittage gegeſſen, und alſo Julien nicht viel geſehen. Morgen ſpeiſet er zu Hauſe, und ich fürchte mich ſchon vor ſeinen Fragen!

Sechs und dreyßigſter Brief.

Auguſte an Ferdiner.

Hamburg, den 30ten.

Wär' es nicht ſo hergebracht, und in den meiſten Fällen ſehr gut, daß wir uns gegen Ihr Geſchlecht ein wenig koſtbar halten; ſo hätt' ich Sie beſucht. Wäre unſere Freundſchaft ein wenig älter und vertraulicher; ſo würde ich Sie gebeten haben, mich zu beſuchen. Nun aber, wie die Sachen nach der Weiſe der Welt unter uns itzt ſtehen, könnte das erſte anſtößig und das andere unhöflich ſcheinen; und ſo bleibt mir kein anderes Vehikel übrig, als ein Billet, Ihnen, Herr Ferdiner, einen Wink zu geben, und einen guten Rath.

Der erſte iſt wichtig; und weil man nicht wiſſen kann, wie eilig? ſo durft' ich nicht warten, bis der Zufall abermal ſo gut würde, mir eine Gelegenheit, Sie zu ſehen, zuzuwerfen.

Ich weiß, daß zwiſchen Ihnen und dem Vater Ihrer Braut ein Misverſtändniß entſtanden iſt. Zwiſchen Ihnen und Ihrem Oheim läßt ſich zwar kürzer ſagen; aber ich wähle mit Fleiß den längern Ausdruck, und überlaſſ' es Ihrem Scharfſinn und Ihrem Herzen, zu verſtehen, und zu fühlen, warum?

Worin Ihr Misverſtändniß beſtehet? Wer von beyden die Schuld hat? — Das erſte weiß ich nicht, und das andere thut, denke ich, nichts zur Sache. Meiſtens iſt auf der einen Seite nicht mehr und nicht weniger Schuld, als auf der andern. Hätt' ich indeß zu ſprechen, ſo wären Sie ſchon für den unſchuldigen Theil erklärt: aber das gemeine Urtheil, wenn die Sache ſonſt nicht ſo klar ins Geſicht fällt, als der Sonnenſchein, ſpricht für den Schwiegervater, weil deſſen Tochter als Braut dem Schwiegerſohn und Bräutigam vieles recht machen ſollte, was ſonſt eben nicht recht war. — Wohlbedacht, kann ich auch nicht ſagen, daß dieſe Entſcheidung ſo unrecht wäre.

Dieß Misverſtändniß, beſorgt man ſehr, könnte vielleicht in Kurzem einen völligen Bruch veranlaſſen; dann würden ganz gewiß zwey Perſonen leiden, für die ich ſehr viel Partheylichkeit habe, und davon wenigſtens eine ganz unſchuldig iſt. Noch kommt ein andres Uebel dazu. Man beſorgt, daß auch eine dritte Perſon hineingeflochten werden mögte, die ich liebe, wie meine Schweſter. Damit hoff' ich, die Perſon, die ich verſtehe, genug bezeichnet zu haben. — Denn man glaubt wenigſtens bey Ihnen, verzeihen Sie, daß ichs ſo ſchlechthin wieder ſage, wie mirs geſagt wurde, einen unbiegſamen Eigenſinn zu bemerken, der wohl eine geheime Neigung zu Mishelligkeit hinter ſich haben könnte, und daraus entſtünde, daß Ihr Herz ein anderes Intereſſe — Drück' ich mich auch deutlich genug aus?

Dieß ſind, ſag' ich, noch zwar ſtille Beſorgniſſe ſolcher Perſonen, die Ihnen wohlwollen: aber ich befürchte, daß ſie laut werden! Meine Freundin ſcheint noch nichts davon zu wiſſen; ſollte ſie es aber

erfahren; ſo wäre mir nicht mehr möglich, das Verſprechen zu halten, was ich Ihnen gegeben habe. Dieß wäre noch nicht das Schlimmſte! Sie hat Anträge, — denn ich finde mich genöthigt, Ihnen in der Angſt mehr zu verrathen, als ich ſollte — Sie hat Anträge, — die ſie ohne andere hinzukommende Urſachen noch lange, lange zu überlegen haben dürfte, und ich zweifle, ob jemals annehmen würde? Sollte aber das Band zwiſchen Ihnen und Julien wieder zerriſſen werden, und irgend ein entfernter Verdacht der Schuld auf meine Freundin fallen, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß derſelbe Augenblick, wo ſie davon Nachricht erhält, auch auf der Stelle ihre Entſchließung beſtimmen wird.

Da hab' ich Ihnen, was ich zu ſagen hatte, ſo fein und ſo räthſelhaft geſagt, daß Sie, um mich zu verſtehen, vielleicht allen den Scharfſinn brauchen werden, den Sie beſitzen.

Einer Antwort bedarf es meinetwegen nicht. Alſo dürfen Sie ſich nicht weiter bemühen, als daß Sie den Inhalt meines

Billets

Billets wohl beherzigen. Fänden aber Sie für ſich noch einige Erläuterung nöthig; ſo hat mein Diener Befehl, Ihre Antwort mündlich oder ſchriftlich zurück zu bringen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen daran gelegen iſt, aber des guten Glaubens wegen, den ich mir von Ihnen wünſche, kann es nicht überflüßig ſeyn, Sie noch zu verſichern, daß ich Ihnen von Herzen gut bin.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Ferdiner an Auguſte.

Hamburg, den 30ten.

Selten eilt die Verpflichtung zur Dankbarkeit der Bekanntſchaft vorauf. Ich aber bin Ihnen Dank ſchuldig, ehe ich noch Ihren ganzen Namen zu nennen weiß. Das verſpricht mir eine Freundſchaft, die ich nicht genug werde ſchätzen können. Das erſte, was ich zu thun habe, iſt wenigſtens, daß ich Ihnen ſage,

wie ſehr Sie mich erfreuen und verpflichten. Dieß kann nicht beſſer, als mündlich, und für meine Begierde, es zu thun, nie geſchwind genug geſchehen.

Wenn Sie mir dieß erlauben, und zugleich Ort und Stunde beſtimmen; ſo wird einer meiner dringendſten Wünſche erfüllt ſeyn, und ich werde Gelegenheit haben, mich über das erwähnte Misverſtändniß zu erklären. Dann hoffe ich auch das Zeugniß der Unſchuld zu verdienen, das Sie ſo gütig waren, mir allein auf mein ehrliches Geſicht geben zu wollen.

Acht und dreyßigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 2ten April.

Mein Onkel iſt poſitiv: und ich bin's auch. Er will, ich ſoll, ſoll mich auf ſeine Fragen einlaſſen; und ich will's nicht. —— Wie wird der Ausgang ſeyn? —— Wie er geweſen iſt? ſollten Sie fragen. Oder können Sie nach folgender Erzählung noch eine neue Unterſuchung erwarten?

„Vetter,“ ſagte mein Onkel, der vermuthlich dieſer Sache wegen herüber gekommen war, und mich ganz unvorbereitet überfallen hatte, „Vetter,“ ſagte er dieſen Morgen nach den kurzen Empfangscomplimenten, „ſchriftlich kommen wir nicht aus einander, wollen wir's mündlich verſuchen?“

„Ich habe ſie nicht überzeugt?“ fragte ich.

„Darnach war ihr Brief nicht eingerichtet;“ erwiederte er. „Sie haben mich nicht überzeugen wollen.“

„Dennoch hab' ich gethan, was ich konnte:“ ſagt' ich.

„Das würde mir leid ſeyn!“ antwortete er: „denn dieß alles iſt ſo viel als nichts.“

„Ich habe doch geſchrieben, daß die Hiſtorie ein Weibermährchen iſt!“ erwiederte ich.

„Das iſt, wie man weiß, die erſte und letzte Antwort eines jeden Beklagten!“ ſagte er.

„Und wenn ſie wahr iſt, was verlangt man mehr von ihm?“ ſagt' ich.

„Wenn ſie wahr iſt!“ verſetzte er.

„So war meine:“ antwortete ich.

„Vetter,“ ſagte er, „ſie haben auch die Rechte ſtudirt. Wenn die Sache ins Gericht gebracht würde?“

„Ich wollte, ſie wäre da, mein Onkel.“

„Sie wäre ſchon da geweſen,“ erwiederte er, „wenn ich ihrer Ehre nicht geſchont hätte.“

„Ich danke für die gute Abſicht! Aber ich kann nicht ſagen, daß ſie in dem Gerichte, wo ſie itzt iſt, am beſten ſey:“ ſagte ich.

„Ich

LB Coburg

„Ich bewundere ihren Muth!“ antwortete er mit ziemlich bitterer Ironie. „Aber wenn ſie nicht etwas mehr haben, als Muth; ſo werden ſie ihren Proceß verlieren.“

„Etwas mehr, mein Onkel, allerdings! Ich habe auch Wahrheit auf meiner Seite.“

„Ich wünſche ihnen Glück dazu;“ ſagte er. „Dieſe Wahrheit würde denn hoffentlich die Probe gehalten haben; und da wär' es doch auf Frag' und Antwort angekommen.“

„Dießmal vielleicht nicht,“ erwiederte ich, „wenn ſie Klägerin oder Klägern nur abgewieſen hätten.“ —

„Die Mutter hat bey dem Prediger Einſage gethan:“ ſagte mein Onkel.

„Und der Prediger iſt ſo gütig geweſen, ſie anzunehmen?“

„Mußt' er nicht?“ fragte mein Onkel.

„Mußt' er?“ fragte ich.

„Wenn er nicht abgeſetzt werden wollte!“ ſagte er.

„Alſo ſtünd' es in jedermanns Belieben, ob ich getrauet werden ſoll, oder nicht?“ fragte ich. „Verzeihen ſie, wenn ich dieſe Gefälligkeit des Predigers nicht wohl begreife. Er mag die Einſage von einer Privatperſon annehmen. Nichts dagegen! Aber er weiſe ſie ſogleich nach dem Richter mit der Verwarnung, daß, wenn ihre Einſage nicht binnen einer beſtimmten Zeit gerichtlich beſtätiget wird, er die Trauung verrichte. Was hat ihm eine Privatperſon zu gebieten?“

„Wenn dabey ein Verſehen begangen wäre; ſo wäre es aus Fürſorge für ihre Ehre geſchehen. Die Frau drohete zu klagen.“

„Alſo muß ich wohl danken, wo kein Dank verdient iſt:“ antwortete ich. „Mag es ſo ſeyn! Aber warum wurde denn die Frau von dem Prediger nicht hernach ins Gericht gewieſen? Warum auch nicht von ihnen, mein Onkel?“

„Ihrer Ehre wegen, mein Vetter, ihrer Ehre wegen! Wenn ſie nun ins Gericht gekommen wäre?“

„Mey-

„Meynen ſie denn, mein Onkel, daß mein Gegner das gewagt haben würde? Eine Geſchichte, die ſo übel zuſammengeſetzt iſt, daß ſie das Gepräge der Erfindung und Verwerfung an der Stirne trägt?“

„Das haben ſie mir zwar geſchrieben,“ antwortete er; „und ich habe dieſes Gepräge ſorgfältig geſucht, aber nicht finden können. Wollen ſie meiner Langſamkeit nicht zu Hülfe kommen?“

„Geſetzt, der Anwald ſagte vor dem Protocoll alſo aus: Luiſe Brockhorſt, ein unbeſcholtenes wohlerzogenes Frauenzimmer, alt achtzehn Jahre, ſagte an dem und dem Tage — das Datum weiß ich nicht; gleichviel — im Jahr 1761. während einer Krankheit, die ihren Verſtand angriff — Nicht ſo, mein Onkel?“

„Sie hatte freylich geſchwärmt,“ ſagte er; „aber nicht in dem Augenblicke, wo ſie ausſagte.“

„Aber doch während ihrer Krankheit. Mehr ſagte ich ja nicht.“

„Gut, Vetter.“

Ich

Ich fuhr fort: „ſie ſagte während einer Krankheit, die ihren Verſtand angriff, an den Prediger aus“ —

„Und zwar im Beichtſtuhl!“ ſagte mein Onkel. „Belieben ſie das nicht zu vergeſſen!“

„Deſto ſchlimmer,“ ſagte ich.

„Ich denk's auch,“ antwortete er.

„Für die Ausſagerin, meyn' ich; was mich betrifft, deſto beſſer!“

„Hm!“ ſagte mein Onkel, „der Beichtſtuhl pflegt ſonſt nicht der Ort zu ſeyn, wo man Lügen ausſagt.“

„Doch iſt er der Ort,“ antwortete ich, „wo zu einem ſchwachen Kopfe der Aberglaube leichter Zugang findet, als an irgend einem andern.“

„Nur weiter!“ ſagte mein Onkel.

„Alſo,“ fuhr ich fort, „ſagte ſie während einer Krankheit, die ihren Verſtand angriff, im Beichtſtuhl, wo der Aberglaube zu einem ſchwachen Kopfe leichter Zugang findet — Und das vollends, mein Onkel, wenn das arme Mädchen nach Inquiſitionsweiſe — —“

„Dieſe Parentheſis könnten ſie weggelaſſen haben,“ ſagte er: „der Prediger iſt ein redlicher, frommer, gewiſſenhafter Mann.“

„Dafür halt' ich ihn ſelbſt:“ antwortete ich. „Nur haben wir Beyſpiele, daß die Geiſtlichen zuweilen neubegieriger ſind, als ſie ſeyn ſollten, und gern den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit erweitern. Gleichgültig! Indeß, ob Luiſens Ausſage Antwort, oder blos Ausſage war? das iſt nicht ſo gleichgültig.“

„Blos Ausſage, freywillige, unerwartete Ausſage!“

„Angenommen! Alſo ſagte ſie in beſagter Krankheit, am beſagten Orte, freywillig und ungefragt aus: — was?“

„Daß ſie von ihnen ihrer Ehre beraubt worden, Ort, Tag und Stunde! Das nicht zu vergeſſen!“

„Nichts ſoll vergeſſen werden,“ erwiederte ich: „auch das nicht, wie ſie mir ſchreiben, daß ſie zwar ausſagte, aber zugleich das Ausgeſagte dem Prediger als ein

ein Geheimniß anvertrauete. War es nicht ſo?“

„So war es; und deſto ſchlimmer für ſie!“ erwiederte er.

„So wären wir mit dem, was Luiſen betrifft, fertig, und können zuſammen nehmen. Geſetzt nun der Concipient lieſet dieſe Ausſage vor; (ich vertrat des Concipienten Stelle, und las ſie;) meynen ſie, daß von allen Richtern ein einziger nicht lächeln, und den Kopf ſchütteln würde über die Ausſage einer Perſon, die während der Zeit bekanntermaßen ſchwärmte? Eine Blödſinnige kann man bedauren, aber nicht ausſagen laſſen.“

„In guten Stunden, warum nicht?“

„Ich bitte um den Beweis,“ erwiederte ich, daß gerade die Stunde der Ausſage eine gute Stunde des heitern Verſtandes war? Zumal im Beichtſtuhl, da leicht der Aberglauben, oder wie ſoll ichs mit den beſten Worten nennen, überſpannte Gewiſſenhaftigkeit zu der Chimäre hinzu kam, die in der Seele des armen Mädchens einmal die Verwüſtung angerichtet hatte! —

Ferner

Ferner was bewog ſie, die Sache dem Prediger zu offenbaren?“

„Gewiſſensunruhe:“ ſagte mein Onkel.

„Die niemand leichter ſich macht, als einer, der ſchwärmet. Da haben ſie denn den erhitzten Kopf! Heiße Einbildung ohne kühlen Verſtand! — Und was war die Abſicht? Wo nicht eine böſe verdammte Abſicht gewiſſer Anſtifter, die das gute arme Kind zur Maſchine brauchten, oder, wie geſagt, Schwärmerey verbunden mit Aberglauben; ſo war's — gar keine. Was ſie von dieſen belieben, mein Onkel. Bosheit von Verläumdern, Aberglauben, oder Ausſage für nichts und wieder nichts; immer, immer haben ſie mehr oder weniger Schwärmerey; heiße Einbildung ohne kühlen Verſtand! — Auch war ja die Ausſage dem Prediger als ein Geheimniß anvertrauet?“

„Daraus ſehen ſie,“ ſagte mein Onkel, „daß ſie nicht daran dachte, ihnen zu ſchaden.“

„Wie kam es indeß, daß der Prediger ein anvertrautes Geheimniß wieder ausſagte?

ſagte? Wollte der mir ſchaden? Wer oder was bewog ihn dazu? Wer gab ihm Erlaubniß, es weiter zu ſagen? War ihm nicht Stillſchweigen auferlegt? Welche äußerſte Nothwendigkeit zwang ihn, es zu brechen? Wer ſagte ihn davon los?“ —

„Vetter,“ ſagte mein Oheim, „ſie haben die Rechte ſtudirt!“ Die Miene, womit ers ſagte, gab dieſen Worten eine ſchlimme Bedeutung. Es verdroß mich.

„Mein Onkel,“ ſagte ich, „nicht um eine ſchlechte Sache gut zu machen; ſondern um Verläumder zu überweiſen, daß ſie Schurken ſind!“

„Aber die Ausſage der Mutter nicht zu vergeſſen!“ ſagte er. „Eine unterſtützt die andere.“

„Eine zerſtört die andere,“ antwortete ich. „Wußte die Mutter von der Ausſage ihrer Tochter?“

„Kein Wort!“ antwortete mein Onkel. „Aber ſie wußte, daß ihre Tochter ſich in ſolchen Umſtänden befunden hatte, die das, worüber ſie Klägerin iſt, erweiſen.“

„Und daraus weiß ſie denn auch, daß ich der Mann bin, den ſie in Anſpruch zu nehmen hat? Ich, gerade ich? — O! mein Onkel, wenn ſie hier nicht ſehen, daß die arme blödſinnige Tochter, ohne ihr Wiſſen, die Maſchine der Mutter, wie dieſe wiederum die Maſchine, wer weiß, weſſen? war, ſo hab' ich ſchon zu viel Worte verſchwendet.“

„Maſchine,“ ſagte mein Onkel, „immer Maſchine! Wenn's denn ein Betrug iſt, Vetter, ſo iſt es ein Betrug, welcher der Wahrheit ſo ähnlich ſiehet, daß er verdient, ſtückweiſe aus einander geſetzt zu werden. Und daß ſie dem immer ausweichen wollen! Sie haben Muth, ſagten ſie. Warum ſcheuen ſie das Licht?“

„Dieſe Frage — bey Gott! nur mein Onkel durfte ſie thun,“ ſagt' ich; und ſtand mit ſolcher Bewegung auf, daß der Stuhl, worauf ich ſaß, an die Wand fuhr, und umfiel. Ich nahm ihn, und ſetzte ihn etwas hart wieder auf.

„Nicht ſo ungehalten! Sie ſchaden ihrer Sache:“ ſagte mein Onkel.

„Ich will mir alle weitere Fragen verbitten!“ antwortete ich.

„Das heißt: ſie ſehen gern, daß wir geſchiedene Leute ſind?“

„Wenn ich das gern ſähe; ſo hätte ich ja ſchon viel zu viel Worte verloren!“

„Wenn ſie's nicht gern ſähen; ſo würden ſie kein Bedenken tragen, ſich auf Umſtände einzulaſſen. Sehr oft liegt in den Umſtänden alles. Und ſo iſts hier.“

„Ich habe ja gewieſen, daß ſie ſich aufheben;“ antwortete ich.

„Unterſtützen,“ ſagte mein Onkel, „unterſtützen, ſag' ich ihnen, wenn einer davon wahr iſt; und das will ich ja nur wiſſen!“

„Wer kann und mag alles beantworten?“ antwortete ich.

„Nur ja, oder nein! Vetter.“

„Nun denn, ja oder nein! mein Onkel.“

„Sie ſind im Jahr 1761 mit Luiſen nach Hamburg gereiſet?“

„Wahr!“

„Haben in der Landſchenke mit ihr übernachtet?“

„Völlig

„Völlig ſo!“

„Und in dieſer Nacht“ — —

„Nun?“

„Ich dächte, ſie verſtünden mich?“ —

„Nein!“

„Sie waren nach Mitternacht in Luiſens Kammer? Nur dieſe Frage bejahet, oder geleugnet!“

„Bejahet alſo!“

„Ich darf wohl nicht mehr fragen, in welcher Abſicht?“

„Warum nicht? War etwa nur eine möglich?“

„Vielleicht manche. Ich wünſche doch nur eine einzige zu hören, außer der, die ſich vermuthen läßt.“

„Setzen ſie denn: das Mädchen wird entweder durch einen Traum, oder durch ein Gepolter geweckt: ruft nach Hülfe: ich höre die Stimme: eile zu ihr: finde ſie in großer Bewegung, ermuntre ſie“ —

„Und“ —

„Und? – Nun ja, und es zeigt ſich, daß ein Fenſter offen ſteht, daß ſie einen Mann

geſehen haben will, daß wir des Morgens ihren Ring vermiſſen, und vermuthen, es müſſe ein Dieb da geweſen ſeyn.“

„Weiter nichts?“

„Weiter nichts? — Nein, weiter nichts für dasmal!“

„Der Dieb hätte ſich denn wohl mit dem Ring begnügen können!“

„Man ſollte denken! Indeß war es auch nicht einmal ein Dieb geweſen. Denn da ich nachher den Ring wieder gefunden habe; ſo muß es nur der Wind geweſen ſeyn.“

„Der Wind?“

„Zweifeln ſie, daß er ein Fenſter aufreißen könne?“

„O nicht doch! Auch nicht daran, daß er ein Mädchen ſeiner Unſchuld berauben kann! — Wer könnte zweifeln? Ich nicht, Vetter. — Und haben ſie Luiſen einen Ring gegeben?“

„Das hab' ich, mein Onkel, um dem guten Mädchen den vermeynten Verluſt zu erſetzen.“

„Der

„Der konnte doch wahrhaftig durch keinen Ring erſetzt werden! — Nun, Vetter, will ich nicht weiter fragen. Das Uebrige läßt ſich durch Briefe ausrichten.“ —

So gieng er von mir, und ich war nicht in der Laune, ihn aufzuhalten.

Neun und dreyßigſter Brief.

Auguſte an Sophie.

Hamburg, den 7ten.

Sagen Sie mir nichts wider den Mann! Er iſt nun einmal mein Liebling! hat ſo viel Empfehlendes, und ſpricht ſo offen, und wohl, daß ich ihn für unſchuldig halten will! — Das verſteh' ich doch nur von der Liebe, deren man ihn itzt beſchuldiget. Was Eliſe betrifft — aber davon iſt ja dießmal die Rede nicht.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ihn allein über den bewußten Punkt zu catechiſiren, und unſere Zuſammenkunft ſollte

te in dem Gaſthofe London ſeyn. Aber dacht' ich wieder, womit werde ich die Freyheit auf einige Weiſe entſchuldigen, daß ich mich in ſeine Familienſachen miſche, da wir mit einander noch nichts mehr, als bloße Bekanntſchaft gemacht haben?

Er weiß nun einmal meine Freundſchaft mit Eliſen; und ich würd' ihm nicht wahrſcheinlich machen können, daß ich ohne Verabredung mit ihr handle, wenn er auch nur drey Viertel von der Klugheit beſäße, die er ganz beſitzt. Ferner iſt die Sache ſelbſt nicht von der Art, daß der Wohlſtand mir erlaubte, mit ihm davon zu reden; und am Ende, da es doch nur darauf ankömmt, ihn zu bewegen, daß er nach Färmbüll hinüber reiſe; wer könnte das beſſer, als Eliſe? Alſo kam ich auf den Entſchluß, es koſte was es wolle, Eliſen zu bitten, daß ſie verſuchen ſollte, was ich mit Hoffnung des Erfolgs nicht unternehmen konnte. So konnte ich ihm denn zugleich mein gegebenes Wort halten, daß er ſie noch einmal ſprechen ſollte.

Das

Das that ich; aber ich fand meine Arbeit! Es iſt zu weitläuftig, und dient zu nichts, alle die Gründe und Bitten zu wiederholen, womit ich in ſie drang. Vierzehn Tage hab' ich nöthig gehabt, ſie nach und nach mit dem Gedanken von einer Unterredung mit dem, den ſie liebt, aber einer andern überlaſſen muß, zu verſöhnen. Endlich hat die Verſicherung, daß dieſe Unterredung das einzige Mittel ſey, den Bruch zu verhüten, über ihre Entſchließung entſchieden. — Freylich iſt es keine gemeine Handlung, einen Geliebten zu bereden, daß er einer andern werde! Die meiſten unſers Geſchlechts würden ſich viel wiſſen, und auf allen Beyfall des beſten Theils der Menſchen Anſpruch machen, wenn ſie ſich auch nur leidend verhielten! Von Eliſen konnt' ich mehr erwarten; und ſie hat, o! wie außerordentlich hat ſie meine Erwartung erfüllt! Dennoch war ihre Bedingung, daß ich den Verſuch zuerſt machen ſollte; und nur wenn es nothwendig wäre, wollte ſie mir

zu Hülfe kommen, nicht aber mit ihm allein gelaſſen werden.

Alſo ließ ich Ferdinern auf dieſen Morgen zu mir bitten, und ſchon um eilf Uhr war er da. Dieſer Auftritt, beſonders die Unterredung mit Eliſen, iſt ſo intereſſant, und wirft einen ſolchen Glanz auf meine Eliſe, daß ich mich auch nicht zwingen könnte, einen Umſtand von Erheblichkeit wegzulaſſen. — Dahin gehören nun freylich nicht die Anfangscomplimente, die alſo wegbleiben.

„Sie müſſen viel leiden, Herr Ferdiner,“ ſagte ich. „Aber das iſt ein Beweis, daß ſie ein Mann ſind, der ſehr hervorragt; und dann daß ſie eine Eroberung gemacht haben, welche ihr halbes Geſchlecht gemacht zu haben wünſchen würde. Wer denn ſo leidet, auf deſſen Seite iſt doch immer der Vortheil.“

„Ich muß es meinem Glücke danken,“ antwortete er, „das eben mich erſehen hatte, zu finden, was beſſere als ich ſuchten; geſetzt auch, daß ich am Ende nur gefunden hätte, um den Verluſt zu fühlen.“

Ver-

„Verluſt?“ erwiederte ich. „Sie müſſen's nicht wieder verlieren! Wenn auch das Finden, wie ſie es zu nennen beliebten, nicht in unſerer Gewalt iſt; ſo dünkt mich doch, was ich einmal habe, das ſollte wohl in meiner Gewalt ſeyn, nicht wieder zu verlieren.“

„Ich bin verſichert,“ ſagte der Schmeichler, „ daß ſie in ähnlichem Falle nicht wieder verlieren können.“

„Und doch hab' ich!“ antwortete ich: „denn ich muß ihnen nur geſtehen, daß ich, ohne mich ſelbſt zu verſtehen, eine Pralerey ſagte.“

„Ich höre,“ ſagte er mit einer ſüßen Miene, halb Scherz, halb theilnehmendes Mitleiden, das ich nicht beſchreiben kann: „ich höre, ſie ſind Wittwe? Der Fall iſt denn freylich auszunehmen.“

Ich wurde roth. — Unerwarteter, treffender, und unſchuldiger hätte ſchwerlich ein Verweis gegeben werden können. Freylich, warum verlor ich den einen? Es war auch in meiner Gewalt, ihn nicht

zu verlieren. Und ſo hatt' ich einen doppelten Verluſt. —

Beynahe hätte ich auf Ferdiners Frage geantwortet: zweymal Wittwe! Aber das erſtemal wäre die Widerlegung meiner eigenen Worte geweſen. Alſo verſchwieg ich dieſen Verluſt, und hielt mich in meiner Antwort allein an dem andern:

„Ich danke ihnen, daß ſie mir wieder einhelfen!“ ſagt' ich „Ich dachte denn in der That auch nur an Fälle, die nicht vom Schickſal allein abhangen. Fälle, wo es nur auf Geduld ankömmt, um zu behalten.“

„Wenn's nur das wäre,“ erwiederte er; „ſo hätt' ich gewiß nicht verlieren ſollen.“

Das war ohne Zweifel von Eliſen geredt. Ich verſtand, aber nahm es in einer andern Bedeutung.

„Mehr in der Welt nicht,“ antwortete ich. „Zum Exempel gleich in dem kleinen Misverſtändniß unter ihnen und ihrem Onkel. Ich weiß, es bedarf nur einiger Gelaſſenheit und einer Erklärung von ihnen.

nen. Sie reiſen nach Fårmbůll, und die Sache iſt entſchieden.“

„Ich důrfte wohl zweifeln,“ ſagte er, „daß ihnen die Sache vőllig genug bekannt iſt!“

„Ich muß es geſtehen, ich weiß nur das Allgemeine.“

„Und das Detail,“ ſagte er, „iſt nicht von der Natur, daß ich ſie davon unterhalten důrfte. Um es ſo kurz zu ſagen, als mőglich: ich werde in eine Geſchichte hineingeflochten, die von der einen Seite auffallende Ungereimtheiten in ihrer Zuſammenſetzung hat, und auf der andern Seite mit Umſtånden gewůrzt iſt, die ihr Geſchmack nach Wahrheit geben.“

„Wenn ich ihre Richterin wår', ich wůrde mir etwa nur das Abgeſchmackte zeigen laſſen, ohne mich um die kleinen Ingredienzien zu bekůmmern: und ich wette, ihr Onkel iſt ein eben ſo billiger Richter!“

„Da håtten ſie doch ihre Wette ſchon verloren,“ ſagte er. „Mein Onkel iſt ganz anderer Meynung. Ihm ſchmecken

die

die Champignons, und ſo geht das ganze Gericht recht gut hinunter.“

Ich mußte lächeln. „Das käme auf den Verſuch an,“ ſagt' ich. „Wollen ſie den nicht machen?“

„Er iſt ſchon gemacht:“ antwortete er; „ſchriftlich und mündlich: und ich ſehe nicht, was noch übrig ſeyn könnte. Mir ſcheint es, als ob die Sentenz ſchon geſprochen iſt; ich erwarte nur noch ihre Ausfertigung.“

„Die wird denn, hoffe ich, für ſie ausfallen:“ ſagte ich.

„Sie ſollte zwar,“ erwiederte er: „denn bey Gott! kein Menſch kann das Verfahren, was mir angedichtet wird, mehr verabſcheuen, als ich!“ — Das mit einer Bewegung, mit einem Geſichte ſo voll Ernſt und Wahrheit, und mit einem Einklange alles deſſen, was an dem ganzen Mann redet oder bedeutet, daß ich ſelbſt auf ſein gutes Gewiſſen ſchwören wollte! — „Sie ſollte zwar,“ ſagte er: „aber ich zweifle.“

„Das begreif' ich denn nicht," verſetz-te ich. „Ich bin doch verſichert, daß ihr Oheim ſeinen edlen Neffen zärtlich liebt, ſehr ſtolz darauf iſt, einen ſolchen Neffen zu haben; und um ſeinentwillen Bewerbungen um ſeine liebenswürdige Tochter abgewieſen hat, die er ſonſt gewiß würde angenommen haben!"

Er zuckte die Achſel, und antwortete: „die gute Meynung, die wir von andern haben, verändert ſich mit unſerer Achtung und Liebe für ſie; unſere Liebe mit unſern Neigungen, und unſere Neigungen mit unſern Launen, oder auch umgekehrt. Zumal wenn andere Perſonen zwiſchen treten; Winke, Nachrichten, Erdichtungen ausſtreuen, oder auf eine andere Art eine Veränderung in unſern erſten Vorſätzen und Entſchlüſſen veranlaſſen. Da wird denn leicht ein Vorwand gefunden, geſchloſſene Verbindungeu wieder aufzuheben."

„Sie glauben alſo, Herr Ferdiner, daß ſie Feinde haben? Sollten ſie ſich nicht irren?"

„Das

„Das glaub' ich allerdings,“ antwortete er, „daß diejenigen Perſonen, die meine Kläger ſeyn ſollen, nur Maſchinen ſind, die ein dritter in Bewegung ſetzt.“

„Und dieſer dritter, wenn ich neugierig ſeyn darf?“

Eine beſcheidene Bewegung bat um Entſchuldigung, daß er dieſe Frage nicht beantwortete. Deſto eher verſtand ich ſie.

„Wenn ich nicht irre,“ ſagte ich lächelnd, „ſo iſt es mein Verwandter. Machen ſie mir kein Geheimniß daraus,“ ſetzte ich hinzu.

„Ich habe wenigſtens, weil ſie doch meine Aufrichtigkeit auffodern, viele und nicht geringe Urſachen, dem Herrn Dankwart nicht die beſte Geſinnung gegen mich zuzutrauen.“

„Der Mann hat unſtreitig ſeinen Fehler;“ antwortete ich. „Eine gewiſſe Familiengrille, und vor allen eine Heimlichkeit und Verſchloſſenheit, die ihm, ich weiß nicht, welches Air von Stolz, und vielleicht auch von einem nicht guten ehrlichen Herzen geben. Das macht denn,

daß

daß andere Perſonen, — und darunter bin ich auch eine Zeitlang eine Hauptperſon geweſen — lange kein Zutrauen zu ihm gewinnen können. Wenigſtens gehöret viel Zeit und Geduld dazu, ſich durch die manchen Ceremonien und kleinen Auſſenwerke, die um ſeinen innern Menſchen herum liegen, hindurch zu arbeiten; und Zeit und Geduld mag nicht jedermann aufwenden. Nun ſind zwar diejenigen Herzen ſelten ehrlich, die ſich ringsum verpalliſadiren: aber bey meinem Vetter, Herr Ferdiner, iſts nicht Natur, ſondern durch Erziehung zugezogene Gewohnheit, die denn endlich zur zwoten Natur wird. Sein Vater war in hohem Grade zurückhaltend, mehr aus einer natürlichen Ernſthaftigkeit, die durch langen Verdruß über eine Reihe von Betrügereyen, Kränkungen, Falſchheiten ſeiner Freunde ſowohl als Feinde, endlich beynahe zur Menſchenſcheu — nicht zum Menſchenhaß — und zu übertriebener Behutſamkeit geworden war. Von dieſem Vater wurde Dankwart einzig und allein erzogen;

und ſie wiſſen, was Erziehung vermag! Seine Schweſter hingegen, die Althauſen, welche unter der Aufſicht ihrer Mutter erwuchs, einer lieben, offenen, freymüthigen, aufgeweckten Frau, iſt gerade, wie ſie ſelbſt bemerkt haben müſſen, der Revers von ihrem Bruder. Dennoch verſichere ich ſie, was das Herz, und wie geſagt, den innern Menſchen betrifft, darin ſind ſie wahre Schweſter und Bruder. — O! ich habe manchen Strauß gehabt mit dieſem Vetter! Aber immer hab' ich gefunden, daß er der rechtſchaffenſte Mann iſt, den man ſich zum Mann, oder Freund, oder Vetter wünſchen könnte. — Alſo für den muß ich ein Wort bey ihnen einlegen; und übernehme die Verantwortung aller Schuld, die er an ihrer Mishelligkeit haben ſoll, mit Verpfändung meines ganzen Vermögens. Ich bitte," ſetzt' ich hinzu, "halten ſie mich bey meinem Worte!"

Er antwortete nicht, und beugte ſich abermal. Das hieß: ich hätte ihn nicht überredet. Ich bog wieder ein.

"Ueber

„Ueber meiner langen Defenſion, die doch wohl ſchlecht genug gerathen ſeyn mag, vergeſſ' ich die Hauptſache. Mein Vetter oder nicht, Verläumdung oder keine, gleichgültig! Es muß ihnen leicht ſeyn, ſie alle zu beſchämen. Aber, aber“ — den Finger in die Höhe gehoben, und die allerholdſeligſte Miene, wozu ſich die Muskeln meines Geſichts, der Mund und die Augen nur immer wollten zurecht ziehen laſſen; denn ich dachte meinem Mann einen Verweis zu geben: — „Aber, aber, der Angeklagte will ſich nicht allemal ſo gut vertheidigen, als er könnte!“

„Das iſt wenigſtens nicht mein Fall:“ ſagt' er.

„Auf ihr Gewiſſen?“ fragt' ich, immer noch mit derſelben Miene.

„Auf mein Gewiſſen!“ antwortete er.

„Man argwöhnte ſonſt, ſie wünſchten nur für ſchuldig gehalten zu werden: denn“ — —

„Denn? Ich bitte, vollenden ſie:“ ſagt' er.

„Denn ihre erſte Verbindung wär' ihnen unvergeßlich.“

„Unvergeßlich!“ erwiederte er, „es iſt wahr! wahr! liebſte Madam, und mehr, als unvergeßlich! Aber wenn ich mich von der zwoten losmachen wollte; glauben ſie mir, es würde geradezu, nicht durch dieſe argliſtige Wendung geſchehen. Nein, ich darf ſagen, ich habe alles gethan.“

„Ihr Fall könnte es auch durchaus nicht ſeyn:“ erwiederte ich. „Welch ein Engel iſt hier zu gewinnen, oder zu verlieren? Aber ich hab' es erfahren, lieber Herr Ferdiner“ — Da war ſie weg dieſe heitere Miene, und ich fühlte mein Geſicht in der Lage, die es hat, wenn ich weinen mögte — „Ach ich hab' es ſelbſt erfahren, daß die edelſten Seelen einen gewiſſen Stolz — Hoheit wäre vielleicht das beſſere Wort! — und einen gewiſſen Eigenſinn beſitzen, der ihnen oft ſchadet; ihnen und denen, wovon ſie einen wichtigen Theil ausmachen. Da können denn die kleinen Seelen, ihre Feinde, wenn ſie Feinde haben, Blöße finden. — Wahrlich, ich wollte, ſie lieſ-

ſen ſich dann und wann, weil doch nicht alle Menſchen, die ſonſt auch gute Menſchen ſind, mit ihnen auf gleichem Boden ſtehen, zu dieſen guten Menſchen ein wenig herab! Ein Onkel und Schwiegervater mögte vielleicht gewiſſe Rechte haben, oder ſich einbilden dürfen, zu fodern, daß ſein edler Neffe und Schwiegerſohn ſich über ſeine kleine Bedenklichkeiten ganz vertraulich erkläre.“

„Ich habe weit mehr gegen ihn gethan, als ich gegen jemand in der Welt gethan haben würde:“ antwortete er. „Gewiſſe Fragen, wie ſie wiſſen, verdienen keine Antwort: gewiſſe können nicht beſſer beantwortet werden, als durch Stillſchweigen: und keine von beyden ſollte einem Mann von Ehre jemals gemacht werden. Aber ich habe mich überwunden, und geantwortet, wie ich konnte. Ich habe meinem Onkel die Mishelligkeiten der Geſchichte gezeigt. Er muß ſie eingeſehen haben: dennoch glaubt er der Geſchichte.“

„Das kränkt mich ſehr, Herr Ferdiner. Alſo wäre die Sache ſo weit, daß —“

„Ich erwarte, wie geſagt, die ſchriftliche Ausfertigung ſeiner Sentenz. Mit dieſer Antwort ſchied er neulich von mir.“

„Das kränkt mich von ganzem Herzen!“ erwiederte ich. „Und was für eine Entſcheidung erwarten ſie?“

„Daß er ſein Wort zurück nehmen, und unſere Verbindung aufheben wird.“

„Um Gottes willen nicht, Herr Ferdiner! Das kann er nicht mehr, das muß er nicht mehr können! Und ſie, Herr Ferdiner, und ſie, ein ſo edler Mann“ — ich vergaß mich in meiner Bewegung ſo ſehr, daß ich ihn bey der Hand nahm — „ſie werden —“

„Ich werde mich keines einzigen meiner Anſprüche begeben.“ —

„Dafür ſegne ſie Gott!“ ſagte ich, und drückte ihm die Hand. „Edler Mann, das erwarte ich von ihnen. — Wär' indeß nicht noch ein Weg der Güte offen?“

„Der Güte ſchwerlich. Nur ein einziges Mittel, das anfangs vielleicht ein wenig Aufſehen machen, aber tauſend andern Verdrüßlichkeiten vorbeugen, und allen Maſchi-

ſchinen auf einmal ein Ende machen würde. Es wäre — auffallend, ich muß es voraus ſagen. Ich wünſchte, ſie verſtünden mich!“

„Geheime Trauung?“ fragt' ich.

„Alſo hatt' ich recht!“ erwiederte er. „Das iſt es, was ich Julien vorgeſchlagen habe.“

„Ich ſehe nicht, was unrecht darin wäre,“ erwiederte ich; „wenns nicht anders ſeyn könnte! — Aber ihre liebenswürdige Julie, was hoffen ſie von ihr?“

„Ich weiß nicht, wie viel oder wie wenig?“ antwortete er. „Ich habe alle erſinnliche Bewegungsgründe zuſammengehäufet: und wenn ſie mich genugſam liebt“ —

„O! daran zweifeln ſie nicht! Wenige Mannsperſonen ſind ſo geliebt, als ſie. — Nur iſt es auffallend, wie ſie ſagten; und die kindliche Zärtlichkeit macht mich bange!“ —

„Mich ſelbſt;“ ſagte er. „Ich habe folglich für dieſe am meiſten arbeiten müſſen. Die Nothwendigkeit, mich zu ver-

theidigen, mag mich entſchuldigen, wenn ich das einzige Bewegungsmittel dazu gebraucht habe, was ich hatte. Ich habe ihr eröffnet, daß ſie meines Onkels Tochter nicht iſt.“

„Sie? nicht Wolmers Tochter?“ fragt' ich.

„Nach ſeiner eigenen Verſicherung, die ich bisher verſchwiegen habe, weil es ſo beſſer war:“ antwortete er. „Itzt, da es Julie wiſſen mußte, um derentwillen es hauptſächlich geheim gehalten wurde, mag auch diejenige es wiſſen, deren mir zuvorkommende Freundſchaft ich durch nichts zu verdienen wüßte, als durch völliges Zutrauen.“ — Das mit der ſchönſten Beugung geſagt, wobey er mir feurig die Hand küßte, erneuerte in mir die lebendigſte Vorſtellung — ach! weſſen? — Deswegen wurde meine Gegenverbeugung ſo tief, und meine Wangen ſo roth!

„Sie ſind der edelſte beſte Mann auf der Welt!“ antwortete ich ihm. „Ich ſehe, ſie wollen alles thun. Aber wollen

ſie

ſie nicht noch ein einziges verſuchen? — Die das meiſte empfangen haben, lieber Herr Ferdiner, die können viel; die wenig haben, können blutwenig, oder vielmehr nichts abgeben! So mit dem Gelde, ſo mit dem Verſtande, ſo mit der Großmuth, ſo mit allem, mit allem, auch mit dem Rechte. Wer das größte Recht hat, kann viel nachgeben; wer nur ſo eben einen Schein von Recht hat, der kann gar nichts vergeben, ſondern muß noch ein bischen zu haben! — Wenn ſie denn, da ihr Onkel doch erſt zu ihnen gekommen iſt, wiederum zu ihrem Onkel reiſeten, und ihm auch bewieſen, daß, wie ſie ſagten, um der Champignons willen kein unverdauliches Gericht verdaulicher werde.“ —

„Ich hatte den Gedanken,“ erwiederte er, „hinüber zu reiſen“ —

„Ich bitte, laſſen ſie ihn nicht umkommen. Ihr und mein Schutzengel hat ihn uns eingegeben. Es wird helfen“ —

„Bey meinem Onkel zu nichts,“ verſetzte er. „Die Umſtände entſcheiden bey ihm

die ganze Sache; und dieſe Umſtände ſind wahr. Ja, ich muß geſtehen, nachdem ich durch die letzte Unterredung mit ihm genauer unterrichtet worden bin, daß ſie, wenn man auf weiter nichts ſiehet, ſo viel Schein haben, das Vorurtheil zu erregen, daß ſie die Wahrheit der Geſchichte entſchieden. Wenn die beyden Gründe, die ich meinem Onkel vorgelegt habe, daß eine ganz unwahre Geſchichte ſehr wohl aus Umſtänden zuſammen gedichtet werden könne, die an ſich wahr ſind; und der, daß ich ein ehrlicher Mann bin, deſſen Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, und deſſen Wort alſo Glauben finden muß, wenn die, ſag' ich, verworfen werden; ſo kann keine Vorſtellung helfen. Ich verſichere dieß auf meine Ehre. Sollt' ich mich aber noch einmal zurück weiſen laſſen? — Ich kann gefällig ſeyn, aber mich nicht wegwerfen.“

Ich wollte doch dieſen Punkt noch gerne durchſetzen: ſuchte alle Gründe zuſammen, gab ihm die beſten Worte, wandte die ſüßeſten Mienen an, als hätte ich um ſein

Herz

Herz buhlen wollen: aber nichts. — Was zu thun? Eliſe muß heraus, dacht' ich — und dieſen Auftritt morgen.

Vierzigſter Brief.

Auguſte an Sophie.

Hamburg, den 8ten.

Ich ſann auf einen Vorwand, Ferdinern ein Weilchen zu verlaſſen, und Eliſen anzuſagen, daß ich ihres Beyſtandes bedürfte, als Erneſtine Caffee und Chokolade brachte, und mir etwas Gleichgültiges ins Ohr fliſterte. Dieſen Augenblick ergriff ich, ſtand eilig auf, bat mit einer Verbeugung um Verzeihung, und trat ab.

Hier wäre der Ort geweſen, wo ich geſtern ſchicklicher hätte abſetzen können. Aber unſere Bedürfniſſe warten nicht allemal auf die geſchickteſte Zeit! Mein Papier war voll geſchrieben, und ich hatte eben nicht mehr zur Hand gelegt.

Während meiner Unterredung mit Ferdinern hatte Eliſe ſich in einem Nebenzimmer aufgehalten, wo ſie uns ziemlich gut vernehmen konnte. Ich lief dahin, und fand ſie ſehr in Bewegung. Als ſie die Thür aufgehen hörte, und mich eher vor ſich ſahe, als erwartet hatte, fuhr ſie auf. „Mein Gott!“ ſagte ſie. —

„St! St! leiſe, mein Kind! daß er uns nicht höre, der vortreffliche Mann! — O! wie Schade! — Aber du ſcheinſt mir ſo weinerlich; und doch wollt' ich dich gern mit hinein haben! Geſchwind ausgeweint, die Wangen getrocknet, und dann mit mir!“

Da entſtand ein neuer Kampf unter uns. Ich ſollte das Verſprechen ihr erlaſſen: ich verſicherte, ſie müßte mir nothwendig beyſtehen; denn meine Beredſamkeit hätte mich ſchon verlaſſen; nahm mein Tuch, trocknete ihr die Augen, umarmte ſie, und — „ſieh da! nun biſt du fertig,“ ſagt' ich, und nahm ſie bey der Hand. Sie bat wenigſtens noch um eine kurze Friſt. Sie wäre zu unruhig; und

weil

weil ich ſelbſt fühlte, daß ſie zitterte, ließ ich mich bereden, ihr Zeit zu laſſen, daß ſie ſich völlig faſſe. Ich wollte indeß wieder zu Ferdinern gehen, die Unterredung von neuem einleiten, und dann die Thüre öffnen.

Ich eilte alſo zurück: entſchuldigte mich mit dem unerwarteten Beſuch einer Freundin, mit der ich mich lange herum genöthiget hätte, ohne ſie bewegen zu können, daß ſie unſere Geſellſchaft vermehren mögte.

Er bedauerte, daß er der Anſtoß geweſen wäre, einen angenehmen Beſuch zu ſtören.

„Sie verlieren indeß nichts,“ antwortete ich. „Wenigſtens,“ ſetzte ich leiſe hinzu, „nichts, was ich nicht reichlich erſetzen will.“ — Er verſtand den Wink. — „Ja geruhig!“ fuhr ich fort, als ich ſahe, daß er in Bewegung gerieth. „Erſt noch ein paar Worte von ihrer Angelegenheit.“ Darauf ſagt' ich laut:

„Ich kann doch meine Bitte noch nicht aufgeben, Herr Ferdiner. Sie iſt die erſte,

ſie, die ich an ſie mache: und der Anfang aller Dinge, wiſſen ſie wohl, iſt vorbedeutend. Alſo auch der Anfang der Freundſchaft. Sie haben gegen den vorgeſchlagenen letzten Verſuch, und ihre Reiſe nach Färmbüll nichts weiter als die Beſorgniß, daß ſie nichts ausrichten.“

„Nicht Beſorgniß,“ ſagte er, „ſondern die Gewißheit. Und dann, daß die Rolle, die ich ſpielen müßte, ſo niedrig iſt. Das einzige Mittel, was mir übrig bleibt, hab' ich geſagt. Es wird durchgreifend, oder wenn man lieber will, gewaltſam ſcheinen; aber gewiſſe Dinge wollen erzwungen werden. Und wenn es nur zum Guten geſchiehet, ſo rechtfertiget die Zeit den Zwang.“

„Ich bin völlig ihrer Meynung;“ antwortete ich. „Nur weil es Zwang iſt, weil es gewaltſam ſcheint,“ ſetzte ich hinzu, indem ich aufſtand — Denn er war aufgeſtanden — „nur darum ſollt' es das allerletzte ſeyn: dann iſt alles für ſie. — Ich bitte, verſuchen Sie es!“

„Ich

„Ich muß mich ſchämen, ihnen etwas abzuſchlagen,“ erwiederte er. „Befehlen ſie über mir, worin ſie wollen, nur dieſes einzige nehmen ſie aus.“

„Kann ich allein ſie nicht erbitten; ſo muß ich eine Gehülſin rufen.“ — Mit dieſen Worten näherte ich mich der Thüre. Die Thüre gieng ſchon auf. Eliſe kam mir zuvor. „O! kommen ſie, meine Eliſe,“ ſagte ich, „helfen ſie mir einen edlen gekränkten Mann bewegen, daß er alle ſeine Großmuth ausübe.“

„Meine Eliſe,“ ſagte Ferdiner, der ihr entgegen eilte, und ſie umarmte, vergeſſend aller ſeiner gegenwärtigen Verhältniſſe, wer ſie ihm, wer er ihr, wer ich ihnen beyden war: „meine Eliſe, meine Verlobte!“ ſagte er. —

„Still, ſtill!“ unterbrach ich ihn, mit dem Finger winkend. „Wiſſen ſie auch, lieber Herr Ferdiner, daß ich hier die Stelle ihrer Julie vertrete?“

„So billigen ſie,“ erwiederte er, „dieſe Ergießung eines vollen Herzens, das, wie keiner Verſtellung, ſo auch nicht fähig

hig iſt, dieſe Fülle ſeiner Empfindungen zurück zu halten. Glauben ſie nicht, theure Madam, glauben ſie nicht, geliebte Eliſe, daß ich in Juliens Gegenwart ein anderer bin, als hier. Glauben ſie nicht, daß ich ihr etwas von dem, was ich für ſie empfinde, verſchwiegen habe. Bey Gott, es iſt nichts in dieſer Seele, was ich ihr nicht ſagen wollte, und ſagen dürfte! Sie weiß, ſie weiß, daß ich ſie liebe; und ſchätzt mich um deswegen, muß mich um deswegen nicht weniger ſchätzen.“

„Und das iſt wiederum ein Zug in Juliens Charakter,“ fiel ich ihm ein, „der ſie ihrer würdig macht.“

„Eines tauſendmal größern Mannes, eines Fürſten würdig macht“ antwortete er. „Ein Zug, der über meine Entſchließung entſchieden hat. Ja, meine theure, theure Eliſe, ich bin Juliens! Aber was es dieſes Herz gekoſtet hat, noch koſtet, und nie aufhören wird zu koſten — ſollt' ich das ihnen nicht ſagen dürfen?“

Eliſe war über den warmen Anfang der Unterredung, den ſie wohl kaum erwartet

wartet hatte, ein wenig aus der Faſſung gekommen; begriff ſich aber bald wieder, und ſagte: „was können ſie mehr, Herr Ferdiner, als glücklich ſeyn? Sonſt iſt nur Zufriedenheit der gewöhnliche Theil der Menſchen.“

„Und genug für den,“ erwiederte Ferdiner, „den kein betrügliches Glück mit Hoffnungen getäuſcht hat, welche an der Zufriedenheit den Geſchmack verderben! — Aber ich? — Was konnt’ ich nicht hoffen? erwarten? — Und mehr als hoffen und erwarten; mich freuen, bereits zu beſitzen? — Ueberſchwengliche Glückſeligkeit, meine theure Eliſe! — Die kannt’ ich, hofft’ ich, beſaß ich! hier iſt die Verſicherung davon.“ — Er wies auf einen goldenen Ring, den er am Finger trug. „Sollt’ ich der nicht getrauet? nicht die herrliche Zukunft, die ſich darauf gründete, mir täglich gegenwärtig gemachet, und in ſchwärmeriſchen Einbildungen voraus genoſſen? nicht mein ganzes Herz daran geheftet haben, als an die einzige ihm eigenthümliche, vollendete

Glück-

Glückſeligkeit, die dieſes Leben mir gewähren könnte? Und nun — O! nein, meine Eliſe! Wenn ich auch alle Vergleichung bey Seite ſetze; wenn auch meine zwote Verlobte in dieſer Vergleichung mit der erſten in keinem Stücke verlöre: ſo hatte doch mein Herz ſchon einmal Partie ergriffen; und was das Herz feſt hält! — nein, dem läßt ſich nicht eins für das andere unterſchieben. Da iſt immer Gefühl zu großen Verluſtes!“

„Wer verliert nicht, Herr Ferdiner?“ ſagt’ ich. „Und der, dem der Verluſt ſo erſetzt wird“ —

„Erſetzt wird,“ fragte er, „wo nicht Gleiches für Gleiches ſeyn kann?“

„Wenn nicht erſetzet, doch ſo vergütet wird,“ fuhr ich fort, „den kann man für ſehr glücklich halten!“

„Alle,“ erwiederte er, „alle können und werden mich dafür halten. Aber was hilft dem, der es fühlt, daß er’s nicht iſt, was hilft dem das Urtheil der ganzen Welt? Der Zuſchauer, und der Spieler,

theure Madam, ſind ſehr verſchieden empfindende Perſonen.“

„Daß wir zum Zweck kommen;“ ſagte ich zu Eliſen. „Ich muß ihnen erzählen, warum ich ſie zu Hülfe rief. Herr Ferdiner, ob er gleich die gekränkte Partie iſt, hatte zuerſt doch den Gedanken, noch einmal nach Färmbüll zu reiſen, und ſeinem Onkel über ein ſeltſames Mißverſtändniß, das ſie nicht wiſſen müſſen“ — (ſie weiß es in der That nicht, und ſoll es auch nicht wiſſen!) — „eine letzte Erklärung zu geben. Dieß wäre denn alles, was man von ihm fodern kann, obwohl nicht mehr,“ ſetzt' ich hinzu, und warf einen freundlichen Blick auf Ferdinern, „als ſie und ich von ihm erwarten. Indeß wollen nun andere Betrachtungen dieſen edlen Entſchluß verhindern, und ich bat, ihn wieder zu erneuern. Was ſagen ſie?“

„Ein Mann von ihrer Würde, Herr Ferdiner, hat viel mehr Pflichten, als alle diejenigen, die ſeiner Beyſpiele bedürfen;“ ſagte Eliſe.

„Das war auch meine Meynung:“ ſagt' ich. „Wer viel empfangen hat, muß viel geben.“

„Aber wer alles gethan hatte, was er, daß ich nicht blos ſage, mußte, ſondern konnte, meine Eliſe; und wer weggegeben hat, alles, alles, was er durfte, liebſte Madam, was ſoll der noch mehr? Soll er gar nichts behalten? Soll ich ohne Hoffnung und Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs zu meinem Onkel?“

„Unwahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs ſollte doch keinen guten Vorſatz ſtören:“ ſagte Eliſe. „Zumal wenn ſie menſchliche Geſinnungen und Meynungen betrifft, die ſo oft von der geringſten Kleinigkeit verändert werden. Vielleicht denkt ihr Onkel in dieſem Augenblick ſchon anders!“ —

„Er könnte ſich zwar mehr beſtärket haben:“ antwortete Ferdiner, „nicht aber vom Gegentheil ſeiner Meynung. Kann ich erwarten, einen Mann zu überzeugen, der alles Zutrauen zu mir verloren hat? Bey dem ich mich umſonſt auf mich ſelbſt,

auf

auf meine Ehrliebe, meine ihm bekannte Sitten berufe? Kann ich das erwarten? Wer an meiner Wahrhaftigkeit zweifelt in einer Sache, deren Natur ſchlechterdings keine andere Beweiſe zuläßt, als meine Verſicherung; was kann ich gegen den ausrichten? Was wäre denn eine Reiſe ohne Erfolg?“

„Wenigſtens eine Gefälligkeit,“ antwortete Eliſe, „deſto edler, je mehr ſie Ueberwindung koſtet. Muß denn eine edle Handlung gerade den Erfolg haben, den wir wünſchen? Sie muß geſchehen, weil ſie edel iſt. Und gewiß, Herr Ferdiner, ſie wird ihren guten Erfolg haben, obgleich vielleicht einen andern!“

„Am wahrſcheinlichſten den,“ erwiederte er, „daß ich mich zum Geſpötte meiner Feinde mache.“ Dann ſtand er nach einem kurzen Nachdenken, welches ſchien, als wenn er überlegte, in großer Bewegung auf. „Und wenn ich abgewieſen würde?“ ſagte er, „Wenn ich — ich ertrüge den Gedanken nicht! — Es iſt zu viel, zu viel Erniedrigung!“

„Aber Julie?“ fragte Eliſe. „Wollen ſie nichts um ſie thun?“

„Aber Eliſe?“ fragte Ferdiner wieder; „müßte Eliſe dieſe Frage thun?“

Ich nahm das Wort auf, und ſagte zu Eliſen: „für Julien wäre doch geſorgt. Sollte ſich der Vater einer öffentlichen Trauung widerſetzen; ſo ſollte eine geheime die Fehde entſcheiden.“

Eliſe ſchwieg; aber ihre Augen fragten: ob ich das billigen könnte? Alſo ſetzt' ich geſchwind hinzu: „Es verſtehet ſich, daß Herr Ferdiner alles vorher verſuchet.“

„Um Juliens willen!“ ſagte Eliſe, mit einer bittenden Miene, der man ſchwerlich verſagen kann.

„Es fehlt nichts mehr,“ antwortete Ferdiner, „als daß ſie hinzu ſetzen: um ihrer ſelbſt willen!“

„Ja, auch um meiner ſelbſt willen!“ ſagte ſie, indem ſie ſchmeichelnd zu ihm gieng, und ſeine Hand nahm. „Um meiner ſelbſt willen! Ihre Sache gehet mich näher an, als ſie denken.“

„Wo

„Wo nicht näher, als ich denke, doch näher, als ich wünſche! Oder meynen ſie Juliens Sache?“ ſagte er.

„Und Ferdiners!“ antwortete Eliſe.

„Meine? Näher, als ich denke? Und doch bitten ſie mich, daß ich — Wer ſollte nach dieſer Bitte denken, daß meine Sache Eliſen im geringſten angehe?“

„War ſie denn ſo kalt, dieſe Bitte?“ fragte Eliſe mit der holdſeligſten Freundlichkeit. —

„So kalt, als eine Verabſchiedung mit feinen Worten geſagt! Konnte ſie wohl aus einem Herzen kommen, darin nicht jedes Andenken für mich ausgelöſchet war?“

„Herr Ferdiner!“ ſagte Eliſe, ihm die Hand drückend, mit einem ſo zärtlich beſtrafenden Blicke, ſo ängſtlicher Stimme, und mit ſo viel Bewegung! —

„Ich bin verloren,“ erwiederte er, „wenn ſie fortfahren. O! du innig Geliebte!“ ſetzte er hinzu, und warf ſich um ihren Hals: „was iſt ſo ein Ton aus

 deinem

deinem Munde werth! Aber ich beſchwöre ſie, nicht mehr!“

„Herr Ferdiner, um meinet willen!“ ſagte Eliſe noch einmal.

„Dieſe ſo freundliche Benennung, und dieſe Bitte aus einem Munde?“ ſagte Ferdiner.

„Kommen ſie doch aus einem Herzen:“ ſagte Eliſe; „und dieſes Herz empfindet für Julien vielleicht nicht mehr, als für ſich ſelbſt, und für ſie.“

Er wiederholte die Frage: „Für ſich ſelbſt und für mich?“ und ſah' Eliſen mit einer Entzückung an, die ſein Geſicht mit der Farbe der Morgenröthe überzog. „Verſtehe ich ſie recht?“ ſetzt' er hinzu.

„Meynen ſie nicht, daß ich empfinde, was ich aufopfere? Aber ſollt' ich darüber vergeſſen, was ich ihrer Würde ſchuldig bin?“ fragte Eliſe.

„O! meine Eliſe,“ erwiederte er, „ſchone meiner, ich beſchwöre dich, hör' auf mich zu bitten!“

„Mein

„Mein Ferdiner,“ erwiederte ſie, „dieß iſt meine letzte Bitte: ſie muß nicht vergebens ſeyn!“

„Welche Bitte!“ ſagte er: „und für welchen Mann!“

„Für Juliens Vater, und ihren Onkel:“ verſetzte Eliſe.

„Das mein Unglück dieſe theure Namen an einem Mann verſchwendete, der keinen davon verdienen will!“ antwortete Ferdiner. „Haben ſie vergeſſen, Eliſe, was er wider ſie und mich gethan hat?“

„Ich weiß nichts, Herr Ferdiner:“ ſagte Eliſe; „und mögte nun gern bey meiner Unwiſſenheit bleiben.“

„Dann wäre alle Schuld mein:“ antwortete er. „Nein, ſie müſſen es wiſſen. Er hat die Grille von einer Familienverbindung: entwirft ſich einen Plan, ſie auszuführen, ohne ſich zu bekümmern, ob meine Neigung den Weg gehe, den er mir vorzeichnen will: denkt nur auf ſich und ſeine Pflegetochter: hält ſeine eigennützige Abſichten für Wirkungen überſchwenglicher Liebe für mich, und unterläßt nichts, ſie durch-

durchzuſetzen! Geheime Unterhandlung mit ihrer Stiefmutter, Verſtändniß, Beſtechung, ein unwürdiger Handel, nichts macht ihm Anſtoß. Es gelingt ihm: und das alles nennt er Liebe für mich! Mag es ſeyn! Aber kaum haben meine Verzweifelung, ſie wieder zu ſehen, ſeine Anſtalten und die Zeit mich im Schwindel dahin geleitet, wohin er mich haben wollte; ſo ändert er ſeine Geſinnung: ſuchet Gelegenheit, alles wieder umzuſtoßen: findet was er ſucht, und verſagt mir auch diejenige, um derentwillen er mich von ihnen losgeriſſen hatte. Eine der nichtswürdigſten Beſchuldigungen muß ihm zum Vorwande dienen, ſein erſtes unbegränztes Vertrauen gegen mich in Mistrauen zu verwandeln, meine Ehre zu kränken, und die zwote Verbindung noch gewaltſamer zu zerreiſſen, als die erſte. Das iſt dieſer Onkel und Juliens Vater! Vor dieſem Mann ſoll ich mich beugen, mich ihm andringen, ihm zu Fuße fallen? — O! Eliſe, wenn ſie das alles ſo leicht vergeſſen könnten« —

„Ich bin nicht zur Richterin über ihn geſetzt,“ ſagte Eliſe. „Eines Menſchen Pflicht iſt, von dem andern Gutes zu denken; und für mich iſt das Beſte, zu vergeſſen!“

„Ach! daß ſie das können!“ ſagte er.

„Freylich,“ erwiederte Eliſe, indem ſie zu Ferdinern aufblickte, dann vor ſich nieder ſahe, „freylich, es wäre zuviel für mich, wenn ich mich auf irgend eine Weiſe beruhigte!“

„Sie verſtehen mich unrecht, meine Theureſte,“ antwortete er. „Und doch — was ſetzt dieſe Beruhigung voraus?“

„Vergeſſenheit,“ Herr Ferdiner.

„Die ſie hoffen können?“

„Wenigſtens wünſchen darf!“

„Und dem Wunſche wird bald die Sache folgen!“

„Sollten ſie es zu verhindern ſuchen?“ fragte ſie, ihn anſchauend.

„Weiß ich auch ſelbſt,“ antwortete er, „was ich ſollte, will oder ſage? Vergeben

ſie mir, meine Eliſe," fuhr er fort, indem er ihre Hand an ſein Herz legte. „Was verlangen ſie von mir?"

„Daß ſie mir die letzte Bitte gewähren:" antwortete ſie.

„Die Bitte iſt hart!" ſagte er; „aber ſie wollen! Nur die einzige Frage: wenn ich mir alles gefallen laſſe, was werd' ich gewinnen?"

„Julien;" ſagte Eliſe.

„O! die hätt' ich durch dieſe Demüthigung von ihm nicht erſt erkaufen ſollen! Aber wenn ich nach aller Demüthigung dennoch abgewieſen werde: von wem hab' ich Erſatz zu hoffen?"

Eliſe wurde betroffen, und ſchwieg.

„Von ihnen," fragte Ferdiner, „die ſie mir gebieten, mich zu demüthigen?"

Sie ſahe zur Erden, ſtand in Gedanken, wandte ſich um, und gieng zurück, ohne zu antworten.

„Sie beantworten meine Frage nicht?" ſagte Ferdiner. — „Verſteh' ich die Urſache, warum ſie alles zu vergeſſen wün-

ſchen, vielleicht ſchon konnten? Die Zeit, andere Vorſchläge, andere Ausſichten?“

„Herr Ferdiner,“ ſagte Eliſe, welche wieder kam, abermal ſeine Hand ergriff, und die Thränen nicht zurück halten konnte —

„Iſt dieſe Thräne,“ ſagte er, „die Beſtätigung meiner Beſorgniß, oder —“

„Sie ſind grauſam!“ erwiederte Eliſe, „muß ich ihnen noch die Bedeutung meiner Thränen erklären?“

„Daß ich ſie ſo verſtehen dürfte, wie mein Herz ſie nur gar zu gern verſtehen wollte! Aber hab' ich denn in keinem Falle mehr von ihnen zu hoffen? — Freylich ein Verſtoßener, wie ich dann ſeyn würde“ —

„Auch Bitterkeit?“ fragte Eliſe.

„Darf ich erwarten,“ fragte er, „daß ſie die meinige ſeyn wollen?“

„Mein Gott!“ ſagte Eliſe; und gieng noch einmal zurück.

„Alſo bin ich von allen verrathen!“ erwiederte er. „Alle haben Partie wider mich ergriffen! Alle wollen, daß ich mich wegwerfe,

werfe, und keine will mir Gerechtigkeit und Erſetzung verſprechen!“

„Kommen ſie,“ ſagte ich zu Eliſen, die ich bey der Hand nahm, und wieder zurück führete. „Herr Ferdiners Foderung iſt billig, und ſie ſind gar zu bedenklich. Eine von ihnen muß die Erſetzung ſeyn, Julie oder ſie. Verſtehe ich recht, ſo erklärt ſich Herr Ferdiner: erſt bey Vater und Tochter alles zu verſuchen; und wenn es umſonſt iſt, alles, alles umſonſt iſt, dann, und nicht eher, alsdann ſeine erſten Anſprüche auf ſie zu erneuren.“

„Hab' ich unter dieſer Bedingung ihr Wort?“ fragt' er Eliſen.

„Ohne Widerrede! Hier iſt Eliſens Hand darauf,“ antwortete ich, indem ich ihre Hand in die ſeinige legte.

„Wenn ſie alles gethan haben, was ſie konnten und mußten,“ ſagte Eliſe; „wenn alle andere Anſprüche aufgegeben ſind, dann — — Liebſte Auguſte, was verſprech' ich?“

„Ich erfülle die Bedingungen:“ antwortete Ferdiner; „erfülle ſie alle mit

der

der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes! Ich eile nach Färmbüll, ſuche meinen Onkel zu überzeugen, oder Julien zu dem letzten Mittel zu bewegen: und wenn alles vergebens iſt; wenn weder der eine mich hören, noch die andere der Nothwendigkeit nachgeben will, flieg ich zurück, und der nächſte Tag nach meiner Wiederkunft iſt der Tag meiner Verbindung mit Eliſen.“

Eliſe wurde beſtürzt. „So geſchwind?“ fragte ſie.

„Nun ſind ſie wieder zu eilfertig, Herr Ferdiner! Wie können ſie verlangen, daß Julie ſich ſo bald entſchließe?“ ſagte ich.

„Beſtimmen ſie denn ſelbſt eine Zeit,“ ſagte er zu Eliſen.

Eliſe ſchwieg, und ſahe mich an.

„Wer eine Frau verloren hat,“ ſagt' ich lächelnd, „der hält wenigſtens ſein Trauerjahr. Hier ſollt' es nicht anders ſeyn.“

„Sagen ſie lieber, niemals,“ antwortete Ferdiner. „Ein Jahr iſt die Lebensdauer von wie viel tauſend Menſchen!“

„Setzen

„Setzen ſie es alſo auf die Hälfte:“ ſagt' ich zu Eliſen.

„Ich will warten,“ ſagte Ferdiner, „ſo lange noch der ſchwächſte Funke von Hoffnung glimmt, daß Julie ſich entſchließen könnte. Werd' ich aber ſo abgewieſen, daß weitere Hoffnung Thorheit ſeyn würde; ſo bleibt der Tag nach meiner Wiederkunft derjenige, wo Eliſe die meinige wird.“ —

„Aber,“ ſagte Eliſe, „wie könnten ſie ſich überzeugen, daß Julie, geſetzt ſie wegerte ſich gegenwärtig“ — —

„Eine wiederholte Erklärung, eine Verſicherung ohne alle Bedingung, eine eigne Handſchrift — was verlangen ſie mehr?“ antwortete Ferdiner. „Entweder ſie entſchließt ſich, mir ihre Hand zu geben, oder ſie ſagt mich von meiner Verbindung los.“

„Gott gebe das erſte!“ ſagte Eliſe. Darauf legte ſie ihre Hand in Ferdiners, und ſagte, erſt ihn zärtlich anſchauend, dann die Augen niederſchlagend: „ich ſehe ſie nun nicht anders wieder, als — —“

„Wie?

„Wie?“ fragte Ferdiner mit einiger Befremdung.

„Vermählt mit Julien;“ antwortete ſie.

Ferdiner ſeufzte, und ſchlug Hände und Augen gen Himmel. Dann ſagt' er nach einiger Weile: „oder vielleicht —“

„Sie gehen doch,“ erwiederte Eliſe mit einer Aengſtlichkeit, als wenn ſie dieſem „oder“ mistrauete; „ſie gehen doch nicht anders, als mit der Hoffnung — —“

„Hoffnung?“ fragte Ferdiner. „Gott weiß, ob ichs ſo nennen darf! Vorſatz, Entſchloſſenheit gewiß.“

„Doch nicht ohne Hoffnung?“ fragte ſie wieder.

„Nicht ohne Erwartung,“ antwortete er. „Ich erwarte den Erfolg meiner Reiſe, nicht zwar von dem Vater, aber von der Tochter, die mich liebt, und der ich Dankbarkeit ſchuldig bin.“

„So gehen ſie, Herr Ferdiner; alle meine beſten Wünſche ſollen ſie begleiten.“

„Das wäre denn die letzte Umarmung?“ ſagte Ferdiner, der ſie mit Inbrunſt umſchlungen

ſchlungen hielt. „Ach mir ahnet's!“ ſetzte er hinzu. „Gar zu bedenkliche Eliſe, hätten ſie mir damals ihre Hand nicht verſagt!“ —

„Leben ſie wohl!“ antwortete Eliſe, die ſich kaum der Thränen enthielt, ſeine Hand ihm drückte, und mit niedergeſunkenen Augen zurück gieng.

„Sie verlaſſen mich,“ erwiederte er, „ohne mir eine einzige Verſicherung zu geben, daß ſie mich lieben? — — Doch was wär' es! — Mir nur mehr zu fühlen zu geben, daß ich — — — Aber ich kann doch ſo nicht ſcheiden!“ — Dann gieng er einige Schritte Eliſen nach. „Eliſe,“ ſagte er, „meine Verlobte, noch eine Umarmung!“

Sie wandte ſich um, und blieb ſtehen, indem ſie ihre Thränen abtrocknete.

„O! meine immer Geliebte,“ ſagte er, zu ihr eilend und ſie umarmend, „wenn denn dieß die letzte iſt — werden ſie Ferdiners vergeſſen?“

„Sein Andenken ſoll mir eins der theuerſten ſeyn:“ ſagte Eliſe.

„O! ſo

„O! ſo geben ſie mir eine Probe davon zu meiner Verſicherung. Gewähren ſie mir eine einzige Bitte.“

„Wenn ich ſie gewähren darf:“ erwiederte Eliſe.

„Sie wiſſen, was ich lange für ſie in Gewahrſam habe. Wollen ſie nicht — —“

„Nach dem Tage ihrer Vermählung,“ ſagte Eliſe.

„Hab’ ich ihr Wort darauf?“ fragte er, und ſtreckte ſeine Hand aus. Eliſe legte die ihrige hinein, und ſchwieg. Ferdiner umarmte ſie noch einmal: ſie machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los, und gieng ſchweigend in ihr Zimmer zurück. Ferdiner ſelbſt verweilte nicht lange. Ich begleitete ihn bis an die Hausthür; er war ſo gerührt, daß er mir weniger mit Worten dankte, als durch die Innigkeit, womit er mir die Hand drückte, und die Thräne, die ihm im Auge blinkte, und die ich — ich Thörin! — erwiederte.

Ein und vierzigſter Brief.

Auguſte an Sophie.

Hamburg, den 9ten.

Und nun den letzten Auftritt! Von allen dreyen, eh' ichs vergeſſe, ſey hier einmal für alle geſagt: es ſind verſiegelte Schriften, die keines Menſchen Auge zu ſehen bekömmt! Doch die Beſchaffenheit der Sachen ſelbſt, die ich ſchrieb, hätte Ihnen das eben ſo gut ſagen können.

Als ich – Etiquette hin, Etiquette her! — Ferdinern bis an die Hausthür begleitet, fand ich meine Eliſe gerade in derjenigen Lage, worin ich ſie erwartet hatte: hingeworfen aufs Canapee, die Augen auf die Erde geheftet, die Wangen voll Thränen, das Tuch, ſie abzutrocknen, in der Hand. Da ich hinein trat, ſtand ſie auf, kam mir eilig entgegen, und warf ſich um meinen Hals. „Mußten ſie mir dieſen Auftritt machen?“ ſagte ſie. — „Sie wollten nur ſehen, wie ſchwach ich bin. So ſiehe denn, meine liebſte Auguſte,

guſte, die ganze Schwachheit deiner Eliſe, und laß mich an deinem Buſen ausweinen!“

„Liebe,“ antwortete ich ihr, „das war einer von den ſchönſten Auftritten in deinem ganzen Leben! Wenn du wüßteſt, wie lieb ich dich habe, um dieſer deiner edlen Weichlichkeit willen!“

„War ich nicht gar zu ſchwach?“ erwiederte ſie. „Mich dünkt, ich hätte ihm viel weniger verrathen ſollen.“

„Nein,“ ſagte ich. „Hätten ſie mehr Herrſchaft über ſich gehabt; ſo würd' ich glauben, ſie hätten der Liebe viel weniger: und wo nichts iſt zu beherrſchen, o! da läßt ſich gut Herrſchaft halten.“

„Aber der Folgen wegen!“ erwiederte ſie.

„Eben der Folgen wegen;“ antwortete ich. „Da er ſah und fühlte, wie warm ihre Liebe war, und dennoch bey ſeiner Entſchließung beharrete; ſo ſind ſie nun verſichert, daß er ſehr ernſthaft, und feſt entſchloſſen iſt.“

„Gott geb es!“ ſagte ſie.

„Das iſt ein Wunſch, den ich bey tauſenden unſers Geſchlechts, wenn ſie ſo lieben, ſchwerlich als ernſthaft gemeynt verſtehen würde.“

„Er iſt doch aufrichtig, meine Auguſte; das weiß mein Gott!“ antwortete ſie.

„Aber dieſe Thränen dabey?“ ſagte ich ſcherzhaft, und wiſchte die Thränen ihr ab.

„Sie ſtrafen mich nicht Lüge,“ erwiederte ſie. „Ich verliere, verliere ja ihn! Und ſollt' ich meinen Verluſt nicht fühlen dürfen?“

„Weine ſie alle, alle an dem Buſen deiner Auguſte aus! Siehe, meine Augen antworten dir.“

„Möchte das nur der letzte Auftritt geweſen ſeyn!“ ſagte ſie.

„Ich befürchte:“ antwortete ich.

„O! ſie ſind unartig!“ ſagte Eliſe.

„Soll ich denn ſagen: ich hoffe? Hoffnung iſt Freude über ein Gut, das man gewin-

gewinnen wird: und ich kann nicht ſagen, weder daß es mir gut ſcheine, daß ſie ihn verlieren, noch daß ich mich über ihren Verluſt freue. Soll ich ſagen: ich wünſche? Das iſt anſtößig. Alſo — Doch da fällt mir ein, wie es Ferdiner ausdrückte. Er erwarte, ſagte er: und das iſt das beſte Wort. Alſo, mein Kind, ich erwarte es.“

„Daß der Vater ſich bereden laſſe?“ fragte Eliſe.

„Das kaum,“ antwortete ich. (Ich wußte ja die ganze Sache.) — „Aber wohl, Julie; denn ſie liebt ihn unausſprechlich.“

„Freylich, wenn man ſo liebt,“ antwortete Eliſe mit einem tiefen Seufzer, „wie ſchwer iſt es, andern Stimmen Gehör zu geben, als allein der Liebe! — Aber können ſie das Mittel billigen?“

„Sie wohl nicht, mein Kind!“ antwortete ich ſehr ehrbar.

„Ich muß es geſtehen;“ ſagte ſie.

„Das kann ich denken!“ war meine Antwort.

„Und glauben ſie, daß Julie ſich entſchließen wird?“ fragte ſie.

Ich lächelte, ſah ſie an, umarmte ſie, und antwortete: „aus welchem Winkel deines Herzens kömmt dieſe Frage? Fürchteſt du's?“

„Weiß ich auch, wie ſchwach mein Herz iſt!“ antwortete ſie. „Ich fühle meinen Verluſt, liebe Auguſte: es mag leicht Furcht ihren Antheil an der Frage haben. Aber eine heimliche Trauung wider väterliche Genehmigung iſt doch in der That für ſich ſelbſt anſtößig!“

„Sie würden ſich alſo nicht dazu bereden laſſen?“ ſagt' ich.

„Schwerlich;“ antwortete Eliſe.

„Auch von ihm nicht?“ fragt' ich.

„Ich darf es wohl verneinen;“ ſagte ſie. „Es war ja einmal mein eigner Fall.“ —

Damit Sie dieß verſtehen, Sophie, muß ich geſchwind ſagen, daß es eine Thatſache iſt, die Eliſe mir vorher ſchon

in

in ihren Briefen erzählt hatte. *) Nun glaub' ich zwar, weil Julie nicht eben Eliſe iſt, daß ſie weniger Gewalt über ihre Liebe haben wird; aber es fiel mir ein, daß ich Eliſens Furcht beſſer nützen könnte, als ihre Erwartung des Erfolges, um ſie deſto eher zu der Reiſe nach Lübeck zu bewegen, die ſie unſern Verwandten zugeſagt hat. Darauf gründete ſich denn die Wendung unſerer weitern Unterredung, davon ich nur kürzlich noch das Wichtigſte ausziehen will.

Ich ſtellte mich, als ob ich ſelbſt an Juliens Einwilligung zweifelte. Als ſie darüber unruhig wurde, und mich fragte: was ſie denn thun ſollte? ſchlug ich ihr die Beſchleunigung der Reiſe vor, wo ſie doch noch einen Monat Zeit gewinnen könnte, den Lauf der Sache abzuwarten. Sie wollte ungern, endlich entſchloß ſie ſich doch.

Wenn Sie alſo könnten, Sophie, ſo rieth' ich, Sie kämen über, um ſie abzu-

*) S. Th. 4. Br. 47.

holen. Eliſe fährt nicht gern allein, und ich, die Wahrheit zu ſagen, mag bey den Auftritten nicht wieder zugegen ſeyn, und bleibe lieber hier. Ich riethe dann aber, Sie kämen bald!

Dieß iſt dennoch für Sie, die Sie immer ſo ganz für die Larnerſche Partie waren, das Wichtigſte in meinen Briefen. Dazu will ich Ihnen noch einen andern Wink geben; und dann hab' ich nichts weiter mit der Sache zu thun. Ich beſorge ſo ſchon, daß ich eine kleine Treuloſigkeit an meiner Freundin begehe.

Es iſt mit Ferdinern abgeredet, und als eine Bedingung geſetzt, daß er Julien vorher ſeine Ankunft melde, und ſie in ſeinem Briefe zu der kurzen Entſchließung, die ſie zu nehmen hat, vorbereite. Sehen Sie nun zu, daß Sie das Ihrige beytragen, dieſelbe zu bereden; und machen Sie Ihre Anſtalten, wie Sie es am beſten finden. Ferdiner wird nächſtens kommen; den eigentlichen Tag weiß ich zwar nicht. Wollte Ihr Bruder ſich ins Spiel miſchen, deſto beſſer! Er, als ein Freund

Wol=

Wolmers, wird Julien leichter bereden; und wenn die Trauung in ſeinem Beyſeyn geſchähe, ſo kann er die Handlung deſto leichter bey dem Vater wieder gut machen. Ich verſpreche mir nicht wenig von dieſem Einfall. Und nun kein Wort mehr! —

Zwey und vierzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 8ten.

Es iſt entſchieden! Eliſe will, ich ſoll nach Färmbüll. Sie will — es es iſt entſchieden! Mag denn mein Onkel noch einmal die Freude haben, mir abzuſchlagen. Ich ſehe es voraus: aber mag er! Ich will wenigſtens den Sieg genieſſen, ihn aufs äußerſte zu treiben, daß er ſein Unrecht, wenn er's nicht vergüten will, doch fühle, und für ſich ſelbſt erröthe: und dennoch will ich meine Anſprüche auf Julien auch ohne ſeine Erlaub-

niß gültig machen. Was hat er am Ende zu erlauben? Ein Pflegevater, der durch die Güter der Mutter ſeiner Tochter glücklich geworden iſt: was hat er über dieſe zu gebiethen? Rathen mag er, mehr nicht. Und geſetzt, daß Julie gewiſſe Verbindlichkeiten hätte, der Dankbarkeit oder Gefälligkeit, ſeinem Rathe gern zu folgen: geſetzt, daß ſeine Stimme auf einige Weiſe nöthig wäre, hat er ſie nicht längſt ſchon mir gegeben? mir angeboten? mir — ach! das war ja mein Unglück! — aufgedrungen? Darf er ſie wieder zurück nehmen, nach dem allen, was er gethan hat, mich los und wieder feſt zu ketten; darf er? Ich will ihm zeigen, daß er nicht darf; und alle Empfindungen der Ehre, und der Redlichkeit wider ihn ſelbſt empören. Will er dennoch ſein Wort zurück nehmen, ſo nehm' ers zurück! Ich bedarf ſeiner dann nicht mehr, wenn nur Julie ihre Liebe mehr entſcheiden läßt, als die Bedenklichkeiten und eingebildeten Pflichten, ich weiß nicht welcher kindlichen Folgſamkeit.

Es wäre wider alle meine Erwartung, Eduards, und würde mich unſinnig machen, wenn Julie mir zu entſagen weniger achten ſollte, als dem eigenſinnigen ungerechten Willen desjenigen nicht zu folgen, den ſie bisher gewohnt war, Vater zu nennen! Ich hätte dann zwar das Recht, Abweiſung durch Gleichgültigkeit zu erwiedern, und meine Erſetzung von Eliſen zu fordern, und zu erwarten; denn das iſt die Bedingung, die wir gemacht haben. Aber ſo innig meine Liebe von je her gegen Eliſe geweſen iſt; ſo gänzlich mit dem Beſitz ihres Herzens und ihrer Perſon alle meine Wünſche würden befriediget geweſen ſeyn: ſo gewaltig ſtößt und treibt mich doch Unwillen, und ich weiß nicht, welch ein Gefühl von Ehrliebe oder Stolz, dieſen Triumph meinen Onkel nicht gewinnen zu laſſen. Ich kann nicht ohne glühende Wangen an die Erniedrigung denken, daß auch ſie, auch ſie mich abwieſe; ſie, um derentwillen ich mich endlich überwinden konnte, Eliſen zu verlaſſen; zumal wenn dieſer Dankwart ſeine

Abſich-

Abſichten erreichen, und durch meine Verweiſung und Beſchimpfung ſein Werk krönen ſollte! —

Dieſes iſt die Verfaſſung meines Herzens, die Geſinnung und der Vorſatz, womit ich noch einmal nach Fårmbüll gehe. Seyn Sie verſichert, daß ich nichts, nichts unterlaſſen werde, die Entwürfe meines Gegners zu vereiteln, und den Eigenſinn meines Onkels entweder zu entwaffnen, oder zu verſpotten. Die Wahrheit, mein Bewußtſeyn, der Unwille über ſein ungerechtes Verfahren, und das Gefühl gekränkter Ehre werden auf meiner Seite ſeyn, und meinen Vorſtellungen eine Gewalt geben, die ihn wenigſtens erſchüttern ſoll. Hilft nichts; ſo werd' ich ihm zeigen, daß meine Rechte, die Rechte eines Verlobten, über Julien größer und heiliger ſind, als eines bloßen Verpflegers, der den Namen Vater in jedem Verſtande fälſchlich geführt hat. Ich werde ihm dann ſagen, daß ich ſeine Einwilligung nicht bedarf, und nicht mehr mag. —

Julie

Julie ſoll und muß die Meinige ſeyn; es ſey denn, daß ſie ſelbſt nicht wollte; und das befürchte ich nicht, wofern es ihm und andern, die an ſeinen neuen Entwürfen mit arbeiten, nicht gelungen iſt, auch ſie durch dieſelbe Fabel zu täuſchen, die er ſich will für Wahrheit haben aufheften laſſen. —

Ich habe Julien vorgeſtern durch einen Brief zu meiner Ankunft auf morgen, und meiner Abſicht vorbereitet; aus dem Gefühl einer gekränkten Ehrliebe geredet; betheuret, daß alles, was mir im Betracht Luiſens vorgeworfen worden, Lüge ſey; ſie meines beſten Bewußtſeyns aufs heiligſte verſichert; an ihr mir gegebenes Verſprechen erinnert; die wenige Verbindlichkeit gezeigt, wodurch ſie verpflichtet ſeyn kann, ſich von dem unbilligen Eigenſinn eines Mannes beherrſchen zu laſſen, der nicht ihr Vater iſt, und alle diejenigen Anſprüche, die er, als ihr bisheriger Beſchützer und Rathgeber, auf ihre Liebe und Gefälligkeit hätte haben können, auf einmal dadurch vernichtet hat, daß er, um nichts-

würdiger Verläumdung willen, alle ſeine Verbindungen aufzuheben ſucht. Auf alle dieſe Betrachtungen gründet ſich meine Bitte, daß ſie ſich entſchließe, mir als die Meinige zu folgen, und endlich durch die Trauung unſere Verbindung ſo feſt zu knüpfen, daß meine Gegner die Luſt verlieren, uns ferner das Leben unangenehm zu machen.

Ich habe ſie gebeten, dieſen Brief meinem Onkel zu zeigen. Ich weiß nicht, ob ſie es thun wird: aber ich wünſche, daß er ſehe, wie entſchloſſen ich bin. Morgen iſt der Tag, den ich ihr zu meiner Reiſe beſtimmt habe. Es wird warme Auftritte geben: aber ich bin bereit!

N. S. Wie man mir alle Wege zu verbauen ſucht! — Eben kommt ein Brief von Julien. — Keine Antwort auf meine Frage; ſondern eine Fürbitte für Luiſen! — Alſo auch Julie glaubt das Mährchen? — Liebe Betrogene; auch du? Und denkſt nicht mehr an unſere letzten Unterredungen, meine offenherzige

Erzäh-

Erzählung, meine warme Verſicherungen und deine gänzliche Zufriedenheit? — Ich könnte mit Luiſen in irgend einer Verbindung ſtehen, ich, der ich dir Eliſen aufzuopfern entſchloſſen war? —

Was mehr? Julie iſt betrogen. Ich muß ſie überzeugen, daß ſie betrogen iſt. Es bleibt dabey: ich reiſe. — Hier iſt indeß der Brief. Es lohnt der Mühe, ihn zu leſen, wie gewiß ſie die Erdichtungen glaubt, um auf die tiefen Erfindungen ſchließen zu können, wodurch man ſie getäuſcht hat!

Drey

Drey und vierzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 28ten.

Luiſe hat ſich ſeit unſerm Beſuche nach Färmbüll unglaublich verändert. Sie redet mit niemand, antwortet wenig und kurz, iſt tiefſinnig, ſucht die Einſamkeit und ſchließt ſich ein, um einem unbegreiflichen Kummer nachzuhängen. Heute fand ich im Garten einen Platz, von wannen ich durch die Fenſter in ihr Zimmer ſehen konnte. Da belauſcht' ich ſie in ihrer Beſchäfftigung: und wie zerriß es mir das Herz, zu ſehen, wie das geliebte Mädchen in tiefer Niedergeſchlagenheit ohne Bewegung da ſaß, oder die Hände vor ſich niederwärts gefaltet, eine lange Weile ſtand, und die naſſen Augen gen Himmel richtete! Itzt gieng ſie haſtig auf und nieder, als wenn ſie irgend einen Entſchluß, oder eine Ausführung, die ihr Herz erleichterten, überdächte; dann ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch, und warf einige

flüch-

flüchtige Zeilen aufs Papier hin. Jtzt ſchien es, als überdächte, oder überläſe ſie das Geſchriebene. Die Erinnerung an die Urſachen ihrer Leiden kam zurück, ſie ſeufzte, ließ, in Thränen zerfließend, die Feder aus der Hand fallen, das vergrämte Geſicht ſank auf den Arm, und da ſaß ſie wieder in tiefen Gedanken — — Liebſter Thomä, welche Qual für mich, das anzuſehen! —

Ich bin deſto unruhiger, je weniger ich die Urſache dieſer Veränderung erſinnen kann! — Sie erzählte mir vor einiger Zeit, wie nahe ſie der Gefahr geweſen ſey, irre zu werden. Wenn dieß ein Rückfall wäre? — O Gott! erhalte mir dieſe gute, ſchöne geliebte Seele! Tröſte, ſtärke, beruhige ſie! Alle ihre Empfindungen, was ſie denkt, redet, oder thut, ach das alles, alles iſt ja ſo ſanft, ſo gut, ſo unſchuldig, ſo edel! — —

Die Mutter, nicht weniger beſtürzt, als ich, ſcheint nichts Geringers zu beſorgen. Ich konnt' ihr nicht verſchweigen, daß wir zu Färmbüll geweſen waren. Sie

fragte, ſo bald ſie die Unruhe ihrer Tochter bemerkte, was uns begegnet wäre? Als ich ihr ſagte, ich wüßte nichts Böſes, außer dem, was Luiſen bey dem Beſuche ihrer Freundin zu Färmbüll zugeſtoßen ſeyn mögte; ſchien ſie ſogleich auf eine Urſache zu vermuthen. „So?“ ſagte ſie, „ein Beſuch nach Färmbüll?“ und fragte ferner: ob Luiſe mit ihrer Freundin allein geweſen ſey? eine Frage, die ich nicht anders beantworten konnte, als mit der Erklärung, daß wir voran in einem Bauerhauſe abgetreten wären, wo ich geblieben wäre, und Luiſen zurück erwartet hätte; weil ich Bedenken getragen, den Beſuch mit zu machen. — Es reuet mich unbeſchreiblich, daß ich zurück blieb; allein wie konnt' ich dieſen Erfolg erwarten? und meine Urſachen fallen Ihnen leicht auf. Sie ſind eben dieſelben, die mich ſchon, ſo lange ich hier bin, abhielten, und abhalten mußten, irgendwo bekannt zu werden, am wenigſten auf Färmbüll. Die Mutter, die nicht anders weiß, als daß ich ein Fremder bin, brauchte keine andere

Urſache zu wiſſen. Sie fragte auch nicht darnach: weil ohnedem ihre Gedanken eine wichtigere Beſchäfftigung hatten. Sie ſann über meine Nachricht eine Weile nach, und wollte zu ihrer Tochter ins Zimmer, um ſie ſelbſt zu befragen. Als ich ihr aber vorſtellete, daß Luiſe Urſach haben würde, auf mich unwillig zu werden, weil ich das verrathen hätte, was ſie mir gewiſſermaßen gebothen, zu verſchweigen; ſo ließ ſie ſich einreden, es nicht zu thun. — —

Abends.

Ich habe eine neue Unterredung mit der Mutter gehabt. Aber die Frau hat mich, oder ich habe ſie nicht, und vielleicht hat keiner von beyden Theilen den andern verſtanden. Es ſchien itzt, als ob ſie auf eine andere Urſache vermuthe, als dieſen Morgen.

„Haben ſie vielleicht auf dem Wege," ſagte ſie, „mit Luiſen von dem Herrn Thomä geredt, und ſeine Sache ein wenig zu eifrig getrieben? Meine Luiſe iſt

ein Mädchen von ſehr zärtlichem Gewiſſen; und ob ich ſie gleich für unſchuldig gegen Herrn Thomä erklären, und mir vielmehr ſelbſt die Schuld beymeſſen muß, weil ich die Verbindung damals wünſchte, und ſie durch meine zu andringlichen Vorſtellungen wider ihre Neigung zur Einwilligung beredete; ſo könnte doch nun leicht neues Zureden ihr Gewiſſen beunruhiget haben; und das wäre die Veränderung, die wir nicht zu erklären wiſſen.“

Ich ſagte ihr: daß ich zwar vor einiger Zeit die Sache meines Freundes freylich mit demjenigen Eifer betrieben hätte, den ich ſeinem Vertrauen zu mir ſchuldig geweſen wäre: allein, da Luiſe mir einigemal mit aller Offenherzigkeit ſo geantwortet hätte, daß mir keine Hoffnung übrig geblieben wäre; ſo hätte ich, nach der Abrede mit Ihnen, nicht weiter davon geſprochen. Vielmehr wäre ich ſeitdem nur darauf bedacht geweſen, das Beſte eines andern zu befördern, der kein andres Glück mehr in der Welt zu wünſchen hätte, wenn er nicht ſehr undankbar gegen die Fürſe-

hung

hung ſeyn wollte, und gewiß auch kein andres mehr wünſche, als dasjenige, was nun dem Herrn Thomä verſagt wäre.

Sie ſehen, daß ich im Begriff war, mich völlig zu erklären. Ach! mein Freund, ich war ſchon oft durch den Umgang mit dem liebenswürdigen Geſchöpfe ſo weit geweſen, und hatte ſchon oft wider meinen Vorſatz der Mutter zu viel verrathen; aber itzt hatte dieſer traurige Gemüthszuſtand Luiſens, der durch die lebendigſte Mitempfindung meine Liebe unendlich vermehrte, mich ſo gänzlich überwältigt, daß ich nicht länger zurück halten konnte. Alſo war es in dieſem Augenblick mein Vorſatz, mich zu erklären. Ich ſagte mit Vorbedacht, was ich ſagte; und wartete nur auf diejenige Frage, die ich der Mutter dadurch in den Mund gelegt hatte. Allein ſie fragte nicht. Ich ſchrieb es einer Gedankenzerſtreuung, oder einer anſtändigen Beſcheidenheit zu, die einer Mutter eben nicht erlaubt, mit dergleichen Fragen entgegen zu kommen, und trat ihr näher.

„Sie kennen den Herrn Ferdiner,“ ſagt' ich. Sie wurde auf einmal aufmerkſam. „Sehr wohl,“ ſagte ſie. „War er dieſer andere, davon ſie redeten?“ — „Ich wollte nur wiſſen,“ antwortete ich, „ob er vor der Zeit, ſeitdem ich hier bin, an ſie geſchrieben hat?“ Sie erinnerte ſich deſſen, und zwar, daß er eines Antrags erwähnet hätte, den ſie damals unrecht verſtanden: „vielleicht,“ ſetzte ſie hinzu, „verſteh' ich ihn itzt beſſer.“ „So bedarf es denn weiter keiner Erklärung:“ ſagt' ich, und ergriff mit Freuden ihre Hand, die ich küßte. „Aber was antworten ſie?“ fragt' ich weiter. — „Ich?“ ſagte ſie, mit einem Tone, und einem Geſichte, die ihre ganze Zufriedenheit ausdrückten: „ich? Wollte Gott, daß es noch von mir allein abhienge! — Hätte der Mann ſich eher, oder damals wenigſtens deutlicher erklärt, — glauben ſie mir, wir wären vieler Unruhen überhoben geweſen!“ — Indem ſie weiter reden wollte, kam das Mädchen, und bath ſie, eilig zu Luiſen zu kommen. —

Noch einmal: Verſteh' ich die Frau, und hat ſie mich verſtanden oder nicht? Hätte der Mann ſich eher, oder damals wenigſtens deutlicher erklärt! — Was war das geſagt? Welcher Mann? Ferdiner? Wie konnte er ſich eher erklären, als er meinen Auftrag hatte? Ich habe ja mehr als zehnmal erzählt, zu welcher Zeit ich aus London nach Hamburg gekommen war. — Aber ſie konnt' es vergeſſen haben; und freylich ſollte Ferdiner nur ſondiren, folglich meinen Namen nicht nennen; alſo hat er ſich nicht deutlich erklären können. Das läßt ſich denken. Allein was wäre ihr an meinem Namen gelegen geweſen? Der Name eines völlig Unbekannten iſt ja um nichts deutlicher, als keiner. Und welcher Unruhen wären wir durch eine deutlichere Erklärung überhoben geweſen? — Ich zweifele, ob ich ſie verſtehe, oder ſie mich! —

Vier und vierzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 29ten.

Wem Kopf und Herz arbeiten, für den hat der Schlaf kein Bündniß mit der Nacht. Ich hatte die Mutter geſtern nicht wieder geſehen; und ſo war bey einer Menge von Gedanken, die auf keiner Seite weder Ende noch Ausgang fanden, keine Hoffnung zur Ruhe für mich. Dieſen Morgen eilt' ich deſto geſchwinder, ſie zu ſprechen.

„Wir haben uns geſtern ohne allen Zweifel nicht verſtanden,“ ſagt' ich, „und ich muß ihre Geſinnungen wiſſen. Sie verſicherte, daß ſie mich völlig verſtanden hätte. „Ihr Antrag,“ fuhr ſie ſogleich fort, ohne mich reden zu laſſen, „war für einen Mann, von dem ich dergleichen erwarten mußte, und lange erwartet hatte.“ — Indem ſie mich bey dieſen Worten mit einem Lächeln der Zufriedenheit anſahe, glaubt' ich wieder, daß ſie mich dennoch

noch verſtanden hätte: denn freylich hatte ſie meinen Antrag lange erwarten müſſen. Alſo wollt' ich ſie nicht unterbrechen, um ihre Meynung deſto geſchwinder zu erfahren. „Dieſer Mann," fuhr ſie fort, „wird ihnen ſchwerlich etwas von ſeinen Geheimniſſen verſchwiegen haben: alſo was würd' es mir helfen, zu verhehlen, daß Luiſe ihn lange geliebt, daß ſie um ſeinetwillen ſich von dem Herrn Thomå, den ſie zwar hochachtete, aber niemals lieben konnte, losgeſagt hatte, ja daß ſie um ſeinetwillen, da alle Umſtände ſich anließſen, als dächte er ſie um eine andere, freylich zwar viel reichere Partie, zu verlaſſen, (er weiß am beſten, in welchem Zuſtande?) — in eine Melancholie verfallen war, die den gänzlichen Verluſt ihres Verſtandes drohete: was würd' es, ſag' ich, mir helfen, ihnen das alles zu verhehlen? Vielmehr muß ichs ihnen ſagen, damit ſie die kleine Schwürigkeit, die ich ferner zu erzählen habe, deſto deutlicher verſtehen, und ſich nicht befremden laſſen."

Was ſagte die Frau? Ich verſtand nichts. Meine Gedanken waren in ein ſolches Labyrinth geführet, daß ich ſie nicht aus einander wickeln, mich nicht beſinnen, kein Wort ſprechen konnte. Sie fuhr immer fort:

„Ich begriff geſtern bald die Abſichten Ihres Freundes, warum ſie zu uns kamen unter der Verkleidung eines ſo nahen Anverwandten; und ob ich gleich noch nicht ſehe, wozu dieſe Umſchweife dienen konnten, mag doch Herr Ferdiner ſeine gute Urſachen dazu gehabt haben. Dieß, als Nebenſache, ließ ich dahin geſtellt ſeyn; genug, daß ich die Hauptſache verſtand, die denn mit meiner Erwartung völlig übereinſtimmte. Alſo gieng ich zu meiner Tochter; vor dasmal nur um ihre gegenwärtige Geſinnung gegen ihn auszuforſchen, ohne die Hauptſache deutlich zu ſagen, und ihren Antrag zu wiederholen.“

Es fieng an, licht um mich zu werden: aber verhaßtes Licht. Ich ſaß betroffen, und ſprachlos, und konnte noch nichts, als hören.

„Ich

„Ich habe ihnen,“ ſagte ſie weiter, „geſtern ſchon geſagt, welch ein zärtliches Gewiſſen meine Luiſe hat: itzt muß ich eine Handlung von ihr erzählen, darüber ſie erſtaunen werden. Freundſchaft gehet bey ihr über alles; ſelbſt über die Liebe. Sollten ſie es glauben, daß ſie ihren Geliebten durchaus einer Freundin überlaſſen wollte, und die Sache ſo weit kommen ließ, daß er in der That mit dieſer verſprochen wurde? Es iſt ein Beyſpiel, das ſchwerlich ein gleiches vor ſich hat, und ſchwerlich ein gleiches nach ſich haben wird, zumal wenn ſie die Umſtände des armen Mädchens wiſſen, die Ferdiner ihnen doch nicht verhehlet haben wird.“

Immer heller! Was war das, was ſie von Ferdinern, und von gewiſſen Umſtänden Luiſens ſagte? Die Erinnerung der Worte des Predigers gab der Dunkelheit dieſer Worte eine verhaßte Erklärung. Ich verſtand mehr, als ich wollte; und anſtatt daß ich vorher nicht hatte reden können, wollt' ich nun nicht, um die Geſchichte ganz auszuhören.

„Von

„Von dieſer übertriebenen Großmuth theils, theils auch von einem Unwillen über Ferdiners Wankelmuth, denn Untreue will ichs nicht mehr benennen, mußt' ich ſehr beſorgen, ſie mögten das Mädchen dahin gebracht haben, daß ſie ſich entſchloſſen hätte, ihn nicht wieder anzunehmen; und dieß hatt' ich von ihrer feinen Denkungsart deſto mehr zu fürchten, da ſie weiß, daß ich gethan habe, was ich als Mutter thun mußte, Ferdinern mit allem Ernſt zu ihr zurück zu bringen. Ich will ſagen, es war zu vermuthen, da er nun ſeinen Antrag durch ſie erneuert, daß Luiſe denken würde, es geſchähe mehr aus Zwang, als aus Liebe; und dieß ſind die kleinen Schwürigkeiten, die ich ſchon gefunden habe, die uns aber eben nicht abſchrecken müſſen. Ich habe ſie geſtern nur geprüfet; alſo ihr nur wenig erklärt; und ich fand, was ich beſorgt hatte. Sie leugnete ihre Liebe gegen ihn; und als ich halb im Ernſt, halb im Scherz fragte: was ſie thun würde, wenn er nun wirklich wiederkäme, ihr ſeine Hand anzutragen? gerieth

rieth ſie in groſse Unruhe, und verſicherte, ſie könne, wollte und würde ihn nicht annehmen. Das ſind denn ſo Verſicherungen, die ſelten gehalten werden. Itzt,“ ſetzte ſie endlich hinzu, „will ich wieder zu ihr. Es iſt nun eine Nacht darzwiſchen, und die pflegt in ſolchen Angelegenheiten viel zu verändern.“ —

Sie war im Begriff, zu gehen; aber itzt war es für mich Zeit, zu reden. Ich ſagte ihr, daſs ſie mich durchaus nicht verſtanden hätte, und bat ſie, mich erſt reden zu laſſen, ehe ſie ihre Tochter in einen Irrthum ſetzte, der bedenkliche Folgen haben könnte; ob ich gleich, was Ferdiners Geſinnungen beträfe, in völliger Ungewiſsheit wäre. Sie ſahe mich mit Befremdung an; aber ich fuhr fort: Der Antrag, den ſie in deſſen Briefe geleſen hätte, wäre nicht für ihn, ſondern für mich; wenigſtens hätt' ich ihn darum gebeten: und wenn er ihn ja für ſich ſelbſt gemeynet hätte; ſo wäre doch nichts gewiſſer, als daſs ich meine bisher geſpielte Rolle nur entweder für Thomä, oder, da

ich

ich ſchon voraus geſehen, daß daraus nichts werden könnte, nur für mich, aber keinesweges für Ferdinern geſpielt hätte, wie ſie ſelbſt leicht aus allen meinen Reden und Handlungen erſehen würde, wenn ſie ſich derſelben nur erinnern wollte. Daß ihre Tochter aber mit Ferdinern in Verbindung, und zwar in ſo genauer Verbindung, ſetzt' ich mit Fleiß hinzu, geſtanden wäre, davon wüßt' ich ſo wenig, daß ich vielmehr über dieſe Nachricht erſtaunte. Dieſer unerwartete Ausgang zerſtöre meine beſten Ausſichten, meine ſchönſten Entwürfe, meine herzlichſten Wünſche. Ich ſähe nun zwar keine Auskunft für mich; allein demohngeachtet wollt' ich doch nicht verſchweigen, da es ſchiene, als wenn ſie ſehr für die Partie mit Ferdinern eingenommen wäre, daß, perſönliche Eigenſchaften bey Seite, der Vortheil der übrigen Umſtände vielleicht auf meiner Seite wäre. Denn einmal, was ſeine Liebe für Luiſen beträfe, ſo ſchiene ſie mir aus ihrer Erzählung doch ſehr zweydeutig: die meinige hingegen wäre die aufrichtigſte, innig-

ſte,

ſte, und ungetheilteſte: und was ferner mein Vermögen beträfe; ſo wäre es zum allerwenigſten dem ſeinigen völlig gleich. „Mit einem Worte,“ fuhr ich fort, „ich wollte mich ungern entdecken, bloß aus Furcht, daß ich um Nebenſachen erhalten möchte, was ich nur aus Liebe für meine Perſon wünſchen kann: aber dieſer Erfolg zwinget mich dazu. Ich ſtehe mit dem Eigenthümer von Färmbüll in ziemlich naher Verwandtſchaft; meine Mutter iſt eine Tante der verſtorbenen Frau des Herrn Wolmer, und alſo eine Großtante ſeiner Tochter. Dieſe Mutter erwart' ich nächſtens aus Archangel: und ſo wird ſich im Kurzen finden, wer ich bin. Daß ich mich bisher für einen andern ausgebe, dazu hab' ich, außer den angeführten, noch andere Urſachen, die ich ihnen itzt nicht ſagen kann; und da ich doch nun weiter nichts von ihnen zu erbitten habe; ſo will ich ſie nur bitten, das, was ich ihnen itzt von meiner Perſon entdeckt habe, noch auf eine kurze Zeit zu verſchweigen.“

„Ich hatte nicht erwarten können,“ ſetzt’ ich hinzu, „daß die Sache und meine Entwürfe dieſen Ausgang nehmen würden, wenn ich ihnen gleich anfänglich verſprach, daß ſie am Ende auf alle Weiſe mit mir zufrieden ſeyn ſollten: denn ich ſchmeichelte mir zu gewiß mit der Hoffnung, ihr Schwiegerſohn zu werden. Indeß, daß ich doch noch erfülle, ſo viel ich kann, auch die Güte, die ich bisher bey ihnen genoſſen habe, erſetze; ſo behalt’ ich mir vor, ihnen dafür meine Erkenntlichkeit zu beweiſen; und Luiſe, ſie mag nun beglücken welchen Mann der Himmel für ſie erſehen hat, ſoll wenigſtens an mir den finden, wofür ich mich ausgegeben habe, einen Bruder. Uebrigens iſts von nun an nicht mehr rathſam für mich, länger einen Theil ihrer Familie auszumachen. Ich will alſo auf morgen Anſtalt machen abzureiſen, da ich ohnedem nicht ruhen kann, ehe ich dieſen Ferdiner geſprochen habe, der mich auf eine ſo unwürdige Art hintergangen hat.

Ich kann Ihnen das Erſtaunen der Wittwe nicht beſchreiben. Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; wunderte ſich über das Mißverſtändniß, wollte, was ſie zu viel geredet hatte, wieder zurück nehmen, ſagte wenigſtens: daß ſie ſich, wie in dem Briefe von Ferdinern, ſo vielleicht auch wohl in ſeinem Verſtändniß mit Luiſen geirret haben könnte; bat mich wenigſtens, ſie nicht ſo eilig zu verlaſſen, und drang ſo lange in mich, bis ich noch einige Tage zugab. —

Das iſt der Ausgang meines Plans, den ich für ſo klug entworfen hielt, aller meiner Wünſche, und meiner beſten Hoffnungen! O Thomà! —

Fünf und vierzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 3ten April,
Morgens um 8 Uhr.

Wenn ich länger bleibe, ſo fürcht' ich, ich bin doch noch verloren. — Hätten Sie das liebenswürdige Geſchöpf leiden geſehen! Eben war ich ein Augenzeuge eines andern Auftritts. Da lag das theure Mädchen mit ſtrömenden Augen zu den Füßen der Mutter in der demüthigen Stellung einer Bekennenden oder Bittenden. Mein Herz wollte zerſpringen. Es ergriff mich, hin zu eilen, um mich neben ihr nieder zu werfen, und durch meine Bitten die ihrigen zu unterſtützen. — Da lag ſie — O! wie liebenswürdig, wie unumſchränkt herrſchend über mein Herz in dieſer tiefſten Demuth! — Ihre Worte konnt' ich nicht vernehmen; aber Geſicht, Miene, Bewegung und Stellung waren mächtigere Sprache für mich, als alle ihre Bitten für die Mutter zu ſeyn ſchienen.

Dieſe

Dieſe ſah' ihre Tochter eine Weile ernſt-
haft und nachdenkend an, und ließ ſie lie-
gen. Ließ ſie liegen, liebſter Thomä!
Die Fühlloſe, wie konnte ſie das? End-
lich bildete ſich ihr Geſicht zu einer mütter-
lichern Miene: ſie hub Luiſen auf, und
ſchien ihr ſanftmüthiger zuzureden: aber
Luiſe war noch nicht getröſtet. Sie zerfloß
itzt in Thränen, und ſchien durch die De-
muth, die ſich in ihrem Geſichte, ihrer
Stellung und Bewegung ausdrückte, ihre
Bitten zu wiederholen. Die Mutter wur-
de zuletzt erweicht, und Luiſens Geſicht
verklärte ſich. Hoffnung färbte ihre Wan-
gen mit der Farbe der Freude unter den
herabrinnenden Thränen. Sie führte die
Mutter zu ihrem Schreibtiſch, und gab
ihr ein Papier, das ſie aus der Schiebla-
de zog. Die Mutter las es mit einer be-
dachtſamen Miene, welche noch Mißver-
gnügen zu verhalten ſchien, und Luiſens
Auge hieng voll ängſtlicher Erwartung an
ihrem Geſichte. Endlich gab ſie Luiſen
das Papier zurück, und die Unterredung
ſchien ruhiger zu werden. Sie ſetzten ſich,

ich konnte ſie nicht mehr beobachten, und gieng zurück. — Ach mein Freund, ich fühle, ich liebe ſie mehr — als mir gut iſt! — — — —

Ich ſchrieb Ihnen geſtern, daß ich im Begriff geweſen wäre, abzuziehen, und daß ich nur auf Bitten der Mutter noch einige Tage bleiben wollte: aber heute — Gott weiß, was ich thun werde. Wenn nur ſie den Mann vergeſſen hätte, ihn nur vergeſſen könnte! — Wenn ſie mich liebte — ja wenn ſie mich nur lieben könnte! Nur dieſe Verſichrung, und ich glaube, ich würde alles vergeben. — Ich bin doch begierig, zu vernehmen, was ſie geſagt hat; und erwarte mit Ungeduld die Mutter — aber was erwart' ich? Eitle Hoffnung! —

Um 10 Uhr.

Könnt' ich dieſer Mutter trauen! Aber es iſt zu viel Widerſpruch zwiſchen dem, was ſie geſtern, und dem, was ſie eben ſagte. Sie wollte der Geſchichte von der verdächtigen Liebe Ferdiners und ihrer Toch-

Tochter gern eine unſchuldigere Wendung und Deutung geben; wollte das Wichtigſte als Mißverſtändniß ihrer bekümmerten mütterlichen Sorge zuſchreiben, die zu leicht eiteln ungegründeten Verdacht faſſe; wollte wenigſtens ihre Tochter nun für unſchuldig angeſehen wiſſen, und wiederholte mir die heiligen Schwüre, womit ſie verſichert hätte, daß ſie niemals die Seinige werden wollte: aber — — iſt es nicht zu klar, zu klar, daß die Frau nach den Bedürfniſſen ihrer Umſtände ſpricht? — Sie fängt an, mir nicht mehr zu gefallen, ſo unendlich ich ihre Tochter liebe.

Indeß haben ein paar Umſtände mich erſtaunlich aufmerkſam gemacht; Umſtände, von welchen ich zu gewiß weiß, daß ſie wahr ſind. —

Ich fragte ſie unter andern, wie ihre Tochter mit Ferdinern bekannt worden wäre? Sie ſagte, zu Färmbüll, durch ihre Freundſchaft mit Julien, der Tochter Wolmers, kam wieder auf den Inhalt unſerer letzten Unterredung zurück, und verſicherte,

ſicherte, daß ſie ihre Tochter ohne Urſache im Verdacht gehabt hätte. Vorzüglich, ſetzte ſie hinzu, um ihre neue Verſicherungen wahrſcheinlich zu machen, vorzüglich hätte ſich ihr Argwohn auf ein Geſchenk von Ferdinern gegründet: einen Ring, der ihr für ein gleichgültiges Geſchenk ein wenig zu koſtbar geſchienen hätte. — — Dieſe Nachricht ſetzte mich in eine hoffnungsvolle angenehme Befremdung, deren Urſache ich hier nicht ſagen kann. — Ein Ring! *) O! wär' es der mir bekannte! „Sie erinnern ſich wohl der Zeit nicht mehr," ſagt' ich, „wo ihr dieſer Ring geſchenkt wurde?"

„Vollkommen wohl;" erwiederte die Mutter: und dieſe Zeit traf mit meiner Erinnerung überein; „entweder gleich oder doch bald nach einer geſellſchaftlichen Reiſe nach Hamburg."

„Einer geſellſchaftlichen?" fragt' ich: „ſie wollen ſagen, Ferdiners und Luiſens?"

Sie

*) S. Th. 1. Br. 23.

Sie wurde ein wenig irre über dieſe Frage, antwortete aber fertig genug: ſie dächte doch auch einer dritten Perſon, Lottens, wenn ſie ſich recht erinnere. Das wüßte ſie wohl, daß ſie ſelbſt hätte mit reiſen wollen, weil es gegen die Zeit geweſen wäre, da ſie den Herrn Thomä zur Wahlpredigt erwartet, weswegen ſie mancherley kleine Verrichtungen in Hamburg zu beſorgen gehabt hätte; ſie wäre aber durch ein Flußfieber zurück gehalten worden. *)

Dieſe Beſtimmung durch die Zeit Ihrer Wahlpredigt, der ich mich aus Ihrer öftern Erzählung erinnerte, ſetzte dieſe Reiſe auf eine Zeit, welche abermal mit meiner Erwartung übereintraf. Meine Neubegierde wurde alſo größer.

„Herr Thomä hat mir den unglücklichen Erfolg dieſer Wahl erzählt,“ antwortete ich: „ſie geſchahe in den kurzen Tagen des Winters.“ So wär' es, ſagte die Mutter. Ich brach von dieſer Bege-

 ben-

*) Th. 1. Br. 17.

benheit mit Fleiß ab, ſprach wieder von meiner Reiſe nach Hamburg, und fragte: ob man ſie wohl bequem in Einem Tage abmachen könne? „Im März,“ ſagte ſie, „und im Anfange Aprils doch wohl ſchwerlich, wegen des Thorſchluſſes.“

„Da müßt’ ich denn,“ verſetzt’ ich, „unter Wegs übernachten; und wo könnte ich wohl am bequemſten ſeyn?“

Da wäre kein andres Gaſthaus, als die Landſchenke, wo auch, ſo viel ſie wüßte, alle, die dieſes Weges kämen, einzukehren pflegten.

„Auch Frauenzimmer?“ fragt’ ich; und da dieſe Frage meine Wittwe befremdete, ſetzt’ ich hinzu: „die Frage befremdet ſie; ich wollte nur ſagen, daß mir dieſes Gaſthaus theils wegen ſeiner einſamen Lage und Unſicherheit, theils auch wegen ſeiner innern Einrichtung nicht das bequemſte für feine Damen ſcheint. Ich bin zweymal da geweſen, und kenne das Haus ſehr wohl.“ —

Sie antwortete auf meine Worte nicht, wie ich erwartete. — Freylich ſtünde das Haus ſehr einſam, und unſicher; ſie hätte aber doch niemals gehört, daß jemanden etwas wäre entwendet worden. —

Niemanden etwas? Gute Mutter! ſo wüßt' ich denn mehr, als du! Ich weiß, daß hier deiner Tochter ein Ring entwendet ward, und —— O! damals war ſie gewiß noch die Unſchuldige, wofür du ſie itzt ſo gern, wider dein beſſers Wiſſen, ausgeben mögteſt: aber nach dieſer Zeit — Sie werden glauben, ich ſchwärme, und wer weiß? —

Sechs und vierzigſter Brief.

Gerſtendorf an Thomä.

Auenbrügge, den 10ten.

Sie liebt mich, Thomä, ſie liebt mich, ſo gewiß — und doch hab' ich keine Hoffnung. An der einen Seite verbieten es meine Bedenken, ſo wichtige Bedenken! an der andern ein Hinderniß, was Sie gar nicht erwarten, Luiſens eigene feſte Entſchließung, niemals zu heirathen: dieſe Entſchließung einer Seele, die, ihrer vorigen Schwachheit ſich bewußt, viel zu edel iſt, den, der ſie liebt, zu betrügen. — Ach! Sie verſtehen mich ja leicht — Es iſt umſonſt, auch wenn ich meine Zweifel vergeſſen wollte, und vergeſſen könnte, dennoch iſt alles umſonſt, was ich ſage, dieſen ihren Entſchluß wankend zu machen. —

Es iſt beynahe kein Tag hingegangen, wo ich nicht an Ferdinern ſchreiben wollte: nun iſt mirs lieb, daß es nicht geſchehen iſt. Es ließ ſich leicht voraus denken,

wie

wie er meine Fragen beantworten würde? Ach! und dieſe Entſchließung, die mir Luiſe entgegen ſetzt — Zwar ſie nennt es mit einem feyerlichen Namen, Gelübde — dieſe einzige Urſache, wenn ſie ſo bedeutend ſagt: ſie könne oder ſie dürfe ſich nicht verheirathen, iſt ja ſo deutliche Antwort für mich! — Indeß — wenn Sie wüßten, wie ich ſie liebe!

Ich habe manche Unterredung mit ihr gehabt, und noch heute — Doch ich kann ſie Ihnen itzt nicht wieder erzählen. Sie verſprach mir überdem, diejenigen Gründe, die ſie mündlich nicht ſagen könnte, vielleicht einmal ſchriftlich aufzuſetzen; und ſo lange begnügen Sie ſich. Sie können ſich ja wohl leicht ſo lange gedulden, muß doch ich mich gedulden. —

Da die Umſtände dieſe ſind, ſo iſt es Zeit, daß ich den Ort verändere; und dazu giebt meine Mutter mir — Gelegenheit? — Was wäre die mir? Gelegenheit kann ſich der immer verſchaffen, der nur erſt beſchließen kann, zu wollen.

Noth-

Nothwendigkeit war mein Bedürfniß. Meine Mutter ſchreibt mir aus Danzig, wo ſie ſich bereits befindet, und fodert mich auf, ihr bis Wismar entgegen zu kommen, wo ihr bisheriger Begleiter, ein Vetter, ſie einiger Geſchäffte halber verlaſſen muß. Da alſo erwartet ſie mich, folglich muß ich reiſen; und nachdem ich ſchon drey Tage verſäumt habe, reiſ' ich endlich morgen nach Lübeck. Wie ich dieß Haus verlaſſen werde? — Wär's noch mit Hoffnung, ſo wieder zu kommen, wie ich wünſche!

Alles hab' ich vergeſſen und verſäumt! Ich hätte meine Verwandten auf Färmbüll längſt beſuchen ſollen. Meine Mutter fragte in allen Briefen, begreift mein Schweigen nicht, und um mich zu zwingen, daß ich mich endlich zeige, legt ſie dießmal in meinen Brief einen Einſchluß an Wolmern ein. Aber nun kömmt bey mir die ſpäte Schaam, und ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihm den Brief von Lübeck aus zuſchicke. —

Sieben und vierzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 11ten.

Und wenn nun Julie mich einmal vor alle abgewieſen, und gänzlich derjenigen andern überlaſſen hätte, die zwar nicht gerechtere Anſprüche, wie ſie ſich ausdrückt, aber vielleicht doch mit ihr gleich gerechte, und in der That ältere hätte, wie ſie hinzuſetzt, was wäre mir übrig, Eduards? — Zwar Julie meynt Luiſen: aber was von der falſch und unwahr iſt, das iſt wahr von Eliſen. — —

Eben hab' ich einen Brief von ihr. — Antwort auf den, deſſen Inhalt ich Ihnen geſtern erzählte? — Wie man's nehmen will: Antwort und nicht Antwort. —

Wenn Sie ſich in Juliens Stelle denken: würden Sie Ihre Antwort auf meinen beſagten Brief, in Erwartung meiner Ueberkunft, auf eine mündliche Unterredung verſparen, wo ſich freylich alles beſſer ausmachen läßt? Vielleicht. Aber wenn Sie

Sie für gut fänden, zu antworten; ſo bin ich verſichert, geſetzt Sie zweifelten auch noch an der Wahrheit meiner feyerlichen Verſicherungen, Sie würden dieſe verſprochene mündliche Unterredung nur deſto mehr wünſchen; würden mich durch Verſicherungen, daß mir Gerechtigkeit geſchehen ſollte, zu beruhigen ſuchen; allenfalls den Weg der Güte und des Glimpfs vorſchlagen, und ſich aller Ihrer Gewalt über mich bedienen, um mich zur Gelaſſenheit und Geduld zu bereden — oder was Sie mir ſonſt immer antworten möchten; das weiß ich gewiß, die Anſage meiner Ueberkunft würden Sie nicht mit gänzlichem Schweigen übergehen: das heißt, ſie nicht wünſchen. Nicht meiner Verſicherungen und Rechtfertigungen mit keiner Sylbe erwähnen: das heißt, ſie nicht achten. Nicht auf keine einzige Zeile meines Briefes ſich einlaſſen, noch weniger in der ganzen Antwort das Ihr einziges Geſchäfft ſeyn laſſen, daß Sie mich bereden mögten, Luiſen durch Vermählung Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen: das

heißt,

heißt, vorausſetzen, ich hätte ſie beleidigt, alle meine Betheurungen nicht hören wollen, und mich ſchlechterdings abweiſen. So, ſag' ich, würden Sie mir ſicherlich nicht antworten. Leſen Sie nun Juliens Brief und wundern ſich, nichts von dem allen darin zu finden, was Sie auf alle Weiſe darin erwartet haben würden: keine Sylbe zur Beantwortung irgend einer Zeile meines Briefes; keinen Wink, daß ſie mich erwarte; keinen Buchſtaben meine Rechtfertigung betreffend: nichts, nichts, als gerade das einzige, was Sie nicht vermuthen werden, die verhaßte, verhaßte Sache Luiſens! —

Das wäre zu viel, zu viel, meine Entſchließung anders zu beſtimmen, wenn ſich nicht denken ließe, was ich ſchon vorhin beſorgte, daß mein Brief in der Hand meines Oheims hängen blieb, oder, was ich itzt lieber vermuthe, daß Juliens Antwort unter ſeinen Augen geſchrieben wurde, oder beydes. —

Ja, du magſt nun endlich auch wohl betrogen ſeyn, oder dein ſanftes biegſames

Herz

Herz mag ſich dem Eigenſinn eines Stief-vaters, der ſo viel Liebe nicht verdient, unterworfen haben, auch ohne zu glauben, was du glauben ſollſt; es mag mehr ſich quälen, bey dem Opfer, was er von dir verlangt, als du ihm zu verrathen wagſt; aber theure, theure Betrogene, oder Unterdrückte, was hilft das mir, der ich — Ach! du weißt nicht, ſanfte, ſchöne, leidende Seele, du weißt nicht, wie viel Beyſtand ich eben itzt von dir bedürfte! Itzt, wo jemals, da vielleicht Rechtſchaffenheit das Mächtigſte, wo nicht alles iſt, was meine Entſchließung für dich unterſtützt! Und Rechtſchaffenheit — ſie will freylich alles, was der Menſch ſollte: aber, o bedenke, der Menſch! — wie ſo ſelten er kann, was er will; und ſo oft nur thut, was er kann! — Vollends in einer ſolchen Lage, wo alte Verbindungen mit den neuen ſtreiten, beyde gleich unſchuldig, gleich gut, gleich mächtig, eine Auflöſung ſo gerecht zu machen, wenigſtens ſo gut zu entſchuldigen ſcheinen, als die andere! — In dieſer Lage, wo das gering-

geringſte Moment aus der einen Schaale weggenommen ein entſcheidendes Uebergewicht für die andere wird! — Ach! du ſollteſt umfaſſen, und feſt halten den Wankenden, nicht ihn loslaſſen, vielweniger hinſtoßen nach der Seite, wohin er ſchon ſchwankte! — Du ſollteſt nicht vergeſſen, was er dir ſo treu und warm aus ſeinem Herzen offenbarte; *) ſollteſt, jeden Augenblick beſorgt für ſeine Schwachheit, eilen, ihn den tauſend tauſend kleinen Zufälligkeiten und Verſuchungen zu entreißen, welche zu mächtige Kräfte werden können, ihn endlich plötzlich hinzureißen zu derjenigen Seite, wohin ſeine überwältigte Rechtſchaffenheit nicht wollte! —

Eduards, ich ſag' es, ich wanke; bin itzt ſo unſchlüßig, als jemals, und habe kaum noch ſo viel Kraft, mich zu halten an dem, was Rechtſchaffenheit von mir zu fodern ſcheint — Rechtſchaffenheit! — Ich will Ihnen nichts verſchweigen, will nicht

*) Th. 4. Br. 60.

nicht edler, nicht ſtärker ſcheinen, als ich bin. — Vielleicht iſt ſogar das nichts, als Täuſchung; oder wenigſtens, was ich der Rechtſchaffenheit allein zuſchreibe, iſt großentheils Zwang derjenigen Bedingung, die Eliſe mir vorſchrieb. Sie wollte mich nicht eher wieder ſehen, ſagte ſie, als vermählt, oder ohne meine Schuld, nachdem ich alles, was ich vermöchte, fruchtlos verſucht hätte, durchaus abgewieſen. Ich verſprach's, und war damals in derjenigen Faſſung, daß ichs mit Entſchloſſenheit konnte: aber dieſer Brief Juliens, der mich auch von ihrer Seite ſo wenig hoffen läßt — Was ſoll ich in Färmbüll? dieſelbe mündliche Abweiſung holen, die ich bereits ſchriftlich empfangen habe? — Wenn ich Eliſen nicht ſo ganz kennete, nicht ſo gewiß wüßte, daß ſie durchaus nichts von ihrer Bedingung nachlaſſen wird; nicht fürchtete, daß ſie, wenn ich wieder erſcheine, ohne mein Verſprechen in der geringſten Kleinigkeit ganz erfüllt zu haben, auch das Wenige von Hoffnung wieder zurücknehmen wür-

de, was ſie mir noch gab — dann! — Eduards, o dann! —

Acht und vierzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 12ten.

Meine Lage Eduards! Ich mag beſchlieſſen was, und ſo feſt ich will, immer, immer ein neuer Zufall, der mich zerret, reizet und dränget, anders zu beſchließen! —

Nicht zwey Stunden nachdem ich die Feder niedergelegt hatte, ſo war der Major da, der geſtern ſchon einmal vergebens gekommen war. Mit dem lebhafteſten Unwillen, und nicht geringer Verlegenheit, erzählt er mir die Urſache, die ihn nun ſchon zum zweytenmal, und dießmal ſchneller als jemals aus Lübeck herüber gejagt hätte, nämlich ſeine Stiefſchweſter aufzuſuchen. Aufzuſuchen, ſagte er: der Bruder die Schweſter — können ſie ſich ſo

was Tolles vorſtellen? Aber aufſuchen im eigentlichen Wortverſtande. Denn er wiſſe noch nicht, wo die zuſammen verſchworne Familie Eliſen verſteckt hielte. In Hamburg irgendwo wäre ſie gewiß; und hätte man ihn gleich einmal durch ein Blendwerk mit einer Naſe nach Lübeck zurück geſchickt, *) ſo wär' er doch dießmal zu gewiß auf der Spur, und der Teufel ſelbſt ſollte ihn nicht wegſchicken, bis er ſich aus ihrem eignen Munde überzeugt hätte, daß ſie wirklich eine Närrin ſeyn wollte: denn adieu parti! ſetzte er hinzu, indem er auf ſeine Doſe ſchlug, und eine Priſe ſchnupfte. — „Ich beſorgte zwar,“ fuhr er wieder fort, „daß man ſie vor mir auf alle Weiſe verborgen zu halten, und nächſtens mit ihr davon zu ziehen denkt; aber ſie ſoll mir gewiß nicht entkommen, deswegen hab' ich mich dasmal vor dem Dammthor einquartiert, gerade an der Straße, die ſie paſſiren muß; und ſollte ich ſie denn auch auf der Reiſe anhalten, ſprechen will ich ſie! —

Daß

*) Br. 31. 32. 33.

Daß ichs kurz ſage: er hatte in Lübeck aus dem Larnerſchen Hauſe die gewiſſe Nachricht bekommen, nicht nur, daß ſchon lange an einer Heirath Eliſens mit dem jungen Erben des Hauſes gearbeitet worden, welches denn die fleißigen Beſuche bald des einen, bald des andern Anverwandten, und letztlich noch der Mutter ſelbſt, und eines alten Onkels genugſam beſtätigten,*) wie er ſagte, ſondern er vermuthete auch, daß dieſe Heirath itzt ſo gut als geſchloſſen wäre; daß Eliſe ſelbſt nächſtens dort erwartet würde; daß man im Hauſe ſchon allerley Anſtalten machte, ſie zu empfangen, und daß Madam Althauſen ohne Zweifel nach Hamburg kommen würde, ſie abzuholen. —

Ich will nicht fragen: warum der Major mir das ſagte? Ob er in der That nicht wußte, wo ſeine Stiefſchweſter ſich aufhielt, und es von mir zu erfahren hoffte? Ob er meine Geſinnungen gegen ſie ausforſchen, mich beunruhigen, und be-

*) Br. 31. 33.

wegen wollte, Gemeinſchaft mit ihm zu machen, und durch meinen Einfluß bey Eliſen ihm behülflich zu ſeyn, daß ſie dieſe Vermählung ausſchlüge. Sey ſeine Abſicht, welche es wolle: das iſt gewiß, nicht alles war Erdichtung, was er ſagte. Ich überdenke itzt die Auftritte, die ich wegen Eliſen mit Dankwarten gehabt habe. Er hatte Theil genommen an einer der nichtswürdigſten Kränkungen gegen ſie, hatte gegen mich anſtößig und beleidigend von ihr geredet, *) wollte darauf plötzlich alles wieder vergüten, **) und verlangte von mir ſonderbare Familiennachrichten; ſuchte, da ihm dieß fehlſchlug, Freundſchaft mit ihr durch ſeine Schweſter; ſpielte ihr ein Geſchenk in die Hände, ließ ſie durch ihre Freundin, die gleichfalls ſeine Verwandtin iſt, nach St. Georg in Gewahrſam bringen, und fertigte nun auch die Mutter und den Oheim des jungen Menſchen an ſie ab. — Das waren,

*) Th. 2. Br. 54.

**) Th. 3. Br. 23.

waren, gelegentlich zu ſagen, die ältliche Dame und der alte Mann, die mir Georg nicht zu nennen wußte. *) — Alles dieß zuſammen genommen, was iſt wahrſcheinlicher, als die Abſicht, die der Major für gewiß verſichert? Wie ſollte dieſe Familie ſo viel ohne alle Abſicht thun? Warum dieſer Abſicht immer näher kommen? Denken ſie aber auf dieſe Vermählung; warum ſollten ſie Eliſen nicht wieder hinüberlocken nach Lübeck? Und, da die eine Verwandtin Zeugin unſers letzten Auftritts, und der Liebe Eliſens gegen mich war, dieſes größten, vielleicht einzigen Hinderniſſes — warum ſollten ſie dieſelbe nicht hinüber locken lieber heute als morgen? — Wüßte vollends dieſe Verwandtin — Ihr Herz mag ſo edel ſeyn als ihr Geſicht, und ihre Freundſchaft gegen mich ſo wahr, als ihre Worte das Gepräge der Aufrichtigkeit hatten, ein Verwandter iſt doch näher, als ein Fremder — Wüßte ſie denn vielleicht den Erfolg meiner

*) Br. 3.

ner Reiſe nach Färmbüll ſchon voraus — den doch Dankwart ohne Zweifel wiſſen wird; und warum nicht Dankwarts Schweſter, warum nicht Dankwarts Verwandte? Wüßte ſie dieſen Erfolg voraus; ſo war ſie ja Zeugin von Eliſens Verſprechen, und mußte nothwendig voraus ſehen, daß ich zurück eilen, und die Erfüllung verlangen werde. Was könnte ſie denn hoffen, als die Abſicht ihrer Familie vereitelt zu ſehen? — Würde ſie denn gerne ſehen können, daß Eliſe meine Wiederkunft von Färmbüll erſt erwarte? Alles entwirft, arbeitet und handelt nach eigenen Abſichten, und ich allein ſoll ſchlechterdings thun, was die Rechtſchaffenheit will? Keine Vermuthungen, auch nicht die wahrſcheinlichſten, achten? Allen Gutes zutrauen, auch denen, deren Abſicht und Wünſche den meinigen gerade entgegen ſeyn müſſen? Ich ſoll treuherzig nach Färmbüll, um da meine Zeit vergebens zu verſchwenden, damit unterdeß auch Eliſe — —

Nein,

Nein, das kann doch nicht geſchehen! Ich habe Eliſens Wort! Habe ihr Wort; und o! wie wahr, wie aus dem Herzen gegeben, wie zuverläßiger als der Eid der gewiſſenhafteſten Seele! Nein, ſie kann, ſie wird ſich durch keine Freundſchaft, durch keine Verſprechungen, kein Zureden bewegen laſſen, mich ſo zu hintergehen! Es wäre – Nein, ſie kann nicht! und alſo — was ſoll ich? Ich muß meine Bedingung, um ihr nicht den geringſten Vorwand zu geben, daß ſie die ihrige nicht erfülle: ich muß reiſen, und — will! Mein Schickſal wird dort bald entſchieden ſeyn. Die erſte Stunde wird mir zeigen, was ich zu erwarten habe. Ein Tag wird genug ſeyn, alles zu entſcheiden. — Dann — Ich will reiſen!

Neun und vierzigſter Brief.

Sophie an Auguſte.

Grumbuy, den 13ten.

Nein, Liebe, es iſt ſo keine Hoffnung mehr zu einem Vergleich zwiſchen Wolmern und Ferdinern: er wird die Heirath niemals zugeben; alles Zurathen meines Bruders iſt ſchlechterdings umſonſt. Ich könnte Ihnen darüber manche Urſachen, manche Muthmaßungen, vielleicht ungegründete mehr, als wahre, anführen, unter andern, daß, die Sache mit Luiſen bey Seite, (denn Sie haben Alfrieds Ebenbild, oder ſoll ich ſagen, Alfried den zweyten? nun einmal in Schutz genommen;) dieſe alſo bey Seite, könnt' ich unter andern anführen, daß Herr Wolmer ſich ſehr beleidigt findet, daß Ferdiner Julien geradezu geſchrieben hat, ſie ſey nicht ſeine Tochter, ſondern nur eine Pflegtochter, und ihm alſo keinen kindlichen Gehorſam ſchuldig. Dieß würde doch, ſagt mein Bruder, einen Mann

von Wolmers gutem leicht verzeihenden Herzen nicht ſo ſehr verdrüßen, wenigſtens nicht ſo feſt beſtimmen, ſeine Einwilligung zu verſagen, wenn nicht noch ein anderer Umſtand hinzu gekommen wäre. Der ſoll der Inhalt eines alten zerriſſenen Briefes ſeyn, der ſich von Ferdinern herſchreibt. Gott weiß, was es für eine Charteke ſeyn mag: vermuthlich ein übel verwahrtes Liebesbriefchen von vorigen Jahren, das der ſchlechte Diener Wilhelm aus Groll gegen ſeinen vormaligen Herrn, dem guten Wolmer in die Hände geſpielt hat: wiewohl Lotte von einem andern Papiere ſprach, das Ferdiner an Julien geſchickt habe. Aber was es ſey: gewiß iſts, daß dieß elende Blättchen Wolmers Entſchließung beſtimmt hat.

Dieß waren ſo ungefähr die Worte meines Bruders. Ich antwortete: es wäre ſchwerlich ein elendes Papier die Urſache dieſer Entſchließung, ſondern Eigenſinn wär' es von beyden Seiten, worunter Julie nicht leiden müßte. — „Es kann nicht anders ſeyn,“ ſetzt' ich hinzu, „Ferdiner

diner und Julie müſſen ein Paar werden, und ſie, mein Bruder, müſſen dazu behülflich ſeyn! Wenn's nicht mit gutem Willen und Wiſſen Wolmers geſchehen kann; ſo mag es ohne ſein Wiſſen geſchehen. Nun hat mein Bruder ſelbſt manche Gründe, es zu wünſchen, und dabey zu thun, was er kann; und ſo haben wir denn den Entwurf gemacht, daß ſie bey uns auf Grumbuy in der Stille getraut werden ſollen; denn wir ſind völlig überzeugt, wenn es geſchehen iſt, daß Wolmer es gern ſehen wird.

Dazu hat ſich geſtern zufälliger Weiſe die bequemſte Gelegenheit angebothen. Herr Wolmer will Juliens Groſstante entgegen; wir begleiten ihn bis Lübeck, und während ſeiner Abweſenheit, denn er denkt bis Wismar zu reiſen, verſammlen wir uns auf Grumbuy, und machen den Händeln durch des Prieſters Hand ein Ende.

Eliſen müſſen wir ſo bald als möglich in Lübeck haben: und weil ihre Ueberkunft davon abhangen ſoll, daß ich ſie abhole;

hole; ſo ſagen Sie ihr nur, daß ſie ſich fertig halte. Wir reiſen den 17ten nach Lübeck; mein Bruder denkt den 19ten oder 20ten wieder nach Grumbuy, um auf den drey oder vier und zwanzigſten mit ſeinen Anſtalten fertig zu ſeyn; denn wir können nicht wiſſen, wie bald Herr Wolmer zurück kommen dürfte, rechnen aber auf das Alter der Großtante, welche langſamer reiſen muß, acht Tage mehr. An demſelben Tage, wo er abreiſet, reiſ' ich nach Hamburg; ſo können wir des andern Morgens früh nach Grumbuy fahren, von wannen mein Bruder nach der Landſchenke ſein eignes Geſpann abſenden wird, damit wir Abends zu Hauſe ſeyn, und nach Belieben des folgenden Tages nach Lübeck reiſen können. Sie wiſſen Ihre Rolle; mehr hab' ich dießmal nichts zu ſchreiben.

Funfzigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 13ten.

Ihre Wirthin ließ mir gegen Ende des vorigen Monats ſagen, daß Sie auf einen empfangenen Brief, vermuthlich von Herrn Ferdiner, ſchon den 27ten plötzlich nach Hamburg gereiſet wären, und alſo meinen letzten Brief in Gehrſen nicht mehr empfangen hätten. Weil ſie nun auch in der Eile nicht daran gedacht hätte, ſich Ihre Addreſſe geben zu laſſen; ſo müßte der Brief, wenn er keine Eile erfoderte, bis zu Ihrer Zurückkunft liegen bleiben, die ſie doch nicht gewiß beſtimmen könnte. Nach der Zeit vernahm ich bey Gelegenheit von derſelben, daß Sie in acht oder vierzehn Tagen wieder in Gehrſen ſeyn würden: alſo ſend' ich Ihnen nun auf einmal, was ich unter dieſer Zeit geſammlet habe; und warte ſehr begierig auf Nachrichten von Ihnen.

Das

Das Wenigſte, was ich von dem letzten Auftritt zwiſchen Julien und Luiſen beſorgte, war, daß er entſcheidend ſeyn würde, die Partie mit Ferdinern aufzuheben. Zwar ihre Liebe war innig genug, die größten Kränkungen zu verzeihen, ohne ihm auch mit Einer Miene Vorwürfe darüber zu machen; allein die nähern und dringenden Rechte und Anſprüche, welche nun Luiſe an F rdinern hatte, zu zernichten, und die Urſache zu ſeyn, daß ein unglückliches ſeiner Ehre beraubtes Mädchen, welches durch eine andere Partie hätte glücklich werden können, ſein ganzes Leben in Verachtung, Einſamkeit und Kummer auslebe, wenn auch gleich für deſſen beſten und anſtändigſten Unterhalt genugſam geſorgt wäre, das dünkte mich für eine ſo zarte edle Seele, wie Juliens, eine gar zu ſchwere Gewiſſensſache: und ſo war es. Der Kampf zwiſchen Liebe und Gewiſſen griff freylich ihre Geſundheit und Kräfte erſtaunlich an, aber fiel doch am Ende ſo aus, wie ich erwartet hatte. Doch davon hernach. Bey dieſem Gemüths-

müthszuſtande konnte Julie ſich in der kurzen Friſt von zwey Tagen unmöglich ſo faſſen, und die äußerlichen Merkmale ihres innigen Leidens ſo aus ihrem Geſichte auslöſchen, daß Herr Wolmer, der den dritten Tag wieder zu Hauſe ſpeiſen ſollte, dieſe große Veränderung an ſeiner Tochter nicht bemerket haben würde; alſo fürchtete ich mich ſchon für dieſen Tag. Allein dießmal war meine Furcht noch eitel: denn ſo bald er Nachmittags von Auenbrügge zurück kam, machte er auf den andern Tag Anſtalten zu einer Reiſe nach Lübeck, ſahe Julien nur des Abends, ſtellte ſich wenigſtens, als ob er nichts bemerkte, und reiſete Tags darauf nach Lübeck, und von da nach Hamburg, wie ich hernach erfuhr. So hatten wir denn wieder einige Tage bis zu ſeiner Wiederkunft gewonnen.

Unterdeſſen bekam Julie wieder einen Brief von Ferdinern, ſo zärtlich, ſo voll Verſicherungen, allgemeiner Betheurungen und Bitten, ſie mögte, was auch Feinde oder Uebelgeſinnte von ihm erfinden ſollten,

ten, allen ſchlechterdings ihren Glauben verſagen, und ſich nur an den Inhalt ihrer letzten Unterredungen in Färmbüll erinnern, daß bey ihr noch immer ein lebendiger Funke guter Hoffnung aufglomm, den ich denn freylich, ſo wenig ich ſelbſt hoffen konnte, aufzufachen ſuchte. So war ſie denn, als Herr Wolmer wieder zu Hauſe kam, noch geduldig, oder geſetzt genug, ihn ſo gut zu täuſchen, als er ſie täuſchte. Denn in der That bemerkte ich an ihm den Zwang am meiſten, woraus ich bald abnahm, daß er überzeugter zurück gekommen als hingereiſet war. Mit einem Worte, die Sache würde noch eine Zeitlang ſo geblieben ſeyn, wie ſie war, als gleich den Tag nach Wolmers Wiederkunft ein neuer Brief Ferdiners alles auf einmal verdarb.

Ferdiner bat Julien abermal, wie immer geſchehen war, daß ſie ſich endlich entſchließen mögte, ihm ihre Hand zu geben, wenn es auch ohne Wiſſen Wolmers geſchehen müßte, und führte unter andern Bewegungsgründen auch den an,

daß ſie nicht Wolmers Tochter, ſondern nur ſeine Pflegtochter wäre, folglich keine Verpflichtung hätte, Einfälle ſeines unbilligen Eigenſinns blindlings für Geſetze zu halten, die ihren Gehorſam fodern könnten. Seine Worte ſind vielleicht nicht ſo beleidigend; indeß iſt der Sinn ungefähr derſelbe. Für die Wahrheit dieſer Nachricht berief er ſich auf die eigene Ausſage ſeines Onkels, die er, wie er hinzuſetzte, ſo lange als ein Geheimniß verſchwiegen habe, als es ihm möglich geweſen; itzt aber, da ſein Onkel ſelbſt ihn zur gerechten Gegenwehr zwänge, ihr als den einzigen Grund, womit er ihre vermeynte kindliche Folgſamkeit beſtreiten könnte, entdecken müßte.

Stellen Sie ſich die Wirkung dieſer ganz unerwarteten Eröffnung auf Juliens Herz vor! Das größte Unglück war, daß ſie in dem ſchlimmſten Augenblicke geſchahe, worin ſie ſich hätte treffen können; eben als wir uns Mittags zu Tiſche ſetzen wollten, und nur auf Sarah warteten. —

„Ein

„Ein Brief von Ferdinern?“ fragte Herr Wolmer mit aller möglichen Heiterkeit, als der Diener Julien den Brief gab.

„Ja, mein Vater,“ antwortete Julie; und ſchien verlegen zwiſchen Neubegierde und Furcht, ob ſie ihn in ſeiner Gegenwart erbrechen ſollte. Herr Wolmer, der es bemerkte, that, als ob ihm eine vergeſſene Beſtellung einfiele, und gieng hinaus. Alſo las Julie den Brief, und war eben an die gedachte Stelle gekommen, als er wieder zurück kam. Vielleicht hatte ſie in der Sinnloſigkeit, worin das Erſtaunen ſie verſetzte, ihn nicht bemerkt, und drückte ihre Empfindungen durch alle die Zeichen aus, die empfindſamen und lebhaften Seelen bey ſolchen Vorfällen natürlich ſind. „Mein Gott!“ ſagte ſie, indem ſie ihre Hände zuſammenfaltete, vom Stuhl auffuhr, und eine Weile ſprachlos ſtehen blieb.

„Was iſt dir?“ fragte Wolmer; und Julie, durch ſeine Stimme gleichſam wieder aufgeweckt aus einem Stande der

Betäubung und Dumpfheit zu allen Gefühlen einer kindlichen Zärtlichkeit, und in dieſem Augenblicke an keine andere, als an die Verhältniſſe einer Tochter denkend, eilte, den Brief in der Hand, auf Wolmern zu, ſchlung ihre Hände um ihn, und fragte mit aller Innigkeit kindlicher Liebe, deren Neubegierde durch einen quälenden Zweifel aufgewiegelt worden, und mit dem bleichen anſtarrenden Geſicht, welches zu dieſen Empfindungen gehört: „Sind ſie, o ſind ſie nicht mein Vater?“

Herr Wolmer, zwar anfangs betroffen über dieſe unerwartete zweydeutige Frage, ſchien ſie doch bald beſſer zu verſtehen, als ich, die ich nicht wußte, wie mir geſchahe; und antwortete mit aller Faſſung und Ruhe:

„Dieſe Frage kann manches bedeuten, meine Tochter. Doch als einen Vorwurf kann ich ſie von dir nicht nehmen. Du biſt ein zu gutes Kind; und alſo beantworte ſie dir ſelbſt nach meinen Thaten, und deinem Herzen.“

„Nach

„Nach beyden ſind ſie es ohne Zweifel,“ erwiederte Julie, „ohne Zweifel, wie je ein Mann Vater ſeyn kann: aber — o verſtehen ſie mich — bin ich ihr Blut?“ —

„Lege die rechte Hand auf mein Herz,“ antwortete der Vater mit glühenden Wangen, indem er Juliens Hand an ſeine Bruſt drückte, „und die linke Hand auf deins, und fühle, ob es in dieſem Augenblicke deinem Herzen Schlag um Schlag erwiedert! — Ich liebe dich väterlich, mein Kind: was willſt du mehr von deinem Vater? Blut von meinem Blut, und Fleiſch von meinem Fleiſch — laß das denen über, zu unterſuchen, die um Erbrechte zu ſtreiten haben.“ —

„Ach! mein theurer Vater,“ ſagte Julie, „ſind ſie's nicht in dem ganzen Verſtande des Worts?“

„In dem beſten, edelſten, innigſten Theile deſſelben ganz gewiß:“ verſetzte Herr Wolmer.

„Verſteh' ich ſie?“ fragte Julie mit lebhafter Beſtürzung.

„Und

„Und wenn du mich verſteheſt,“ antwortete er, „wozu dieſe Unruhe, mein Kind? Bin ichs itzt nicht in dem unbedeutendſten Verſtande, ſo bin ichs niemals geweſen, nur daß du es meynteſt, und in dieſer Meynung ruhig wareſt. Und nur um dieſer deiner Ruhe willen hätt' ichs gern geſehen, daß man dir dieſe Meynung gelaſſen hätte. Wer ſie dir genommen hat, der hat in ſo fern nicht wohl gethan!“

Julie lag an dem Buſen ihres Vaters, den ſie, ohne ein Wort ſagen zu können, mit ihren Thränen bethauete. Der gute Mann ſelbſt war ſehr gerührt. „Noch einmal,“ ſagte er, „beruhige dich, mein Kind, und ſiehe die Verhältniſſe der Namen, Vater und Kind, als Verhältniſſe des Herzens, der unſterblichen Seele an, nicht des ſterblichen Theils des Menſchen. Blut von meinem Blut, und Fleiſch von meinem Fleiſch hat ja dann gar keine Bedeutung mehr, wenn wir in einem andern Leben uns wieder finden.“ — —

Dieſer Auftritt hat mich unvermerkt weitläuftiger gemacht, als ich ſeyn wollte: und doch muß ich mir ſelbſt Gewalt anthun, davon abzubrechen. —

Dieſe unüberlegte Entdeckung konnte Herr Wolmer Ferdinern nicht anders als ſehr übel nehmen; vornehmlich da er leicht errathen konnte, in welcher Abſicht er ſich dieſelbe erlaubt hatte. Die einzige Erklärung war ja offenbar dieſe: daß er Julien zu bereden ſuchte, den Willen, oder das Gutbefinden, oder den Rath Wolmers nicht zu achten; und wie leicht hätten ihm noch gehäſſigere Erklärungen einfallen können! Das alles konnte gewiß nicht beytragen, ihm geneigter zu werden, und die Heirath gern zu ſehen.

Dieſe Wirkung erwartete ich denn gewiß; allein es wirkte vielmehr das Gegentheil: denn, da Herr Wolmer ſich vorher erklärt hatte, daß er die Heirath nicht zugeben, wenigſtens geradezu widerrathen wollte; ſo entſchloß er ſich nun, die Sache Julien allein und ſchlechterdings zu überlaſſen, wie er mir ſelbſt ſagte, wenn man

auf irgend eine Art mit Luiſens Mutter fertig werden könnte. Alſo hatt' ich wieder die beſte Hoffnung, und dachte ſchon auf eine Reiſe nach Auenbrügge, als auch dieſe Hoffnung wieder zu nichts wurde. —

Das geſchahe gleich den Tag darauf. Julie hatte denſelben Abend bis nach Mitternacht geſchrieben, ohne mich, wie ſie ſonſt pflegte, zu ihrer Vertrauten zu machen. Des folgenden Morgens gab ſie mir einen Brief an ihren Vater, und bat mich, denſelben zu beſtellen. Ich brachte den Brief in Wolmers Cabinet, und wollte wieder gehen; aber er ſagte, daß ich bleiben möchte, erbrach das Couvert, nahm ein darin liegendes Papier heraus, das er auf den Tiſch legte, und las den Brief. Ich beobachtete ſein Geſicht, welches ſichtbare Zeichen bald einer tiefen Wehmuth, bald der Verwunderung verrieth. Bey der letzten nahm er eilig das Papier wieder auf, ſah es mit Aufmerkſamkeit und Befremdung an, las es, und veränderte mehr als einmal ſeine Farbe. Endlich

nahm

nahm er Juliens Brief wieder, den er flüchtig überſahe, und ſagte: ich verſtehe nicht, was dieſe Stelle ſagen will. Julie erklärt ſich, daß ſie Ferdinern nicht heirathen könne, und redet von Luiſen ſo, als wenn ſie ihr denſelben überlaſſen müſſe. Hat ſie vielleicht die unglückliche Geſchichte erfahren?

Was konnt' ich antworten, theils ſo ſchnell überraſcht, theils in der Beſorgniß, durch Unwahrheit Julien zu widerſprechen, oder etwas zu verderben: denn ich wußte von dem Inhalte des Briefes nichts. Ich geſtand es alſo, und erzählte ihm den Auftritt vom 28ten März.*) „Nun,“ ſagte er, „ſo iſt ja die Sache ſo weit, als ſie kommen kann. Ich freue mich, daß es mir nicht aufbehalten war, ſie Julien zu erzählen. Ich will mich über den Brief bedenken. Nie werd' ich ihr etwas abſchlagen, was ſie verlangt! Tröſten ſie doch das leidende gute Mädchen, und kommen ſie dieſen Nachmittag,

 wenn

*) Br. 35.

wenn ſie nicht von ihr vermißt werden, wieder zu mir. Ich vermuthe, ich werde über manches mit ihnen zu reden haben.“

Sie können denken, daß ich nicht verfehlte zu kommen. Er erzählte mir manches aus Juliens Briefe, davon ich hier nur die Hauptſachen anführe, in der Hoffnung, Ihnen von dem Briefe ſelbſt nebſt einem andern an Ferdinern, deſſen ich gleich erwähnen werde, einmal Abſchriften zu überſenden. Julie bat ihren Vater, (ſo nennt ſie ihn noch immer, und er verdient dieſen Namen, wenn ihn jemand verdient,) um ſeine Erlaubniß und Vollmacht: erſtlich, daß ſie ſelbſt unverheirathet bliebe, ſo lange ſie etwan noch lebte, und daß ein gewiſſes Capital für ihren Unterhalt beſtimmt würde. Zweytens, daß er denjenigen Brautſchatz, den er für Ferdinern ihr beſtimmt gehabt, Luiſen zahlen, auch, wenn Ferdiner ſich bewegen ließe, ſie zu heirathen, das, was von ihrem geſamten Vermögen, nach Abzug des Brautſchatzes und jenes für ſie ausgeſetzten Capitals, übrig bliebe, gerade

durch

durch theilen, und die eine Hälfte für Luiſen und Ferdinern ausſetzen mögte, die andere aber für die ihr noch unbekannte Schweſter Ferdiners, wenn ſie noch leben ſollte, die ihr ſo oft in Träumen erſchiene, daß ſie es für eine Erinnerung und Gewiſſensſache hielte, ihrer zu vergeſſen.

„Was ſagen ſie davon?“ fragte der außerordentlich bewegte Mann. Ich antwortete ihm meiſt mit zuſammengeſchlagenen Händen, bleichen Wangen, und naſſen Augen. „So weit muß es um Gottes willen nicht kommen!“ ſagt' ich endlich noch. — „Rathen ſie nicht ab,“ antwortete er; „aber rathen ſie auch ja nicht zu. Aufſchub, Aufſchub — was hilfts? Kann ſich Julie überwinden, von ihm abzulaſſen, ſo iſts auf allen Seiten das Beſte. Das Uebrige muß man der Zeit überlaſſen.“ —

Wir ſprachen noch von Luiſen und ihrer Mutter; er gab mir ſeine Antwort an ſeine Tochter, ich gieng, und war ſchon im Vorſaal, als er mich wieder zurück rief. „Noch eins,“ ſagte er; „ſehen ſie doch

erſt dieſe beyden Handſchriften an,“ und hielt mir zwo halbe Seiten von zwey Briefen vor, beyde ſehr alt, wie ſich aus der abgebleichten, faſt gelb gewordenen Dinte abnehmen ließ. Ich ſahe die eine, dann die andere an, wiederholte die Vergleichung, und ſagte ihm: ich fånde keinen Unterſchied, nur daß die eine ålter ſchiene, als die andere. — Mich dünkt, die Hand hatt' ich eher geſehen; und wenn ich nicht irre, waren beyde Briefe von Juliens ſeliger Mutter. —

Ich gieng mit meiner Antwort zu Julien, welche den Inhalt mit Begierde verſchlang, den Brief küßte, und ſich gleich niederſetzte, an Ferdinern zu ſchreiben.

Damit beſchåfftigt ſie ſich ſchon ſeit zwey Stunden. Ich hoffe, ſie wird den Brief in der Abſchrift behalten: und wenn ſie ihn mir anvertrauet; ſo wiſſen ſie ſchon, was ich eben verſprochen habe.

Ein

Ein und funfzigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 14ten.

Ich habe meinen letzten Brief zurück behalten: denn ich hörte, daß Sie vor dem ein und zwanzigſten oder zwey und zwanzigſten nicht wieder zu Hauſe ſeyn würden. Alſo will ich ihn mit dem, was ich heute ſchreibe, und bis an den Tag noch zu ſchreiben finden mögte, zuſammen in Ein Päckchen ſchlagen, und es gegen den 22ten abſenden.

Der Brief, den Julie denſelben Abend ſchrieb, war, wie ich vermuthet hatte, an Ferdinern. Die Hauptſachen, die ich hier nur bloß anzeige, waren: dringende Empfehlung der unglücklichen Luiſe; Gründe, wodurch ſie in ſein Gewiſſen dringt, daß er ſie nicht verlaſſen dürfe; Bitten, womit ſie dieſelben unterſtützt, und gewiſſermaßen ein Abſchied, den ſie ſelbſt von ihm nimmt.

Des folgenden Tages ſchien ſie geſetz⸗ter, als ich ſie ſeit Kurzem gefunden hatte. Sie ſprach von der erſtaunlichen Verände⸗rung in Anſehung ihres Vaters; hätte aber, ſagte ſie, ſeine Worte, wodurch er ſie zu beruhigen geſucht, öfter überdacht, und in der That einige Beruhigung darin gefunden. — Uebrigens waren ihr die vor⸗maligen Gedanken des Kloſterlebens wie⸗der gegenwärtig. „Dieſe Vorſtellung,“ ſagte ſie unter andern, „gefällt mir mehr, als ich ihnen ſagen kann. Alles, was ich mir dabey denke, harmoniret ſo wohl mit der Stimmung meines Gemüths und Her⸗zens, und fließt ſo in alle meine Neigun⸗gen und Empfindungen ein, daß ich mich ganz darin verlieren kann. Nur daß das Kloſterleben bey uns bey weitem das nicht iſt, was es bey den Verwandten der rö⸗miſchkatholiſchen Kirche iſt. Hätten wir ein ſolches Kloſter im Lande; ſo wäre mein Entſchluß ſchon ſo gut, als gefaſſet. Al⸗lein das Leben in unſern Klöſtern iſt ſo we⸗nig unterſchieden von dem öffentlichen ge⸗ſellſchaftlichen, wenigſtens von dem einge⸗

ſchränkten Umgang und der Einſamkeit auf dem Lande, daß ich denke, man könne ſich mehr geben, als jenes, ohne ſich in einem Kloſter zu befinden.“ —

Geſtern fragte ſie mich: ob ich ſie begleiten wollte? „Gern,“ ſagt' ich. — „Aber zu Fuße;“ ſagte ſie. — „Deſto beſſer,“ erwiederte ich; „ich gehe lieber, als ich fahre, wenn das Wetter ſo iſt, wie heute. Wohin gehen wir?“ fragt' ich. — „Sie ſollen ſchon ſehen,“ antwortete ſie, mit einem Lächeln, durch welches Gefühl der Wehmuth durchſchien. „Doch,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich wieder beſann, daß wir zu Mittage Fremde haben ſollten, Dankwarten nämlich, ſeine Schweſter und die Walsborn, „heute wird es die Zeit nicht erlauben.“ Ich fragte noch einmal: welchen Spaziergang ſie machen wollte? — „Eine Wallfahrt,“ antwortete ſie, „nach dem Grabe eines — Heiligen, mögt' ich ſagen, Veits. Ich habe mir das ſo in den Kopf geſetzt,“ fuhr ſie fort, „daß es mir endlich wie eine Gelübde, und eine Gewiſſensſa-

che

che geworden iſt. Zum wenigſten wird es eine eben ſo gute That ſeyn, als wenn ich ein Almoſen gebe. —

Dieß erzähl' ich nur darum, damit Sie daraus abnehmen, auf welchen Ton ihr Gemüth und ihr Herz geſtimmet ſind.

Als unſere Gäſte vom Tiſch aufſtehen wollten, wurde dem Herrn Wolmer ein Brief von Juliens Großtante gebracht. Er hatte lange darauf gewartet, und mit Julien ſchon ausgemacht, daß ſie ihr beyde bis Lübeck entgegen wollten. „Nun,“ ſagte er zu ſeiner Tochter, als er den Brief geleſen hatte, „deine Großtante iſt ſchon auf der Reiſe: in zwölf bis vierzehen Tagen kann ſie hier ſeyn; und alſo mußt du dich fertig machen.“

„Wann?“ fragte Julie. „Wann du willſt,“ ſagte Herr Wolmer: „aber ich dächte, wir reiſeten lieber ein paar Tage früher, als ſpäter; denn ich könnte mich wohl entſchließen, ihr weiter entgegen zu reiſen, du bliebeſt indeß in Lübeck.“ — „Allein?“ fragte Julie. „Madam Walsborn macht gern Geſellſchaft,“ antwortete

tete er; „wollen ſie nicht, Madam?“ — „Und ich auch,“ ſagte die Althauſen; „denn ich muß doch nächſtens hinüber: und da ich ſo geſchwind nicht fertig werden kann, als mein Bruder reiſen will, der ſchon übermorgen hin muß; ſo kömmt mir dieſe Gelegenheit recht erwünſcht. Alſo müſſen ſie mich mit nehmen. Aber wann reiſen ſie?“

„Beſtimmen ſie ſelbſt Tag und Stunde,“ ſagte Herr Wolmer; „uns kömmt es auf einen Tag früher oder ſpäter nicht an.“ — Kurz, die drey Frauenzimmer wurden unter ſich einig, und ſetzten den ſiebenzehenten feſt.

Julie hat auch heute fleißig an ihrem Briefe geſchrieben, den ſie, wenn er fertig wird, morgen abzuſenden denkt. Ich hingegen erinnerte mich ſogleich an Luiſen, von der ich ſeit dem unglücklichen Tage ihres Beſuchs weiter keine Nachricht habe. Ich ſandte ihr unter dem Umſchlag an die Walsborn, welche geſtern, der Reiſe halber Anſtalt zu machen, nach

Auenbrügge zurück gefahren iſt, heute einen Brief, worin ich ſie bitte, mich den ſiebenzehenten zu beſuchen.

Zwey und funfzigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 17ten Abends.

Viele erſtaunliche Veränderungen, meine Leonore! Eine davon, daß Ferdiner hier iſt, und die muß ich Ihnen noch dieſen Abend erzählen.

Kaum waren Herr Wolmer und die beyden Frauenzimmer nach Grumbuy abgereiſet, um die vierte Geſellſchafterin daſelbſt einzunehmen: ſo mußte ein anderer Wagen nach Auenbrügge zu Luiſen, die mich gebeten hatte, ſie abholen zu laſſen. Sie kam erſt gegen Mittag, da wir denn wenig mit einander reden konnten, weil die neugierige Sarah uns faſt keinen Augenblick verließ. Alſo verſparten wir es für einen Spaziergang auf den

Nach-

Nachmittag. Eine Stunde nach dem Eſſen, ungefähr gegen vier Uhr, nehm' ich mein Mädchen bey der Hand, ſchlendere mit ihr den Garten ein paarmal hinab und hinauf, dann wieder hinunter, dann über die Wieſe, und ſo durch das kleine Luſtwäldchen bis an's freye Feld, wo wir umkehren, um auf dem Ihnen bekannten angenehmen Fußſteige, der neben der Heerſtraße zwiſchen wilden Hecken von eben itzt ausgrünenden Hagedornen hinläuft, wieder zu Hauſe zu gehen. Indem wir das offne Feld vor uns haben, ſeh' ich zwey Mannsperſonen zu Pferde, die ich aber in der Ferne nicht erkenne, und alſo reiten laſſe, wohin ſie wollen.

Wir gehen langſam weiter, ſtehen hier, dort ſtill, pflücken ein junges Märzblümchen, oder einen Schleedornzweig voll Blüthenknoſpen, und Luiſe erzählt mir einen Theil ihrer Geſchichte, als endlich das Trappeln der Pferde näher kam, die wir, weil ſich der Weg in viele Krümmen herum ſchlingt, nicht ſo früh hatten ſehen, als hören können. Luiſe ſieht ſich um,

 fährt

fährt zuſammen, ergreift mich mit beyden Händen am Arm, und ruft: „mein Gott!“

„Was iſt?“

„Ferdiner!“ antwortet ſie mit einem Geſicht, erſt bleich, dann roth, wie der Himmel bey der Abendröthe. In demſelben Augenblick iſt Ferdiner ſchon vom Pferde, kommt zu uns, nimmt mit ſeinem freyen Geſichte und einnehmendem Anſtande erſt meine, dann Luiſens Hand, wünſcht ſich Glück, von uns eingeholet zu werden, wandelt zwiſchen zweyen Mädchen, davon die eine vor Aengſtlichkeit, die andere vor Verwunderung ſtumm iſt, ſchwatzt zur rechten, ſchwatzt zur linken, dieſes, jenes, und führet uns zu Hauſe, noch ehe wir uns beſonnen haben, wie uns geſchehen war.

Ob er nach Julien fragte? Ich weiß in der That nicht, und Luiſe auch nicht; doch ſchwebt mir's ſo vor. Gewiß iſt, daß ich erſt auf dieſe Frage antwortete, als wir ſchon nahe am Hauſe waren.

„Sie

„Sie wiſſen ihre Zeit niemals pünktlich zu nehmen!“ ſagt’ ich. — (Das war noch ein kleiner Verweis wegen des im November verſäumten Termins.) „Geſtern um dieſe Zeit hätten ſie kommen müſſen. Nun finden ſie ſtatt Julien, Luiſen. Wer weiß doch,“ ſetzt’ ich hinzu, „ob der Zufall nicht ſeine weiſe Abſichten hat!“ —

„Gewiß,“ ſagte er, ohne mich von der einen Seite zu verſtehen, und von der andern mich verſtehen zu wollen; „gewiß ſehr weiſe Abſichten, wenigſtens für mich. Er führt mich in die Geſellſchaft dreyer Frauenzimmer; ich hatte nur zweyer erwartet.“

„Auch werden ſie nicht mehr finden,“ erwiederte ich, „als ſie erwartet haben. Denn Julie“ —

„Iſt verreiſet?“ fragte er mit Beſtürzung. —

„Nach Lübeck;“ ſagt’ ich.

„So?“ — Mit einer Miene, als wenn er ſich äußerſt wunderte, und es ſehr übel nähme. „In Geſellſchaft?“

„Ihres Vaters, der Walsborn, und der Althauſen.“

„Und Herrn Dankwarts? Nicht?“ Eine hohe Röthe flog ihm über's Geſicht.

„Um Vergebung: der war ſchon da.“

„Eins von beyden!“ antwortete er; und ſogleich wieder die erſte heitere Miene. Dann lächend Luiſens Hand gefaßt, und die Anrede:

„Wir haben uns lange nicht geſehn. Wie ſteht es itzt um die Geſundheit? Doch das ſeh' ich ja. Sie blühen ſchöner, als jemals.“

Luiſe, ſtumm, blutroth, die Finger auf den Mund, neigte ſich, und ſahe mit feuchten brennenden Augen mich an.

Dann wandte er ſich wieder an mich: „Scherzten ſie auch, Lotte?“

„Völliger Ernſt! Herr Ferdiner.“

„Und geſtern?“

„Dieſen Morgen;“ antwortete ich.

„Gerade dieſen Morgen?“ fragt' er wieder, mit noch größerer Befremdung.

„Um fünf Uhr.“

„Son-

„Sonderbar! So früh konnt' ich freylich nicht hier ſeyn; weil ich dieſen Morgen erſt ausreiten wollte. Hätt' ich Ahnungen gehabt, ich wäre geſtern geritten;“ ſetzt' er ſehr bitter hinzu, wiewohl mit einem freundlichen Geſichte: denn der Mann hat ſein Geſicht zum Erſtaunen in ſeiner Gewalt. Es iſt, wie ein Apriltag: itzt eine Wolke, die Hagel und Schloſſen droht, den Augenblick wieder die lieblichſten Sonnenblicke. — Dießmal verbarg doch die ſüße Miene ſeine Bitterkeit nicht gut. Ich hatte die Frage im Munde: warum er ſich nicht angemeldet hätte? Er kam mir mit einer andern zuvor.

„Wollen ſie mich beherbergen?“ fragt' er, indem er mich anſahe. Und da ich nicht ſo hurtig antwortete, fuhr er fort: „Wenn kein Verbot darauf gelegt iſt; ſo bin ich ein zudringlicher Menſch, und bitte mir ein Nachtlager aus. Aber ich will Ihrer Güte nicht misbrauchen; nur auf eine einzige Nacht.“

Mit dem allerſchönſten Anſtande, und der freundlichſten Miene ſagte er dieſe

Bitterkeiten, führte mich in den Saal, und gleich darauf Luiſen, der er im Hereingehen etwas Scherzhaftes ſagte, das ſie nicht verſtanden haben will.

Nun kommt Sarah, angemeldet durch das Klappern ihrer zwey wohl ausgefütterten Pantoffeln, woran ihre Füße genug zu ſchleppen haben.

„In aller Welt!“ — die knöchernen Hände unter dem Kinn zuſammengefaltet, und lange ihn anſtaunend — „In aller Welt, Vetter! wie kommen ſie heute nach Färmbüll?“

„Zu Pferde, Sarah, und heute freylich geſchwinder, als ſonſt. Ich bin geritten, wie ein Courier, der Ahnungen hatte, daß er einer Reichsrevolution zuvorkommen ſollte, auf Leben und Tod, und komme doch zu ſpät! Fühlen ſie nur,“ ſetzt' er hinzu, indem er vom Stuhl aufſtand, Luiſens Hand nahm, und auf ſeine Bruſt legte: „fühlen ſie nur, wie mir das Herz noch ſchlägt!“

Das arme Mädchen war in der größten Verlegenheit, und glühete im ganzen

Ge-

Geſichte. Sarah nahm das Wort auf, und ſagte, daß Wolmer nach Lübeck gereiſet wäre, um Juliens Großtante einzuholen.

„So iſt ſie endlich da!“ ſagte Ferdiner.

„Noch nicht,“ erwiederte Sarah; aber man vermuthe ſie etwa in acht Tagen.

„Dann wäre mein Onkel nach ſieben Tagen noch früh genug gereiſt;“ ſagte Ferdiner, indem er aufſtand, und um Erlaubniß bat, daß er ſich umkleiden dürfte.

Ich gieng, um einige Anſtalten zum Abendeſſen zu machen, und für ſein Zimmer zu ſorgen. Luiſe folgte mir nach.

„Welch ein Menſch!“ ſagt' ich ihr. — „Armes Mädchen, ſie haben viel gelitten!“

Sie fragte: ob ich nicht glaubte, daß er ihrer hätte ſpotten wollen?

„Das gewiß nicht;“ antwortete ich. „Sie kennen ja ſeine Weiſe.“

„Ich mag eine ſehr einfältige Figur gemacht haben,“ erwiederte ſie, „als er meine Hand auf ſein Herz legte. Er über-

raſchte mich ſo unerwartet, und faßte ſie ſo feſt“ —

„Drückte ſie, wollteſt du eben nicht ſagen, mein Kind!“

„Warum nicht ihnen, meine Lotte? Es dünkte mich wirklich ſo.“

„Und doch ſollt' er ihrer geſpottet haben!“

„Gleichgültig!“ antwortete ſie; „laſſen ſie mich ihn nur nicht wieder ſehen. Ich will dieſen Abend nicht zu Tiſche.“

„Das wäre dein Ernſt, Mädchen?“

„Mein völliger Ernſt!“

„Und befürchteſt nicht, daß er's dir übel nehmen wird?“ fragt' ich halb ſcherzend.

„O! ſcherzen ſie nicht über meine Schwachheit,“ ſagte ſie mit zwey allerliebſten rothen Wangen; „ſonſt ſag' ich, ſie ſpotten meiner.“

„Nein, mein liebes Kind, über ein ſo ehrliches Bekenntniß, belegt mit dem Zeugniß von ſo einem Paar Wangen, muß man nicht ſpotten. Aber es war auch nicht Spott, nicht einmal ganz Scherz;

denn

denn ſie müſſen nichts thun, was er übel nehmen könnte. Und alſo müſſen ſie bey Tiſche ſeyn.“

„Nein, ich kann nicht,“ erwiederte ſie. „Ich kann nicht, und will nicht; mag ers ſo übel nehmen, als er will!“

„Laß doch ſehen,“ ſagt’ ich, und legte meine Hand auf ihr Herz; „laß doch ſehen, wie es hier ſtehet!“

„O! meine liebſte Lotte,“ ſagte ſie, und warf ſich um meinen Hals, „es ſoll bald gut ſtehen: nur Geduld mit mir!“

„Aber im Ernſt, wenn er nun, was er ſo ſchlimm gemacht hat, wieder gut machen wollte,“ ſagt’ ich, „wollteſt du nicht —“

„Niemals, niemals! Ich betheure, niemals,“ antwortete ſie. „Eben deswegen laſſen ſie mich weg bleiben.“

Dieß war Ernſt; ich konnte ſie nicht bewegen, Geſellſchaft zu machen. Er ſchien indeß Luiſen zu erwarten, und fragte mehr als einmal nach ihr. Ich ſagte, ſie wäre zu Hauſe gefahren. Unſer Geſpräch ward bald ſehr trocken: denn Sarah

kam

kam mit allen ihren Fragen nach Stadtneuigkeiten, die kein Ende nahmen.

Er begab ſich auch bald auf ſein Zimmer, indem er ſich mit der Ermůdung entſchuldigte. Morgen, wenn ich kann, den Verfolg. —

Drey und funfzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Fårmbůll, den 17ten.
Abends.

Warum kam ich nach Fårmbůll? Um der Narr der Farce zu ſeyn! Ich mögte raſen; aber ich erinnere mich der Maxime: je mehr der Verſpottete ſich gebåhrdet und tobt, je luſtiger macht er die Geſellſchaft, die ihn zum Beſten hat; und ſo verberg' ich meinen Aerger unter der Larve des Spaßes, ſo gut ich kann.

Ja, ich ſag' Ihnen, es ſollte vorbey ſeyn von Rechtswegen; ſollte und wåre, wenn ich erwarten kõnnte, bey Eliſen Glau-

Glauben zu finden! — Alle, Julie ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, haben ſich nun wider mich verbündet, und das ganze Mährchen endigt ſich mit Gelächter über mich!

So wird man mit ſeiner Aufrichtigkeit, mit all ſeinem guten Herzen und Abſichten gegen die Ränke der Argliſtigen zum Thoren! Wie kann es anders ſeyn, wenn die Ehrlichkeit ihnen jeden Vortheil in die Hände ſpielt, und ſelbſt keinen nutzen will. Ich meldete Julien, wie Sie ſchon wiſſen, früh genug und geradezu meine Ueberkunft, meine Abſicht, Tag und Stunde. Das war die erſte Thorheit! Ich hätte nicht nur überlegen ſollen, daß mein Onkel itzt auf alles, was von mir kommt, aufmerkſamer ſeyn, und keinen Brief von mir ungeleſen in ihre Hände gerathen laſſen würde; ſondern ich hätte auch für die Sicherheit des Briefes ſorgen, oder da ich das verachtete, ungemeldet erſcheinen ſollen, plötzlich, wie der Streich der zuvorkommenden Rache, der mitten in ihren Berathſchlagungen unter die Verſchwornen ſchlägt, daß ſie aus einander fahren, er-

ſchre-

ſchrecken und zagen, einer den andern angaffen, und nicht wiſſen, wie ihnen geſchehen iſt, noch was ſie beginnen ſollen. Ihre Verwirrung wäre mein Sieg geweſen! Aber da ſitz' ich, verlaſſe mich auf mein gutes Bewußtſeyn, auf meine Rechte, auf meine Redlichkeit, und erwarte Vernunft und Billigkeit von denen, die einmal vor alle entſchloſſen waren, keiner von beyden Gehör zu geben. — Alſo kommt mein Brief, ſo muß ichs erklären, in die Hände meines Onkels, den der Inhalt voll Wahrheiten freylich nicht ſehr erfreuen konnte. – Was thut dieſer Onkel? — Er iſt nicht ſo einfältig, denſelben Julien abzuliefern — Es iſt unmöglich, daß ſie ihn kann geleſen haben! — ſondern er beredet ſie, mir den Brief zu ſchreiben, den Sie geſehen haben, für Luiſen zu bitten, und derſelben ihre eigene Rechte abzutreten: das hieß, mich abzudanken. Julie, das gute unſchuldige Kind, getäuſcht durch den Schein von Wahrheit, den man durch die Umſtände der Erdichtung hat zu geben gewußt, vermuth-

muthlich auch durch falſche Beängſtigungen des Gewiſſens, die man in ihrer edlen Seele rege gemacht, und wer weiß, durch welche Kunſtgriffe mehr? glaubt, quält, überwindet ſich nach einem gewiß nicht leichten Kampfe, und ſchreibt, was der Pflegvater will, nichts von dem, was ich erwarte, alles, was mir verhaßt iſt.

Dieſer Brief ſetzt mich zwar in Verwunderung; allein ich denke: ſie iſt getäuſcht; eine mündliche Erklärung wird den Zauber löſen; und ob ich gleich in dem Briefe keine einzige Zeile zur Beantwortung des meinigen finde; ein offenbarer Beweis, daß ſie dieſen nicht geſehen hatte; fällt mir dieſer Gedanke doch gar nicht ein: das war die andere Thorheit. Anſtatt alſo zu vermuthen, wie ich hätte können, wie ich hätte ſollen, daß mein Onkel ſchon Mittel und Wege gewählt haben würde, unſere mündliche Unterredung zu verhüten, reiſ' ich gerade zu der Zeit hinüber, die ich ihm ſelbſt verrathen hatte, ſie mir aus dem Wege zu führen: das war die dritte.

Ich

Ich komme alſo mit der Einfalt eines guten Gewiſſens, das alles hoffet, und erwartet, weil es nichts zu fürchten hat. Ich komme; man ſagt mir: Vater und Tochter wären mit der Althauſen und ihrem Bruder verreiſet, gerade an dem Morgen, den ich zu meiner Reiſe ausdrücklich beſtimmt hatte. Ich komme, finde anſtatt Julien, Luiſen, die nicht ohne Abſicht an ihren Poſten geſtellet ſeyn konnte; erſtaune, und begreife nun völlig, welch ein Thor ich bin! Eduards! dieſen Augenblick denken ſie ſich! Ich hätte die Zähne zuſammen beiſſen mögen! — Ich glaube doch, daß ich äußerlich nichts mehr als Befremdung und Unmuth blicken ließ. Wenigſtens nahm ich alle meine Mannheit zuſammen, eine Gleichgültigkeit zu affectiren, die weit von mir entfernt war. — O! wenn es nicht mein Onkel wäre! — Und dieſer Dankwart! — Sollt' er wohl ſo viel Muth haben, ausgeführte Anſchläge zu vertheidigen, als Liſt, ſie zu erfinden? — Es wird ſich zeigen!

Indeß

Indeß was nun? — Man wird es auf ein paar gute Worte nicht ankommen laſſen: man wird mich bitten, zu bleiben, bis die Verreiſeten wieder kommen. Feine Worte koſten ja ſo wenig! Aber wer zu der Zeit einen Ort verläßt, wo er weiß, daß der andere kommen wollte, der reiſete ja gewiß nicht deswegen, daß er wieder kommen wollte, ſo lange jener da bleibt! Und da man ſich ehedem ſchon hinlänglich mit einer Entſchuldigung verſehen hat, daß man den Tag nicht beſtimmen könne, wann die Tante, eine bejahrte Frau, der man des Scheins halber entgegen zog, in Lübeck eintreffen wird; eine Entſchuldigung, die auf ganze Wochen ſo gut, als auf ein paar Tage gültig bleibt; ſo ſeh' ich voraus, wie alles angelegt iſt, meine Geduld zu ermüden. Aber dennoch, da ich entſchloſſen bin, meinen Onkel aufs Aeußerſte zu treiben, würd' ich keinen Fuß von hier aus der Stelle ſetzen, wenn mich die Erinnerung an die Reden des Majors nicht beunruhigte, nagte, quälte,

und jeden Augenblick in einen Tag verwandelte.

Welch ein unſeliger Zuſtand! — Sie ſagten mir einſt, ich würde keine erhalten. Immer denk' ich an dieſe Worte. Dankwart wird ſein Beſtes thun, ſie zur Weiſſagung zu machen. Allenthalben arbeitet er wider mich, wo ich komme, und bin, und nicht bin: o der verhaßte Dankwart! — Dreymal hab' ich ſchon beſchloſſen, nach Lübeck zu reiſen, um die Sache ſchlechterdings zu endigen. Aber auch das hat mein Onkel befürchtet, und ihm vorgebeugt: denn man ſagt hier, man wiſſe nicht, ob er der Großtante nicht noch weiter entgegen reiſen würde. Es iſt Vorwand, unwahrſcheinlicher Vorwand, damit ich ihm nicht folge: aber kann er ihn nicht nützen, wenn ich komme? Wird er ſich nicht verläugnen und ſagen laſſen, er ſey weiter gereiſet? — Ich muß zurück. Das hab' ich denn endlich beſchloſſen, und an Julien nur folgende wenige Zeilen geſchrieben:

„Ich bin hier faſt ſeit der Stunde, die ich in meinem voraufgeſandten Briefe beſtimmt hatte. Das letzte mich beynahe verabſcheidende Schreiben meiner Julie ſelbſt hielt mich nicht zurück: denn ich ſahe nur daraus, daß Sie aufs grauſamſte getäuſcht waren, und wußte mit Zuverſicht, daß dieſe Täuſchung verſchwinden müßte, wenn Sie mich hören würden. Ich hatte Ihnen das einzige Mittel vorgeſchlagen, allen fernern Unruhen ein Ende zu machen, Sie gebeten, es zu überlegen und anzunehmen, und hoffte das, warum ich gebeten hatte. Dieſe Hoffnung trieb und begleitete mich: allein meine Gegner hatten ſie zu vereiteln gewußt. Ich kam, und fand Sie nicht; fand nicht Sie, ſondern die, die mich nichts angehet, Luiſen. Dieſe ſo unerwartete Abweiſung befremdete, kränkte, und empörte mich; aber ich ſchloß daraus, daß mein Brief ſo unglücklich geweſen ſeyn müßte, nicht in Ihre Hände zu kommen. Lotte erbot ſich, meine Ankunft zu berichten, und glaubte,

Sie würden ſogleich zurück kommen. Allein, wenn Sie gleich wollten, ſehe ich doch die Möglichkeit nicht, da Sie ohne Zweifel nicht die Freyheit haben, die Sie haben ſollten, und Lottens Brief vermuthlich zuerſt in eben die Hände fallen würde, worin ſich der meinige verloren hat. Vielleicht hat auch dieſer daſſelbe Schickſal. — — Alſo nichts weiter, als daß ich zwar zurück gehe, aber mir alle Anſprüche und Hoffnungen vorbehalte, die Sie ſelbſt mir gegeben, und niemand, als Sie, mir wieder nehmen kann, und ſoll.“

Vier und funfzigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 18ten.

Ferdiner iſt nicht mehr hier. Sie begreifen die Urſache nicht? Ich begriff ſie auch nicht; aber Sie werden ſchon ſehen. —

Bald nach ſechs Uhr dieſen Morgen kam er in Stiefeln und Spornen, die Gerte in der Hand, gerades Weges in mein Zimmer, als Luiſe und ich, nachdem wir kurz vorher aus den Federn gekrochen waren, in vollkommner Sicherheit und Ruhe, alſo beyde noch im Negligee, eben beym Frühſtück ſaßen. Wie das Mädchen erſchrack! „Ah!“ ſagte er lächelnd, „wir finden uns doch wieder.“ Ich maß ihn mit Augen voll Verwunderung vom Kopf bis zum Fuß, und fragte endlich: was er vorhätte?

„Ihnen für die genoſſene Gaſtfreundſchaft zu danken, und Abſchied zu nehmen.“

Ich antwortete: es würde ſein Scherz ſeyn. Er müßte und ſollte nicht weg. — Freylich vermuthete ich eben nicht, für meine Höflichkeit bey dem Herrn Wolmer viel Dank zu verdienen. Ferdiner ſchien dieſelben Gedanken zu haben, lächelte, drückte mir die Hand, und ſagte: „ich will ſie nicht in Verantwortung ſetzen.“

Ich verſprach, den Augenblick einen Expreſſen abzufertigen, und wollte dafür ſtehen, daß Julie, wo möglich, noch dieſen Abend hier ſeyn würde.

„Wo möglich!“ ſagte er. „An gutem Willen wird es freylich nicht fehlen. Aber ſie hat reiſen müſſen, um zu gehöriger Zeit wieder zu kommen. Jeder Menſch hat ſeine beſtimmte Zeiten, Abſichten, und Geſchäffte, die man nicht ſtören, und ſeine eigne beſorgen muß.“

„Doch haben ſie gewiß keine wichtigere in Hamburg, als hier,“ ſagt' ich.

Deswegen wär' er auch zu gehöriger Zeit gekommen. „Aber ſie wiſſen,“ fuhr er fort, „wie im menſchlichen Leben alles ſo in einander greift, ein Erfolg ſich im-

mer

mer ſo an den andern ſchließt. Da iſt denn Eile nöthig, daß nicht, wenn einer verlohren gehet, der andere auch verlohren gehe. Es iſt, ſagt ein Poet, *) wie im Brettſpiele: den unglücklichen Wurf muß die Geſchicklichkeit des Spielers verbeſſern.“

„Schade, daß ich nichts vom Brettſpiele verſtehe; und doch ſollte das Gleichniß bekannter ſeyn, als die verglichene Sache. Wollen ſie mir's nicht ein wenig erklären?“

„Der beſte Satz, den man machen wollte, wartet auf einen glücklichen Wurf. Der Wurf kömmt nicht: alſo muß man ſo vortheilhaft ſetzen, als noch möglich iſt, da man nicht mehr ſetzen kann, wie man wollte. Ich warf, traf nicht, und muß den Wurf verbeſſern.“

„Das heißt, wenn ichs auf ihren Fall übertrage, ſie kamen, fanden Julien nicht, und müſſen bleiben, bis ſie kommt: denn ich denke, was im Spiel oft die Ge-

*) Terenz.

ſchicklichkeit zu thun hat, das muß im Leben die Geduld thun.“

„Zuweilen,“ antwortete er; „ein andermal die Geſchwindigkeit. Geduld, wenn ſie des gewünſchten Erfolges gewiß ſind. Iſt er nur wahrſcheinlich, oder gar unwahrſcheinlich; ſo gehen über die Geduld wichtige Augenblicke verloren, welche die Geſchwindigkeit aufhaſchen muß: denn ſie wiſſen, der Himmel hängt an ihren Flügeln.“ — Er beugte ſich, ſagte mir ein Compliment, und gieng zu Luiſen, die ihm mit glühenden Wangen, zitterndem Buſen, den Finger auf den Mund, huſtend, und die ſchweren Augen auf die Erde geheftet, die Hand geben mußte.

„Wenn ſie mir geſtern nicht entwiſcht wären,“ ſagte er, „ſo hatt' ich ihnen manches zu ſagen. — Aber warum glühen dieſe Wangen ſchon wieder?“ fuhr er fort, indem er Luiſen anſahe. „Genau jene ſchöne Morgenröthe — Doch,“ ſetzt' er hinzu, und ſah ſich nach mir um, „das dürfen ſie nicht hören, Lotte;“ neigte ſich zu Luiſen hin, und ziſchelte ihr etwas ins Ohr.

Ohr. — „O! Herr Ferdiner, wie können ſie das glauben?“ ſagte Luiſe, indem ſie noch mehr erröthete, mit der Schürze ſpielte, und gern ihr weggewendetes Geſicht damit verhüllt hätte. „Sonderbarer Zweifel!“ antwortete Ferdiner. „Noch ſonderbarer, daß ich wider ihre eigne Einbildung für ſie zeugen muß in einer ſolchen Sache! Aber ich wollte mit einem Eide überhaupt für ſie zeugen, wenigſtens für dasmal.“ Dann redete er wieder leiſe zu ihr, und ſetzte laut hinzu: „und den geb' ich einmal, wer weiß wie bald! an einem gewiſſen andern Morgen demjenigen Glücklichen zurück, dem ſie gern erlauben werden, mir dafür ſo viel von dieſer Locke abzuſchneiden,“ (indem er die Locke in die Hand nahm, die von Luiſens Halſe auf ihren Buſen herab fiel,) „daß ich mir daraus einen Ring flechten laſſe, zum Andenken der ſonderbarſten Begebenheit.“ — Er drückte ihr lächelnd die Hand, neigte ſich, und gieng. Ich hielt ihn noch einmal zurück. Es könnte unmöglich ſein Ernſt ſeyn, weg zu reiſen,

 ohne

ohne Julien geſehen und geſprochen zu haben. — Es wäre doch gewiß ſein Ernſt, antwortete er. Freylich hätt' er Julien nicht geſehen; aber doch mit ihr geſprochen. „Hier,“ ſetzte er hinzu, indem er einen Brief aus der Taſche zog, „was ich bald vergeſſen hätte, hier iſt ein Theil von dem, was ich ihr habe ſagen können.“ Er gab mir den Brief, bat, denſelben gelegentlich Julien ſelbſt einzuhändigen, und ließ ſich nicht länger halten.

Indem ich ihn aus dem Zimmer bis an die Hausthür begleite, kommt Sarah. — „Wollen ſie ſchon wieder weg?“ fragte ſie. — „Er will ſich nicht erbitten laſſen,“ ſagte ich. „Iſt es nicht unverantwortlich, nur ſo eben einzuſprechen?“

„Fodern ſie Sarah nicht auf,“ antwortete er mir. „Sarah entſchuldigt mich gewiß, wenn es kein Menſch in der Welt thut. Nicht wahr, liebe Muhme?“ fragte er Sarah.

„Das iſt ja des Kommens nicht werth,“ ſagte Sarah. „Ah! ſo iſts vielleicht des Weggehens werth,“ antwortete er. „Adieu,

gute

gute Muhme!“ ſofort zu Pferde, und da ſprengte er hin. —

Ich hatte ihn bis auf den Hof begleitet, und kam voll Verwunderung über das, was ich geſtern und heute von ihm gehört und geſehen hatte, wieder zurück, als ich Sarah noch auf der vorigen Stelle antraf, die ſo lange auf mich gewartet hatte, um mir einen Brief zu geben, den ſie unter ihrem aſchfarbenen Mantel hervor holte.

„Ein Brief? So früh? Gewiß von Lübeck,“ ſagt' ich, und brach ihn neubegierig auf, ohne, in der Meynung, er ſey an mich, die Aufſchrift anzuſehen.

„Was machen ſie?“ ſagte Sarah; „er iſt an Julien.“ Ich leſe die Aufſchrift: ſie iſt von Ferdinern. „Was bedeutet das, Sarah,“ fragt' ich; „der Herr kommt eher, als ſein Brief, der ihn vermuthlich erſt anmelden ſollte?“

„Was bedeutets?“ antwortete ſie; „daß ich ihn vergeſſen habe. Er kam vor einigen Tagen, ich weiß nicht mehr, wann.“

„Das

„Das geſteh' ich! Und ſie haben ihn ſo lange behalten?“

„Sie und Julie waren nicht da. Ich weiß nicht, wo ſie waren,“ ſagte ſie; „es wurde Abend darüber; ich ſchloß ihn in meine Commode.“

„Da könnte ein Teſtament ſicher liegen! Aber, liebe Sarah, ein Brief, der nicht zu ſeiner Zeit geleſen wird, iſt ja nichts mehr werth, als eine Zeitung vom vorigen Jahre. Nun begreif' ich vollkommen, warum Ferdiner ſich wunderte, Julien nicht zu finden; und verdenk' es ihm gar nicht, daß er nicht bleiben wollte. Was wird Julie ſagen?“

„Was ſie ſagen wird;“ antwortete das flegmatiſche, wenn ich nicht ſagen ſoll, das ſchadenfrohe Geſchöpf: (denn ſie iſt bey mir nicht außer Verdacht, daß ſie den Brief mit Fleiß liegen ließ.) Was ſie ſagen wird;“ antwortete ſie. „Ich hatte ihn vergeſſen, und habe mehr zu denken, als an eure Briefe.“

„Wenn ſie es denn nur geſtern, oder wenigſtens in dem Augenblick geſagt hätten,

ten, da ſie ſahen, daß er weg wollte;“ erwiederte ich.

„Deswegen war ich,“ antwortete ſie, „ſo früh aufgeſtanden. Aber kann man vor dem flüchtigen Menſchen wohl zu Worte kommen? Was iſt viel daran gelegen? Beſſer, daß Julie ihrer Großtante entgegen kommt, als hier blieb, um auf ihn zu warten. Ehre das Alter! Er kann ein andermal wieder kommen.“ — Schlarr, ſchlarr, kroch ſie nach ihrer Kammer zu ihrem Lehnſtuhl zurück, und trank in aller Ruhe ihren Thee.

Der Vorfall war nicht mehr zu ändern: und da ich den Brief einmal unvorſichtig erbrochen, folglich allemal im Verdacht blieb, daß ich ihn geleſen hätte; ſo konnte ich mir auch nicht verbiethen, ihn wirklich zu leſen, wofür ich um deſto eher Verzeihung hoffe, weil Julie nur ſelten einen Brief empfängt, den ſie mich nicht leſen läßt. Ich fand, was ich vermuthete. Er war vom 10ten, und alſo den 12ten eingegangen. Die Verwirrung, welche dadurch entſtanden iſt, wird deſto ſchlimmer.

Denn

Denn Julie ſchickte ihren letzten Brief, davon ich Ihnen die Abſchrift verſprochen habe, zwey Tage ſpäter weg. Hätte ſie aber dieſen Brief geleſen, der abermal voll von den wärmſten und heiligſten Verſicherungen ſeiner vollkommnen Unſchuld iſt, die mich ſelbſt beynahe irre machen könnten; ſo wollt' ich wohl verſichern, daß ſie weder dieſen ihren Brief abgeſchickt haben, noch nach Lübeck gereiſet ſeyn würde. Aber wenn Ein Ding aus ſeiner Stelle verſchoben wird, ſo werden tauſend andre daraus verſchoben. —

Ich habe noch mehr auf dem Herzen; aber itzt muß ich nothwendig einen Expreſſen nach Julien abgehen laſſen. Morgen mehr.

Fünf

Fünf und funfzigſter Brief.

Lotte an Leonore.

Färmbüll, den 19ten.

Wunderbare Vorfälle! Und doch hab' ich noch mehr.

Aber was fliſterte Ferdiner Luiſen ins Ohr? Ich wette, das iſt das erſte, was Ihre Neubegierde gereizet hat. Die meinige wenigſtens; alſo nahm ich, ſo bald ich meinen Bothen nach Lübeck abgefertigt hatte, das liebe Mädchen ins Verhör.

„Als Herr Ferdiner,“ erzählte Luiſe, „nach der Frage: „warum meine Wangen ſchon wieder glüheten?“ hinzu geſetzt hatte: „genau jene ſchöne Morgenröthe;“ ſagt' er mir leiſe: „nach jener denkwürdigen Nacht, der doch ſie ſich ſo wenig ſchämen dürfen, als ich. Gewiß, Luiſe,“ ſetzt' er hinzu, „es war ein Traum, der keine andere Wirklichkeit hat, als in demjenigen trübſinnigen Gemüthszuſtande,

woran

woran ich ſie ungern erinnere. Ich bitte, überzeugen ſie ſich deſſen!“ —

„Sie wiſſen ſchon,“ fuhr Luiſe fort, „von welcher Nacht er redete. Wie hätt' ich ihn den Morgen darauf, als wir von der Landſchenke weiter fuhren, wohl ohne Röthe anſehen können? *) Aber wie kann er glauben, daß es ein bloßer Traum war? Oder wie kann er nur hoffen, mich zu bereden, daß er es glaube? Dieſe Rede war mir ſehr empfindlich. Deswegen fragt' ich: wie er das glauben könnte? — Was er darauf antwortete, haben ſie ſelbſt gehört. Er wollte wider meine eigene Einbildung mit einem Eide für mich zeugen. Das ſollte ohne Zweifel ſo viel heißen: er wollte mit einem Eide bekräftigen, daß ich damals nicht auf diejenige Weiſe, wie ſie wiſſen, wäre gekränkt worden. Deswegen ſagte er mir wieder leiſe: „Nein; es war wenigſtens damals nichts verloren; ſo gar nicht der Ring, **) den ſie vermißten.“

*) Th. 1. Br. 17.

**) Th. 1. Br. 17. Br. 23.

ten.“ — Dieſer Ring war mein alter,*) den ſie geſehen haben. Ich verlor ihn in derſelben Nacht, und weiß nicht anders, als daß er geſtohlen war. Ferdiner ſchenkte mir dafür den andern, der unglücklicher Weiſe meiner Mutter in die Hände fiel, und den erſten Anlaß zum Argwohn gab. Was er weiter davon ſagte, hab' ich nicht recht verſtanden.“

„Er redete,“ antwortete ich, „von einem Glücklichen, dem er dieſen Ring für einen andern von ihrer Haarlocke geflochtenen austauſchen wollte. Ich glaube, er verſtand unter dem Glücklichen einen Geliebten, dem er an dem Morgen nach dem Trauungstage den Ring, ich weiß nicht, in welcher Art von Scherz, zurück geben wollte. So verſtand ich dieſe Worte: Wer weiß, wie bald? ſetzte er hinzu: vermuthlich in der Hoffnung, daß ſein Antrag bey ihrer Mutter noch Gehör finden wird.“ —

Luiſe

*) Th. 3. Br. 6.

Luiſe wußte von keinem Antrage. Ich erzählte ihr, was ich von ihrer Mutter gehört hatte; und wir kamen unvermerkt auf den Fremden, der eine Zeitlang für ihren Bruder, hernach nur für einen weitläuftigen Verwandten ausgegeben wurde. Itzt vernahm ich zum erſtenmal von Luiſen, daß er nichts von beyden iſt, „ſondern“ — ſagte Luiſe, und hielt plötzlich innen. Ich fragte ihr Geſicht, was ſie dächte, fand wiederum dieſelbe Morgenröthe, wie es Ferdiner nannte, und ergänzte ihre Rede. „Sondern mein Liebhaber: nicht ſo, Luiſe?“ —

„Was verhehl' ichs,“ antwortete ſie. „Er ſagt, daß er mich liebe.“ „Und ſie,“ fuhr ich fort, „ſie ſind ihm nicht abgeneigt.“ — „Ach! was kann ich, meine liebe Lotte,“ antwortete ſie, indem ſie mir um den Hals fiel, „geſetzt auch ich wär' ihm nicht abgeneigt. Ich werde mich doch nimmermehr entſchließen, ihn zu betrügen.“ „Das werden ſie freylich nicht,“ erwiederte ich, „und dürfen auch nicht. Aber ich ſtelle mir auch leicht vor, daß

ihre

ihre Mutter es nicht zugeben wird.“ „Meine Mutter,“ ſagte ſie, „hat ihre Geſinnungen ſehr geändert. Ich hatte ſie endlich dahin gebracht, daß ſie mir verſprach, die Sache wider Ferdinern nicht weiter zu treiben. Dieß geſchahe ein paar Tage nach meiner Unterredung mit Julien, auf mein fußfälliges wiederholtes Bitten und Flehen, und nachdem ich ihr mit einem Eide betheuret hatte, daß ich Ferdinern niemals nehmen wollte, auch wenn er ſich freywillig antragen ſollte: denn es ſchien, als wenn meine Mutter, ich weiß nicht aus welcher Urſache, ſeinen Antrag itzt ſo gut, als gewiß, erwartete. Sie wurde darüber ſehr empfindlich; war aber Tages darauf gelaſſener, und wollte zwar nicht mehr darauf dringen, daß ich Ferdinern nehmen ſollte; aber doch nur unter der Bedingung, daß ich jenen andern Antrag nicht ausſchlüge. Dann wollte ſie ſogleich bey dem Prediger erklären, daß ſie die Sache gegen Ferdinern aufgebe. Bin ich nicht auf alle Weiſe ſehr unglücklich?“ ſetzte Luiſe hinzu, indem ihre Augen voll

Thränen liefen. „Wenn ich auch nicht achten will, mich aufzuopfern; darf ich wohl einen Mann betrügen, mit dem ich leben ſoll? Und wenn ich alle Anträge ausſchlagen, und mich gar nicht verheirathen will; muß ich nicht befürchten, daß meine Mutter die wahre Urſache errathen, ihr Verſprechen zurück nehmen, und die Sache gegen Ferdinern deſto eifriger treiben wird? Itzt drängt ſie in mich, den Antrag unſers Fremden anzunehmen. Der Mann hat viel Empfehlendes: aber wenn ich ihn auch liebte; ſo könnte ich doch nicht.“

Ich fragte: wer er denn wäre? Ihre Mutter, antwortete ſie, ſpräche ſo von ihm, als wenn ſie es wiſſe; aber immer ſehr zweydeutig. „Sie ſagte mir auch einmal; er wiſſe ſchon, daß ich Neigung für Ferdinern gehabt hätte: da ſie ihn aber verſichert, daß es itzt vorbey wäre; ſo hätte er daran keinen Anſtoß gefunden. Vielmehr hätte er ſehr vernünftig geantwortet: wenn ein Mann nur der gegenwärtigen Liebe ſeiner Frau verſichert wäre, wär' es unbillig, ſich an Neigungen

der-

derſelben zu ſtoßen, die ſie vor der Zeit gehabt haben mögte.“

Darauf kam ich wieder auf Ferdinern. Was er Luiſen heimlich geſagt hatte: „es wäre gewiß ein Traum, der keine andere Wirklichkeit haben könnte, als in ihrem unglücklichen Gemüthszuſtande;“ war gerade dasjenige, was wir alle zuerſt gedacht hatten. Alſo fragt' ich ſie, ob das gar nicht möglich wäre? Und ſie erzählte mir den ganzen Vorgang.

„Es war der 22ſte Jänner; die unglücklichen Tage behält man viel zu genau!“ ſagte ſie, „als ich mit Ferdinern von Färmbüll nach Hamburg reiſete. *) Wir übernachteten in der Landſchenke. Herr Ferdiner verläßt mich nicht ſehr ſpät, um ſich nieder zu legen. Da ich nach einer guten Stunde glaubte, daß er eingeſchlafen wäre; mach' ich, denn ſeine Kammer lag nicht weit von der meinigen, und ſie kennen meine thö-

*) S. Th. 1. Br. 17.

thörichte Furchtſamkeit, — die Kammer-thür auf, laſſe das Licht brennen, und lege mich nieder. Gegen Morgen werd' ich von einigen ſtarken Schlägen des Fenſters aus dem erſten Schlummer geweckt. Das Licht iſt erloſchen. Mich dünkt, ich höre Leute am Fenſter; fahre erſchrocken auf; ſuche, in der leichten Kleidung, ſo wie ich mich der Bequemlichkeit halber nieder gelegt hatte, die Thür, finde ſie endlich, aber geſchloſſen, reiße ſie wieder auf, und will, in einer Beängſtigung, daß ich kaum einen Laut von mir zu geben, und Ferdiners Namen zu rufen vermag, noch auch weiß, wo ich bin, in ſeine Kammer. Ferdiner, der durch daſſelbe Getöſe ſchon erwacht ſeyn mußte, löſcht in der Eile, womit er aus dem Bette ſpringt, und zu mir kömmt, unverſehens auch ſein Licht aus, das neben ſeinem Bette auf der Erde ſtand. Er frägt, was geſchehen iſt? Und da ich kaum das Wort heraus bringe: vermuthlich Diebe! faßt er mich bey der Hand, und tritt mit mir in meine Kammer. Hier bleiben wir ſtehen, horchen,

finden

finden aber alles ruhig. Es iſt nichts, liebes Kind, ſagt er, indem er mich mit beyden Händen umſchlingt, mich küßt, an ſein pochendes Herz drückt, unter den wärmſten ſtummen Liebkoſungen in ſeinen Armen auf mein Bette zurück trägt, meinen Widerſtand durch ſeine überlegenen Kräfte und Schmeicheleyen überwindet, und meine Bitten mit Küſſen beantwortet. — Bedenken ſie," fuhr Luiſe fort, „ein junges ſchwaches Mädchen! Ein geliebter Mann! Die Nacht! Die halbe Betäubung, worin ich von dem Schrecken noch war! Dieſe neue Ueberraſchung! — Ach! er hätte meiner Schwachheit ſchonen ſollen!" —

„Als ich aus der Betäubung, die einer Ohnmacht ähnlich war, zu mir ſelbſt kam," fuhr Luiſe fort, „empfand ich ſogleich die erſten Folgen derſelben, Schaam und Verwirrung, und vergaß mich in dieſen Empfindungen, worin ſich auch meine Liebe für ihn miſchte, ſo gänzlich, daß ich ihn mit Inbrunſt und mit einem Seufzer umfaßte: Ach! Herr Ferdiner! ein Seufzer,

zer, der ihn hätte zur Vergütung bewegen ſollen, da es zur Schonung zu ſpät war. In der That hofft' ich dieſelbe bey meiner damals völligen Ungewißheit ſeiner Abſichten auf Julien mit deſto größerer Zuverſicht, je unerfahrner und einfältiger ich war, je mehr ich ihn liebte, und mir ſchmeichelte, von ihm wieder geliebt zu ſeyn. Dieſe Hoffnung ſtärkte ſich durch manches Scherzwort, was er mir des andern Tages auf unſerer übrigen Reiſe in Beziehung auf dieſe Nacht ſagte, durch jeden Blick, den meine Röthe und niederſinkende Augen beantworteten, und endlich am meiſten durch den Ring, den er mir zur Erſetzung meines geſtohlenen ſchenkte. Die Wirkung dieſer fehlgeſchlagenen Erwartung auf mein Herz und meinen Verſtand konnte denn nicht geringer ſeyn, als ſie war; und von dieſer ſind ſie ſelbſt Zeugin geweſen. Das hätt' ich doch gar nicht erwartet, daß er ſich überwinden würde, einen Traum daraus zu machen.“

Dieß

Dieß iſt Luiſens Erzählung, welche mit dem, was ſie ſonſt geſchrieben und ausgeſagt hat, völlig übereinſtimmet, und keinen Zweifel an der Handlung ſelbſt übrig läßt. Uebermorgen begleit' ich ſie zu ihrer Mutter, die mich ſelbſt eingeladen hat.

Sechs und funfzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 19ten.

Daß mir dieſer Dankwart beſtändig in den Weg tritt! Wohin ich meinen Fuß ſetzen will, da ſteht er! Ich komme nach Färmbüll, und er war mit Julien ſchon nach Lübeck. Ich gehe nach Hamburg zurück, und ſiehe, da iſt er wieder in Weibsgeſtalt, um Eliſen nach Grumbuy zu holen. Die erſte will er für ſich; die andere, wenn ich mich recht beſinne, für einen guten Freund; und nur um Einen Tag früher, ſo hatt'

 er

er beyde. — Der Mann will mich völlig zum Narren machen!

Laſſen Sie ſich geſchwind das Abentheuer erzählen.

Mittags kam ich von Färmbüll zurück, ſo wie Sie ſchon wiſſen. Gerade um drey Uhr Nachmitttags kommt eiligſt der Miethlakey Heinrich, den Sie noch kennen, und will durchaus mich ſelbſt ſprechen. Ich laß' ihn vor mir, und er erzählt: um Ein Uhr ſey eine gewiſſe Dame in Copenhagen kaum über die Schwelle getreten, ſo hätte ſogleich die Miethkutſche nach St. Georg hingemußt, um das nämliche Frauenzimmer zu holen.

Wer mag dieſe Dame, und wer dieß nämliche Frauenzimmer geweſen ſeyn? — Vermuthen Sie nicht ein wenig auf Dankwarts Schweſter und Eliſen? Sie ſind es doch wahrhaftig. Was hat die erſte zu beſtellen? — Der Miethlakey mag weiter erzählen.

„Ich war neugierig,“ ſagt' er weiter, — denn daß er's war, konnte ihm einen Louisd'or einbringen; — „ich war neugie-

gierig, und machte mir, ſo oft ich konnte, bald dieß bald jenes Gewerbe in dem Zimmer der Dame. Da glaubt' ich denn ſo viel zu verſtehen, daß von einer geſellſchaftlichen Reiſe geredet wurde.“

„Wohin, mein guter Heinrich?“

„Nach einem Gute — Wie heißt noch der Blitznamen? — Des Teufels! Zwanzigmal hab' ich ihn unterwegens übergebetet, und doch nicht! – Gra – Gram – Gru — — —“

„Grumbuy vielleicht?“

„Das war er! Grumbuy. — Warum man wohl ſo eiſenharte Namen erfinden mag? Nach Grumbuy wollten ſie zuſammen, morgen oder übermorgen.“

Wie mir die Nachricht bekam? Geduld, mein Freund! Wenn ich von St. Georg zurück komme, will ich antworten. Eben ſeh' ich, daß meine Kutſche ſchon auf mich wartet.

Um 6 Uhr.

Der Beſuch war umſonſt! — Auch meine neue Freundin war ausgeflogen,

wenn

wenn Sie nicht etwan lieber meynen, daß ſie ſich verleugnen ließ. Wie dem ſey: eine kleine Verrätherey ſoll mir geſpielt werden.

Sollte der Miethlakey auch recht gehöret haben? Er hatte einmal einen Fluß aufs Gehör bekommen.

Vor Jahr und Tag. Vielleicht hat er ihn noch, oder einen andern Mangel, der ſo ſchlimm iſt, als Mangel aller fünf Sinne. Darum ſchickt' ich ihn wieder zurück, daß er ſich noch einmal erkundige. Er war nun eben wieder hier, und brachte die völlige Beſtätigung, die er zum Ueberfluß von dem halb franzöſiſchen Chriſtian der Althauſen ausgefragt hatte. Die Reiſe gehet alſo übermorgen nach Grumbuy.

Um 7 Uhr.

Eben geht der Major von mir weg. Unſinnig könnte ſeine Nachricht mich gemacht haben, wenn ich dem Ausſager völlig trauen dürfte! Eliſe, verſicherte er, ſey entweder ſchon verſprochen, oder im Begriff, verſprochen zu

wer-

werden, mit einem jungen ſehr begüterten Menſchen in Lübeck von Dankwarts Familie. Er ſetzte hinzu: daß dieſer Menſch ſich ſchon ehemals um ſie beworben, und weil er ſo wohl von Eliſens, als ſeiner Aeltern Seite ganz unüberwindliche Hinderniſſe gefunden, in eine tiefe Melancholie verfallen, und ſeines Verſtandes beraubt worden ſey.

Etwas Wahrheit iſt ohne Zweifel in dieſer Erzählung. Ich begreife daraus die unermüdete Arbeit dieſes Dankwarts, das Kommen und Gehen ſeiner Schweſter, ſeinen verſchwendeten Aufwand, den Aufenthalt ſeiner Verwandtin in Hamburg, und dieſe Reiſe. Aber ſollte Eliſe ſo bald vergeſſen haben, was ſie mir verſprach? Sollte ſie dieß Verſprechen in keiner andern Abſicht gegeben haben, als mich zu hintergehen? — Und die Partie ſelbſt! Eine Partie mit einem Menſchen, der ſeinen Verſtand verloren hat? — Der Major billigt ſie auf keine Weiſe. Das glaub' ich ihm. Welcher Menſch, der nicht auch den Verſtand verloren hat, könnte

ſie

ſie billigen? Eliſe! Sie? ſie vermählt! — Vermählt mit irgend einem andern Menſchen, als Ferdinern?

Soll ich der Thor ſeyn, zu glauben, es ſey ganz Wahrheit? Mit einem jungen Menſchen, der den Verſtand verloren hat? Hab' ich denn den meinigen verloren, der ich das unbegreiflich finde? — Nicht, daß man nicht mit dem Verluſt ihrer Perſon auch ſeinen Verſtand verlieren könnte! Aber eine ſinnloſe Perſon zu heirathen! Eliſe! Eben die Eliſe, die noch vor einigen Tagen ſo zärtlich Abſchied von mir nahm! Mir verſprach, mit ſo wahren Merkmalen der Aufrichtigkeit, daß ſie — Es iſt Unſinn! — Eliſe mit irgend einem andern Menſchen vermählt als Ferdinern? — Es liegt ſo was Ungereimtes, ſo was Unſinniges in dieſem Gedanken! — Es mögte denn ſeyn, daß ſie ſich durch Erdichtung und Zureden hätte täuſchen laſſen? — Hat man nicht Julien dahin gebracht, daß ſie mir auswich? Und wenn die gleiche Lüge mit gleich wahrſcheinlichen Gründen auch Eliſen er-

zäh-

zählet wäre, was würde ſie thun, da ſie meine Zurückkunft von Färmbüll voraus- ſehen kann, und dann beſorgen muß, daß ich kommen werde, um ihr Verſprechen ein- zufodern, was würde ſie anders thun, als mir gleichfalls ausweichen? — Dem muß ich, muß ich vorbeugen. Wenig- ſtens muß ſie nicht reiſen, ohne mich ge- ſehen und gehört zu haben.

Sieben und funfzigſter Brief.

Ferdiner an Eduards.

Hamburg, den 20ten. Vormittags.

Alles umſonſt! Zwey Beſuche, und kein einziger angenommen!

Schon um acht Uhr fuhr ich nach St. Georg. Gerade im Thor begegnete mir der Major. Er kennt mich, ob ich ihn gleich nicht grüße. „Ha! Mon cher, guten Morgen! Ich rathe, wohin ſie wollen! Sie kommen aber zu ſpät: das war eben mein Schickſal.“ Ich ſtehe bey mir an, ob ich ihm glauben ſoll, und ſtelle mich,

mich, als ob ich ihn nicht verſtehe. „Was meynen Sie, Herr Major? Ich denk' einen Freund zu beſuchen.“ —

„Das iſt ein anders. Ich dachte, eine Freundin,“ antwortete er lächelnd; „und dann könnt' ich ihnen den Weg erſparen. Sie ſind beyde ſchon ſeit ſieben Uhr ausgeflogen. A Dio!“ ſagt er, zieht ſeinen Hut ab, geht ſeinen Weg, und ich fahre weiter. Als ich mich melden laſſe, bekomm' ich dieſelbe Antwort.

Was nun? Gerades Weges nach Copenhagen? — Was ſonſt? Ich fahre nach Copenhagen, wo ich ungemeldet ausſteige, und nach Madam Althauſen frage. Man führet mich zu ihrem Zimmer. Es iſt verſchloſſen. Heinrich kommt, und ſagt mir, ſie wäre ausgefahren. — Wohin? — Promeniren, meynt er. Ich entſchließe mich zu bleiben, bis ſie zurück komme, und Heinrich muß mir Chokolade ins Gaſtzimmer bringen. Keine halbe Stunde, ſo kommt der Major. Zwey große Augen, als er ins Zimmer trat!

„Ah,

„Ah, mon ami! ſie ſind früher, als ich,“ ſagte er. „Haben ſie Eliſen geſprochen?“

„Ich denke der Dame eine Viſite zu machen,“ antwortet' ich kaltſinnig weg.

„Kennen Sie die Dame, Herr Ferdiner?“

„Sehr wohl!“

„So läßt ſich dann leicht Gelegenheit finden.“ —

„Das iſt nun eben nicht meine Abſicht; aber deſto beſſer!“

„Nur einen Augenblick Geduld!“ ſagte er; „ich will ſie unter dem Vorwande, daß ich mit ihr zu reden habe, zu ihnen in dieß Zimmer führen. — Nur einen kleinen Augenblick.“

Er gieng.

„Eine Höflichkeit iſt der andern werth!“ ſagt' ich. „Sie wollten mir einen Weg erſparen; ich erſpar' ihnen einen wieder. Die Damen ſind ausgefahren.“

„Hol ſie der Teufel!“ antwortet' er. „Sie wollen ihrer alſo warten?“

„Ich habe mir, wie ſie ſehen, eine Taſſe Chokolade bringen laſſen.“

„Holla!“ rief der Major. — Heinrich kam. — „Chokolade!“ ſagte der Major; — „und hör' er doch, Patron, wohin ſind die Damen?“

„Ich denke, promeniren.“

„Da kann ich denn paſſen!“ erwiederte er. „Aber wenn ſie bis Mitternacht wegbleiben, ich gehe nicht vom Flecke.“

Was ſollte denn ich? Ich entſchloß mich bald, trank meine Chokolade, ſagte zum Major, ſo viel Zeit hätt' ich nicht: auch wäre mein Beſuch eine bloße Höflichkeit; und ſo war ich ſein Diener.

So komm' ich nun zu Hauſe, den Kopf voll Grillen! —

Nachmittags um 3 Uhr.

Nun, wenn nicht alles Glück mich vergeſſen hat, werd' ich ſie doch noch ſprechen, werd' ihr den Erfolg meiner Reiſe erzählen, ſie an ihr Verſprechen erinnern, und ſie muß — ſie wird ihre Reiſe aufſchie-

ſchieben, bis mein Schickſal völlig entſchieden iſt!

Ich hab' erfahren, daß ſie den Major bey der Jungfer Sommers beſtellt hat, gegen Abend um ſechs Uhr. Und Jungfer Sommers hofft, ſo bald der Major weg iſt, ſie noch wohl ein halb Stündchen aufzuhalten; und wenn ich ſie dann überfiele, und vorgäbe, daß ich ſie in St. Georg ſchon geſucht hätte, und hieher gewieſen wäre — ſo iſt ja die Jungfer ganz unſchuldig. — Zwar braucht's dießmal keiner Liſt: denn warum ſollte Eliſe Bedenken tragen, mich zu ſprechen, wenn keine Althauſen um ſie iſt, die es widerräth?

Acht und funfzigſter Brief.

Sophie an Dankwart.

Hamburg, den 21ten.

In dem Augenblick, wo Sie in der ungeduldigſten Erwartung zum viertenmal an die Thůr treten, und den Fuhrweg hinunter ſchauen, ob der Wagen nicht kommt, der die ſchöne Eliſe bringen ſoll, ſteigt ein beſtåubter Bote vom rauchenden Pferde, und ůberreicht Ihnen dieſen Brief. Sie wundern ſich zwar; aber erwarten bey weitem das Abentheuer nicht, was Sie erfahren werden. —

Ich ſende den Expreſſen nur deswegen, damit Sie, wenn wir, troz Ihren Anſtalten, und friſchen Pferden, die in der Landſchenke fůr uns in Bereitſchaft ſtanden, auch zu Abend nicht bey Ihnen ſind, unſerntwegen nicht mehr und nicht weniger beſorgen, als uns wirklich widerfahren iſt. Der Vorfall mag nun luſtig oder ernſthaft ſeyn; ich kann noch nicht umhin,

darüber zu lächeln; denn ſtellen Sie ſich vor, daß unſere ſchöne Freundin geraubt wäre?

Ein ſeltſamer Irrthum muß nothwendig vorgegangen ſeyn. Ich erzähle, was ich bisher weiß.

Eliſe war geſtern den ganzen Tag bey mir, und es wurden alle Anſtalten zu unſerer Reiſe auf dieſen Morgen um fünf Uhr gemacht, damit Sie zu Mittage nicht vergeblich angerichtet hätten. Gegen vier Uhr Nachmittags fuhr ſie zu Auguſten zurück, ihr Gepäcke zu beſorgen, wollte, nach unſerer Abrede, um ſechs oder ſieben Uhr wieder bey mir ſeyn, und die Nacht in dieſem Gaſthofe ſchlafen, damit wir früh' genug zur Reiſe fertig wären. Um fünf Uhr ſandte ſie mir in der That ihre Sachen, und ließ dabey ſagen, daß ſie bald nachkommen würde. Gegen acht Uhr war ſie noch nicht da, ließ mich aber wiſſen: weil ſie durch einen Zufall länger aufgehalten würde, als ſie gedacht hätte, wollte ſie heute früh genug bey mir ſeyn.

Um fünf Uhr dieſen Morgen ſtand die Chaiſe bepackt, und beſpannt vor der Thür. Noch um ſieben Uhr war ſie nicht da. Ich beſorgte, daß ihr eine unvermuthete Unpäßlichkeit zugeſtoßen wäre, und ſandte den Diener zu Auguſten. Stellen Sie ſich meine Befremdung vor, als der Menſch mit der Nachricht zurück kam, daß ſie dieſe Nacht, nach der mir bekannten Abrede, nicht zu Hauſe geweſen wäre! — Wie ſoll ich den Vorfall erklären? Das Fräuleinrauben iſt doch ſo lange nicht mehr Mode. —

Ich habe Boten nach allen Gaſthöfen geſandt, um genaue Kundſchaft einzuziehen. Nach einer Stunde kann man bey mir erfahren, was ſeit geſtern Abend in allen Aubergen von einigem Anſehen aus- und eingegangen iſt. Mein Regiſter fängt ſchon an zu wachſen. Ich weiß, daß in Kayſershof eine junge Dame und zwey Herren angekommen ſind: weil ſie aber gleich nach ſieben Uhr eintrafen, und mit Poſtpferden; ſo laſſ' ich ſie ungeſtört wei-

ter

ter reiſen. In Petersburg ſo wenig als in London hat ſich ſeit geſtern ein Frauenzimmer mit einem Geſichte ſehen laſſen, wovon ſich der geringſte Verdacht faſſen lieſſe, daß ſie geraubt ſeyn könnte. Im Elephanten einpaſſiret: ein Prediger mit Frau Eheliebſten, nebſt jüngſten Jungfer Tochter. Item, ein junger Candidat der Theologie, friſch von der Univerſität, noch mit der Cocarde am Hut, dickem langem Zopf auf dem Rücken, Stiefeln und Spornen an den Füßen, und mit einem Geſichte, das der ganzen Welt Trotz bot. Bey ſich führte er eine precieuſe Ridicule aus der Nachbarſchaft. Herr Eheliebſter wird noch vermuthet; könnte aber auch wegbleiben, ſagte der Candidat, als er mit Madam in's Haus trat, und Quartier beſtellete. — — —

Da iſt auch Conrad wieder. Er bringt Nachrichten vom Schwan, vom weißen und ſchwarzen Roß, vom goldnen Engel, vom Ochſen, von zwanzig Tonnen, und Trauben — wovon nicht? Aber in allen

nicht eine Spur von Eliſen! Nur eine Nebennachricht macht mich aufmerkſam. Der berüchtigte Orbens aus Lübeck iſt ſeit einigen Tagen hier geweſen. Sie erinnern ſich ſeiner Bekanntſchaft mit dem Major, und ſeiner Abſicht auf Eliſen! Der Mann ſoll im ſchwarzen Adler abgetreten, und geſtern Abend eilig nach Altona gefahren ſeyn, eben vor Thorſchluß. — Meine Uhr weiſet itzt auf zwölf. —

Immer mehr Licht, mein Bruder! Chriſtian kömmt mit zehntauſend Schweistropfen im Geſicht, hors d'haleine, will nicht mehr Chrétien, ſondern Chriſtian heißen, wenn er die Verlorne nicht wieder gefunden hat! Nach ſeiner Bezeichnung iſt es wahr, daß Orbens hier iſt, und zwar im ſchwarzen Adler. Geſtern iſt ſehr oft ein Officier bey ihm geweſen; gegen Thorſchluß iſt er allein ausgefahren, und erſt ſpät mit einem jungen Frauenzimmer zu Hauſe gekommen. Das Frauenzimmer trug eine Kappe von Flor, welche ihm über's Geſicht hieng. „Sie ſeufzte, da ſie

aus

aus dem Wagen in's Haus trat," ſagte Chriſtian, und machte den Seufzer aufs natürlichſte nach: — „un ſoupir, Madame! — écoutés!" — Sie trug ein ſeegrünes Jagdkleid mit goldnen Treſſen, ſo wie Eliſe ungefähr geſtern bekleidet war. Chriſtian ward neubegierig, das Frauenzimmer ſelbſt zu ſehen, und bat den Miethlakeyen, ihm Gelegenheit zu verſchaffen. Der Menſch nahm mit ihm Abrede, Chriſtian ſollte vor der Thür ſtehen bleiben. Wenn er den Caffee hineinbrächte, wollt' er im Hineingehen die Thür, wie von ungefähr, ganz auffallen laſſen. Wäre ſie eben nicht da, ſo möchte Chriſtian ſo lange auf ſeinem Poſten warten, bis er wieder heraus käme. Er wollte ſich ſo lange im Zimmer beſchäfftigen, bis ſie käme, und es dann beym Herausgehen ſo machen, wie er geſagt. So geſchah' es: der Menſch ließ die Thür auffallen, und Sieur Chrétien ſah das Frauenzimmer völlig. „Mais en profil, am Tiſche ſitzend, im ſeegrünen mit Gold verbrämten habit de Chaſſe. Même

 taille,

taille,“ ſagt’ er, „même viſage, aber tête baiſſée, und nur im Spiegel.“ Von dem Miethlakeyen hatt’ er gehört, ſie hätte geſchrieben. Morgen würde ſie nach Lübeck reiſen. —

Hat nun Chriſtian mit ſeinen leiblichen, oder mit den Augen ſeiner Einbildung geſehen? — „Einfältiger Menſch!“ ſagt’ ich ihm: „war’s auch ſo was Großes, ein Geſchäfft zu erfinden, um eure Augen gerade vor das Frauenzimmer hinzupflanzen? Konntet ihr euch wenigſtens nicht betrunken ſtellen, und hinein taumeln, um mit einem albernen Reverenz um Vergebung zu bitten, daß ihr unrecht gekommen wäret?“ — „Ah Madame! cette impoliteſſe! Dieu m’en garde!“ — ſagte Chrétien; und meynte, daß er das point de vue eben ſo gut gefaſſet, und richtig obſerviret hätte, ſo viel ſich eine tête en profil, und im Spiegel wieder kennen ließe. Kurz, er blieb dabey, das Frauenzimmer wäre Eliſe.

Um

Um der Sache verſichert zu ſeyn, befahl ich ihm, auf morgen ein Pferd zu miethen, und die Kutſche bis zur nächſten Station zu verfolgen. — Wenn er das Frauenzimmer genau betrachtet, und für Eliſen erkannt hat; ſo ſoll er gerades Weges nach Grumbny reiten, und Ihnen, mein Bruder, den Vorfall erzählen, damit Sie, wenn Sie es für gut finden, denſelben Abend noch in Lübeck ſeyn können. Iſt es Eliſe nicht; ſo kömmt er nach Hamburg zurück.

Neun

Neun und funfzigſter Brief.

Sophie an Dankwart.

Hamburg, den 22ten.

Ich wollte den Boten ſchon geſtern abſenden: allein ich beſann mich, und gab meinen Brief auf allen Fall Chriſtianen mit, auf deſſen Zurückkunft ich bis Nachmittag warten muß.

Da ſitz' ich nun ſeit heute früh von ſieben bis zwölf Uhr, Papier und Federn vor mir, noch immer ſo müſſig, wie ein Poſtmeiſter, der ſeine Briefſchaften abgefertigt hat, und andere erwartet. Zehnmal hab' ich mir ſchon meinen Fritz und mein Aenchen herüber gewünſcht, um mit ihnen zu tändeln; und eben ſtell' ich mir eine allerliebſte Gruppe vor: die Gruppe häuslicher Glückſeligkeit mögt' ich ſie nennen. Vater Dankwart ſitzt mit ſeinen beyden Waiſen am Tiſch, und bauet Kartenhäuſer. Hoch ſtand der Pallaſt da. Fritz ſitzt ſchon und bewundert mit zuſammengeſchlagenen

Hän-

Händen. Aenchen hüpft vor Freuden auf dem Lehnſtuhl, und ſchlägt — das arme Mädchen! — es ſchlägt mit den kleinen frohlockenden Händen auf den Tiſch: da liegt das ſchöne Gebäude! O! Aenchen, ſagt' Fritz, mit einem ſauren Geſicht. Das gute Aenchen iſt ſehr erſchrocken, und bietet ihm zur Verſöhnung ſeine Lippen zu einem Kuß dar. Wir wollen es wieder bauen, mein Kind! ſagt' der gütig lächelnde Pflegvater; und der Pallaſt ſteigt von neuem in die Höhe. Aber nun taumelt Sum, Sum, Sum eine ungeſchliffene Brummfliege an die Säulen, und das Gebäude poltert durch einander. Der erzürnte Fritz haſcht die Fliege, ſchlägt ſie todt, und das betrübte Aenchen ſeufzet aus der Tiefe der Seele. „Süßes Kind!“ ſpricht Vater Dankwart: reißt das Mädchen an ſeine Bruſt, und vergießet eine Freudenthräne. —

Wiſſen Sie, was dieſer Gruppe noch fehlet? Sie ſollten leiblicher Vater ſeyn, und dann ſollte eine gewiſſe ſchöne Mutter,

den

den Arm um Jhre Schultern geſchlungen, darneben ſitzen. Wer dieſe Mutter ſeyn ſollte? — Weg! Der Gedanke verdirbt das ganze Gemälde! —

Es iſt nun gerade Ein Uhr. — — Da iſt Conrad. — „Was neues, Conrad?“ — —

„Der Major Leuenhayn läßt ſich empfehlen.“

„Der Major Leuenhayn, ſagt ihr?“

„Und bittet ſich auf einen Augenblick“ —

„Jſt er drauſſen, Conrad?“

„Ja, Madam!“

„Sehr angenehm! — Macht nur, macht nur!“ — Da lag die Feder, weg flog der Stuhl, und Jhre Schweſter hatte die Thüre ſchon in der Hand. —

„Willkommen, willkommen, lieber Herr Major! — O! wie kommen ſie mir ſo erwünſcht! — Sie ſind ein allerliebſter Mann!“ — Hundert ſolcher Süßigkeiten

ſagt'

ſagt' ich ihm, und vergaß, daß ich mir durch mein ſüßes Geſchwätz ſelbſt nur die Zeit verdarb, meine Neubegierde zu befriedigen.

„Wie ſo eilig, und ſo in Bewegung, Herr Major?“

„Um Vergebung, iſt meine Schweſter hier?“

„Denken ſie! ſeit vorgeſtern Abend um acht Uhr erwart' ich ſie mit einer Ungeduld — einer Ungeduld — o! ich kanns ihnen nicht beſchreiben!“

„Wo zum Teufel iſt ſie denn? Sie ſoll vorgeſtern nach acht Uhr hieher gefahren ſeyn.“

„Ich bin darüber ſehr unruhig. Sie ſehen mich reiſefertig, und ich denke meine Rüſtung nicht abzulegen, bis ich ſie wieder habe. — Die Reiſe war, im Vorbeygehen geſagt, nicht eben gleichgültig für das liebe Kind!“ —

„Es iſt mir bekannt, Madam; Eliſe hat mir alles geſagt.“

Dieß

Dieß war doch, mit ſeiner Erlaubniß, falſch. Ich muß es anmerken als ein Exempel, daß nicht alle Majors mit der Wahrheit ein gewiſſenhaftes Bündniß geſchloſſen haben.

„Deſto beſſer,“ ſagt’ ich. „So darf ich mich bey der Erklärung nicht aufhalten. — Aber mein Gott, was denken ſie von dieſem Zufall?“

„Ein Romanenſtreich! Ich will nicht hoffen, mit Verabredung.“

„Behüte mich! Es war ihr vollkommener Ernſt, mit mir zu reiſen. Sehen ſie nur, hier ſtehet ihr Koffer. Was auch geſchehen ſey, es iſt alles, alles wider ihren Willen geſchehen: davon bin ich überzeugt. — Aber fällt ihnen nicht eine Perſon ein, davon ſie vermuthen?“ —

Er gieng ein paarmal auf und nieder, und ſchien nachzudenken.

„Hm! Hm!“ ſagte er: „wenn es ſo wäre! — Wenn mein guter Bekannter

— Das

— Das würde ſchlechte Freundſchaft geben!“ — —

„Darf ich wiſſen, was ſie vermuthen, Herr Major?“

„Ich könnte mich irren, Madam. — Aber es fällt mir etwas ein, was doch wohl Gedanken machen ſollte. Ich war vorgeſtern hier, um ſie zu erwarten. Da ſah' ich in einem andern Zimmer einen gewiſſen Mann nur von der Seite, der mir als bekannt vorkam. — Sollte ihr Bedienter nicht etwa wiſſen, oder erfahren können, wer er geweſen iſt?“

„In einen Gaſthof kommen viele Mannsperſonen. Sie müſſen nicht ſo haſtig urtheilen, Herr Major. Sonſt ſollten ſie auch wohl meine Bekannten und mich ſelbſt in Verdacht ziehen.“

„Haben ſie ſonſt Beſuche von Mannsperſonen gehabt, als von mir, wenn ich fragen darf?“

„O! ich bin niemals ohne Mannsperſonen, wenn ich hier bin: aber lauter treue, ehrliche Männer, das verſichere ich Sie!“

„Ohne Zweifel!“ —

„Die keine Frauenzimmer rauben.“ —

„Das glaub’ ich.“

„Lauter alte ehrbare, die ihren Theil ſchon haben, oder gehabt haben.“

„So! So!“

„Doch daß ich nicht lüge. Dasmal hab’ ich doch keine andere Beſuche gehabt, als von Frauenzimmern. Die Juden, Herr Major, und die Kaufleute, mit welchen wir denn immer unſere kleinen Geſchäffte haben, ausgenommen.“

„Ich wollte doch wetten, daß ich recht geſehen hätte,“ ſagte der Major. „Wollen ſie nicht den Miethlakeyen rufen laſſen?“

Ich ließ ihn rufen: er kam. — „Hör’ er doch, Patron, kennt er den Herrn, der vorgeſtern im Gaſtzimmer Chokolade trank?“ — „Sehr wohl!“ ſagte der Kerl. „Herr Ferdinand.“

„Fer-

„Ferdiner, will er ſagen,“ erwiederte der Major.

„Es iſt wahr, Herr Ferdiner.“ —

„Nun, das dünkte mich. Schon gut!“ ſagte der erſte zum Lakeyen, und der Lakey trat ab. — „Nun, dieſer Ferdiner, Madam — war er nicht — Doch ſie haben ſchon geſagt, daß er ihnen die Viſite nicht gemacht hat; aber ich weiß doch, daß er ſie ihnen hat machen wollen, vermuthlich um meiner Schweſter willen: denn er war denſelben Morgen ſchon drauſſen in St. Georg geweſen, wo er ſie nicht mehr fand.“

Ich wurde ein wenig beſtürzt. Er fuhr fort: „Wenn er ſie nun gleich nicht geſehen hat; ſo vermuth' ich doch faſt, daß er Eliſen geſehen hat.“

„Dazu hätte er ſchon längſt bequemere Gelegenheit gehabt,“ antwortete ich; denn ich erinnerte mich eines Briefes von Auguſten, davon ich Ihnen aber nichts wieder ſagen darf. *) „Und ich ſehe nicht,

 wie

*) S. 39ten Brief dieſes Theils.

wie dieſes Sehen, und dieſes Verſchwinden zuſammen hängt. Denn daß nichts von dem, was geſchehen iſt, mit Eliſens Wiſſen oder Genehmigung geſchehen ſey, davon, Herr Major, bin ich ſo feſt überzeugt, als von meiner eigenen Unſchuld an der ganzen Sache.“

„O Madam!“ mit bitterm Lachen, indem er mir die Hand drückte. — „Zwar kenn' ich meine Schweſter: aber Liebe! alte Liebe, Madam! — Wiſſen ſie auch, daß ſie ſich ſchon vor einigen Jahren in Dresden liebten, und ſo, ſo mit einander verlobt hatten?“ —

„Aber es iſt kaum möglich, daß ſie ihn geſehen, gar nicht möglich, daß ſie ihn hier geſprochen habe!“ —

„Geſprochen oder nicht geſprochen!“ erwiederte er. „Das kann ein Billetchen gut machen, das, wär's auch nur im Vorbeygehen, heimlich in die Hand geſteckt, oder ſo hingeworfen, und gefunden wird. Nicht geſehen, nicht geſprochen! Ha! ha! ha! — Ich bin ihr Diener, Madam!

Nicht

Nicht geſehen, nicht geſprochen! Ha! ha! ha! Vergeben ſie mir — es könnte doch an Eile gelegen ſeyn. Ich bin ihr gehorſamer Diener!“ — Mit dieſem Jargon gieng er weg. —

Was ſagen Sie dazu, mein Bruder? Ich ſtehe ſeit einer halben Stunde da, wie ein gewiſſer ägyptiſcher Götze, — wie heißt er noch? — den Finger auf den Mund gelegt. — —

Den Augenblick fährt Auguſte von mir zu Hauſe, denn es iſt um ſechs Uhr. Sie ſagte mir folgendes:

Sie hätte geſtern jede Stunde zu mir kommen wollen, wäre aber von einer zur andern hingehalten worden durch Hoffnung, Spur von Eliſen zu finden.

„Nach fünf Uhr,“ erzählte ſie, „fuhr Eliſe von mir weg nach einer gewiſſen Jungfer Sommers in der Roſenſtraße, bey der ſie vorhin gewohnt, und wo ſie ihrem Stiefbruder ſich um fünf Uhr verſprochen hatte.

„Ich ſchickte meinen Philipp dahin, um zu erfahren, wenn ſie von da, und wohin ſie gefahren wäre? Er brachte mir die Nachricht: die Jungfer wäre über den Zufall ſehr erſchrocken worden, und hätte ihm geſagt, der Stiefbruder müßte es wiſſen. Denn er wäre vor ſechs Uhr gekommen; und eine Stunde ohngefähr da geblieben. Als Eliſe habe wegfahren wollen, wär' ihr Wagen nicht da geweſen. Setzt euch in meinen Wagen, hätte der Major geſagt, ich will euch über den Wall dahin begleiten: und ſo wären ſie auch zuſammen weggefahren. Dieſem Wagen wäre ſogleich ein anderer gefolget, den ſie ſchon vorher in einiger Entfernung geſehen hätte, ſie wiſſe aber nicht, ob er auch von dem Major beſtellt geweſen wäre. Mehr wär' ihr nicht bekannt.

„Philipp, der, gelegentlich zu ſagen, für Eliſen ſein Leben ließe, und dem Major nicht trauet, den er den Baſtard nennet," erzählte Auguſte weiter, „ließ ſich ſo genau, als die Jungfer konnte, den Kutſcher

ſcher des Majors beſchreiben, und hoffte, ihn zu erfragen. Dieß nahm den ganzen Nachmittag weg, und war doch umſonſt. Der gute Menſch war darüber ſo unruhig, daß er die Nacht faſt kein Auge zuthat. Heute früh bat er um Erlaubniß, noch einmal zu der Jungfer zu gehen. Er kam um eilf Uhr zurück, und ſagte: er hätte nun eine gewiſſe Vermuthung, die ſchwerlich verfehlen würde. Ob ich ihm erlauben wollte, ſich weiter zu erkundigen? Ich empfahl ihm, nichts zu verabſäumen, und er gieng wieder auf Speculation aus. Nach zwey Uhr kam er zurück. „Madam,“ ſagte er, „ich muß doch Rechenſchaft geben, warum ich ſo lange ausgeblieben bin. Ich gieng zu Herrn Ferdiner?“

„Zu Ferdinern?“ fragt' ich, „und was ſuchte er da?“

„Es war ſo ein Einfall!“ antwortete er. „Als ich ihn zu ſprechen verlangte, ſagte mir der Diener, er hätte ſich niedergelegt, zu ſchlafen; weil er ſeit vorgeſtern Abend verreiſet geweſen, und erſt vor einer Stunde zurück gekommen wäre.“

„Vermuthlich nach Färmbüll:“ antwortete ich. Philipp antwortete darauf nicht, ſondern fuhr fort: „Von da gieng ich nach Copenhagen, in der Meynung, Mamſell Dewald würde ſich wieder eingefunden haben.“

„Ich fragte: wie er denn auf den Gedanken gekommen wäre? Es wäre ja zwiſchen dem einen und dem andern gar keine Verbindung.“

„Es war ſo ein Einfall,“ antwortete er abermal. „Sie war aber nicht da. Nun, wenn ſie mir erlauben wollten, mögt' ich doch nach einer Stunde abermal zu Ferdinern gehen.“ —

„Ich glaubte, etwas zu verſtehen; denn ich ſahe wohl, daß Philipp nicht alles ſagen wollte, was er vermuthete, und hielt es nicht für ſchicklich, genauer zu fragen. „Er kann machen, was er für gut findet, und ſo viel Zeit brauchen, als er will,“ ſagt' ich. Nach drey Uhr gieng

er

er alſo wieder aus; bis vier Uhr hab' ich auf ihn gewartet.“ —

Und weil Auguſte vergebens gewartet hatte, ſo kam ſie mit eben ſo großer Ungeduld zu mir, als womit ſie eben wieder weggefahren iſt. —

Chriſtian, daß ich nichts vergeſſe, iſt wieder hier, und hat ſich, contre toute opinion, in den Perſonen geirret. — Alſo ſchließ ich nun mein Protocoll, damit der Expreſſe vor Thorſchluß ausreite, und morgen früh dort ſey.

Sechzigſter Brief.

Lotte an Leonoren.

Färmbüll, den 22ten.

Ich komme von Auenbrügge voll ſonderbarer Nachrichten! Geſchwind und ohne alle Umſchweife laſſen Sie mich erzählen, wie die Mutter ſich gegen mich erklärte!

„Was denken ſie von mir,“ ſagte ſie, „daß ich einen Schritt gethan habe, der vielen Perſonen ſo viele Unruhe verurſachet hat? Ich ſtelle mir leicht vor, daß es mir von allen ſehr übel genommen wird; und zwar um deſto mehr, da ich am Ende ſelbſt glauben muß, daß ich mich geirret habe. Aber wie leicht konnt' ich irren!“

Ich fragte mit allen Zeichen der Verwunderung: wie ſie ſich in einer ſolchen Sache ſo leicht hätte irren können? Sie antwortete: Sie hätte bemerkt und gewußt,

wußt, daß ihre Tochter Ferdinern mehr liebte, als Thomå, und daß ſie, um des erſten willen, die Partie mit dem andern aufgegeben; wie denn auch freylich jene die beſſere geweſen wåre. Sie håtte alſo nicht glauben kônnen, daß die Hôflichkeiten, die Herr Ferdiner dem unerfahrnen Mådchen geſagt, und bezeigt, bloße Hôflichkeiten ſeyn kônnten; und der geſchenkte Ring håtte ſie in dieſen Gedanken beſtårkt. Die Gemůthskrankheit ihrer Tochter wåre dazu gekommen; die Ausſage des Arztes, wodurch ſie zuerſt aufmerkſam geworden, der von Zeit zu Zeit zunehmende åußerliche Schein eines gewiſſen Zuſtandes, der dieſe Ausſage zu beweiſen geſchienen, und andere Merkmale; dann auch die můtterliche Beſorgniß, welche ſehr oft zu voreilig mehr fůrchte und wahrzunehmen glaube, als da wåre: das alles wåre denn zuſammen gekommen, eine Wahrſcheinlichkeit auszumachen, die leicht håtte verfůhren kônnen. Dem armen Mådchen ſelbſt wåren zuweilen in ihrer

Schwår-

Schwärmerey ſo einige Worte und Reden entfallen, die ſich dahin hätten deuten laſſen. —

„Ich drang,“ fuhr ſie fort, „in ihren beſſern Stunden mit Fragen in ſie; aber ſie leugnete beſtändig. Was ſollt' ich thun? Ich fragte meine Schweſter in Hamburg um Rath; dieſe verrieth die Sache der Doctorin Dünkel; der Doctor kommt ſelbſt zu ihr, hält die Sache für gewiß, verſpricht ſie gerichtlich auszumachen, wenn ſich Ferdiner nicht von ſelbſt zu der gehörigen Vergütung erklären wolle, und redt mir zu, die Umſtände vorerſt dem Prediger, als der beſten Mittelperſon bekannt zu machen, meine Tochter auf eine Zeitlang ſeiner Verwandtin zu übergeben, und ihr und ihm die Sorge und Mittel zu überlaſſen, durch Liebe, Vertraulichkeit und Güte das Geheimniß von ihr heraus zu bringen. Ich bedachte mich lange; endlich folgte ich ſeinem Rath. Allein, da meine Tochter immer leugnete, und Herr

Ferdiner gleichfalls; ſo fieng ich endlich an, zu glauben, daß ich mich könnte betrogen haben; und davon bin ich itzt, ſo gut, als verſichert.«

Dünkel war alſo wieder mit im Spiele, und Ferdiner hatte, wiewohl zufälliger Weiſe, ſo ganz unrecht nicht, wenn er in allen ſeinen Briefen an Wolmer wider ſeine Feinde eiferte. — Doch das bey Seite! Ich nahm freylich Ferdiners Partey, und ſagte der Mutter: daß ich die Beſchuldigung immer für einen Irrthum, oder für eine Erdichtung gehalten hätte: aber da ich das Gegentheil von Luiſen wußte; ſo denken Sie leicht, daß ich begierig war, zu erfahren, wie die Mutter zu dieſer Meynung übergegangen war. Um dieß zu erklären, erzählte ſie mir ein Langes und Breites, davon folgendes das Hauptſächlichſte iſt:

Die Ausſage des Arztes hätte ſie betrogen. Die Schwangerſchaft könne

wohl

wohl mit Melancholie verbunden ſeyn; aber es folge nicht, wie ſie es verſtanden, aus der letzten die erſte. Vielmehr könnten aus einer Gemüthskrankheit ſolche körperliche Stockungen und Verhaltungen des Bluts entſtehen, welche den äußerlichen Zeichen der Schwangerſchaft ähnlich wären. Dieß, glaubte ſie, müßte der Fall geweſen ſeyn: denn auch eine verſtändige Freundin, welche zugegen geweſen wäre, als Luiſe den Zufall bekommen, den ſie für eine zu frühe Niederkunft gehalten, wäre darüber eben ſo ungewiß, als ſie ſelbſt. Die halben Worte aber, welche Luiſen entfallen, könnten nur in der Schwärmerey geſagt ſeyn: welches ſie deſto eher glaube, da das Mädchen in heitern Stunden beſtändig geleugnet, und von ihr, als einer beſorgten Mutter, vielleicht wohl ein wenig zu ſehr durch angedrungene Fragen wäre geängſtiget worden. Da ſie auch vernommen, daß Dünkel Ferdiners Feind wäre, und für eine andere Familie

die

die Partie mit Julien wünſche; ſo begriffe ſie leicht die Urſache, warum dieſer eigennützige Mann ihr ſo übel gerathen hätte. Sie hätte am Ende nichts davon, als daß ſie ſich viele Feinde gemacht, und bey ihrer Tochter eine ſolche Abneigung gegen alle Heirathsvorſchläge veranlaſſet hätte, die ſie mit allen ihren Vorſtellungen nicht vermögend wäre wieder auszulöſchen. Darin bat ſie mich, ihr zu Hülfe zu kommen: das wäre die Abſicht geweſen, warum ſie mich zu ſprechen gewünſcht.

Ich fragte: ob ſie etwan gegenwärtig ſolche Anträge für Luiſen hätte? Sie ſagte: Thomä, itziger Prediger der deutſchen Gemeine in London, hätte durch einen Freund, der auf eine ihr ſelbſt unbegreifliche Weiſe, ein ſo warmer Freund ihrer Familie wäre, daß er ſich für ein Kind des Hauſes angeſehen zu werden wünſche, von neuem um Luiſen anhalten laſſen: aber Luiſe wäre nicht zu bewegen.

Ich antwortete: daß ich auch zu dieſer Partie itzt nicht mehr rathen könnte. Luiſe hätte den guten Thomà zwar geſchätzt, aber niemals geliebet.

Sie wollte ſie auch keineswegeſ zu dieſer Partie zwingen, erwiederte die Mutter; nur ſollte ſie nicht jede andere ausſchlagen. Und wenn ſie mir es aufrichtig ſagen ſollte, ſo erwarte ſie noch einen andern Antrag, der gewiß eben ſo anſehnlich wäre, als der von Ferdinern ſelbſt. Sie wiſſen ſchon, welchen Antrag.

Ich wünſchte ihr Glück dazu, und ſprach mit Luiſen davon, die mir aber antwortete, wie ich voraus geſehen hatte: ſie würde ſich nimmermehr entſchließen, einen Mann zu betrügen. —

Nun laſſen Sie mich noch ein paar Gedanken von meinen eigenen hinzuſetzen. Wer iſt dieſer neue ſo warme Freund der Familie? Der zuerſt geglaubte Bruder

Lui-

Luiſens: das wußte ich ſchon von Luiſen ſelbſt. Aber wer iſt der angeſehene Mann, der ſich Luiſen antragen laſſen wird? Nach Luiſens Erzählung derjenige Freund, der ſo gern für ein Kind des Hauſes angeſehen ſeyn will; das iſt, derſelbe. Er hat Mutter und Tochter reichlich beſchenkt; hat eine Zeitlang den Sohn bey der Mutter und den Bruder bey der Tochter geſpielt, und ich vermuthe, nicht ſchwache Eindrücke auf beyde gemacht. Ueber einen ſolchen Schwiegerſohn konnte denn die Mutter Ferdinern wohl vergeſſen; und alles wäre ſehr gut; könnte ſie nur die Vorſtellung von Luiſen, die ſie einmal nicht ſo ſehr Luiſen ſelbſt, als dem Zuſchauer, dem Prediger, Wolmern, Julien, mir und manchem andern ſo eifrig und ſo tief eingedrückt hat, könnte ſie die nur wieder auslöſchen! — Sie verſtehen, was ich ſagen will! Luiſens Mutter hängt den Mantel nach dem Winde. Sie glaubt noch immer, was ſie ſonſt geglaubt hat; nur will ſie nicht, daß wir's länger glauben

ſollen. — Kurz, ſie ſiehet, daß aus der Sache gegen Ferdinern nichts heraus kömmt; will die gewiſſe Partie für die höchſt ungewiſſe, oder vielmehr gar nicht zu hoffende, nicht verlieren, und alſo den Mann betrügen; aber denen, die ihren Betrug einſehen müſſen, ein Blendwerk machen. Da haben Sie die Erklärung der ganzen ſeltſamen Verwandelung!

Ein und ſechzigſter Brief.

Sophie an Auguſte.

Hamburg, den 22ten,
Abends um 8 Uhr.

Schade, daß Sie dieſes Billet erſt morgen früh leſen ſollen! Noch mehr Schade, daß zwiſchen St. Georg und uns der Wall und das geſchloſſene Thor eine Scheidewand gezogen hat!

Seit einer Viertelſtunde iſt Eliſe, begleitet von ihrem braven Philipp, wieder

der hier. Ich habe dem guten Menſchen zwey Louis d'or gegeben.

Ihre Neubegierde kann ich itzt nicht befriedigen: weil wir aber doch morgen um fünf Uhr gewiß reiſen; ſo mußt' ich Ihnen wenigſtens Adieu ſagen. Philipp mag einen Theil der Begebenheit erzählen; das Uebrige behält ſich Eliſe vor zu ſchreiben, ſo bald wir in Grumbuy oder Lübeck ſind: denn wir bleiben nur Eine Nacht auf Grumbuy.

An ſich war der Vorfall übel: aber es iſt kein Uebel, woraus nicht Gutes entſtehe! —

Nun packe ich meine ganze Sammlung zuſammen, und ſende ſie nach Gehrſen, in der Hoffnung, daß Sie endlich wieder da ſind.

Zwey und ſechszigſter Brief.

Leonore an Lotten.

Gehrſen, den 24ten.

Erſt vorgeſtern kam ich von Hamburg zurück, und geſtern bekam ich Ihr Päckchen; konnte aber nicht daran denken, es zu öffnen. Heute verſucht' ichs, einen Brief zu leſen, und mußt' ihn wieder aus der Hand legen; denn ich habe ſchlechterdings keinen Gedanken für Sachen außer mir. Ach! wer ſelbſt leidet, ſich ſo elend fühlet, das Herz ſo gepreßt voll, alle Gedanken ſo in ſich ſelbſt zurück gezogen! — Nie war ich von der Welt ein ſo abgetrenntes, ſo ganz mit Selbſtheit beſchäfftigtes, ſo für ſich allein lebendes Geſchöpf. Mit dem warmen reizbaren Herzen, das Sie kennen, das gern alles mit allen theilte, und in den Schickſalen ſeiner Geliebten ſo lebte, wie in ſeinen eignen, kann ich doch itzt an nichts Theil nehmen außer mir. Bedauren Sie mich, liebſte Lotte. Ich kom-

komme ja von einem Orte zurück, wo ich mich verkauft habe. Knechtſchaft für Freyheit, welch ein Tauſch! Darüber darf ja wohl die Natur in ihren Tiefen erſeufzen. — Ach! es wurde mir ſchwer, den Angſtſchweiß des Kampfs zu überſtehen, indem ich mich zu dieſem Schritt entſchloß. Ich dachte nicht, daß ich noch mehr würde zu leiden haben, wenn er einmal geſchehen wäre. Aber mein Herz! — Wenn ich an den Tauſch denke! hinter mir zurück ſehe, und dann vor mir hinaus! Alle die güldnen Ausſichten, Erwartungen, Entwürfe, Liebe, Ehre, Freyheit, alles, alles ſtürzet zu meinen Füßen zuſammen! Da ſteht das betrogene, beraubte, verſtoßene Weib, als verachtete Mutter, und gedungene Magd, und beregnet mit heiſſen Thränen die eiſernen Ketten, denen es aus mütterlicher Liebe für ſein vaterloſes Kind die ungewohnten Hände dargereicht hat! — O! wie alles hab' ich verloren, einen gekränkten Vater, einen Geliebten, dem ich mich aufopferte, Achtung, Ehre, Unterhalt, und Freyheit! Wie zu

nichts

nichts bin ich geworden! Und noch ſoll mirs zu nichts helfen, daß ich Mutter geworden bin; auch der mütterlichen Freude ſoll ich beraubt leben, mich von meinem Kinde entfernen! — —

In wenigen Worten alles, denn ich kann nicht mehr ſchreiben: ich habe mich als Gouvernante vermiethet. Adieu! Adieu!

LB Coburg

10. 2. 72
7. 9. 78 Кор

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dusch, Johann Jacob,

Geschichte Carl Ferdiners Mit Kupfern

Bd.: 3,1

1779

Coburg, Landesbibliothek -- D III 7/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941077-6